

Else Ury: Für meine Nesthäkchenkinder

Nr. 911.

Für meine
Nesthäkchenkinder
von
Else Ury



In derselben Ausstattung und
zu gleichem Preise erschienen:

- Nr. 1. Ohorn, Der letzte Staufe
" 2. Grimm, Märchen
" 3. Diebow, Elefantensäger
in Abessinien
" 4. Bechstein, Märchen
" 5. Hauff, Märchen
" 6. Klassische Sagen
" 7. Onkel Toms Hütte
" 8. Robinson
" 9. Sigismund Rüstig
" 10. Stöckl, Kinderglück
" 11. Ury, Für meine
Nesthäkchenkinder

Meibinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H., Berlin

Else Ury: Für meine Nesthäkchenkinder

Else Ury



Für meine
Nesthäkchenkinder



Ury, Für meine Nesthäkchenkinder 1.

Kleine Spottdroffel.

Für meine Nesthäkchenkinder

Geschichten
für Kinder von 8 bis 12 Jahren

Von
Else Ury

Mit farbigen Illustrationen und Legtbildern
nach Originalen von Wanda Lehn

Meidinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H., Berlin

Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten.
Copyright 1932 by Weidinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H.,
Berlin.

Inhalt.

	Seite
1. Warum ich dieses Buch schrieb	5
2. Kleine Spottdroffel	9
3. Was Putti erlebte	27
4. Erika macht schlechtes Wetter	37
5. Friedel Schlaumichel im Telefonland	55
6. Annelieses Weihnachtsengel	69
7. Piepmatz Pluster, der Gassenjunge	77
8. Wie Inge ihren elften Geburtstag feierte	92

Warum ich dieses Buch schrieb.

Im Nesthäkchenhaus war's im Riesengebirge. Ich lag der Länge nach im Grase. Die Grillen zirpten. Sonst kein Lauf.

Da hörte ich plötzlich Hallo. Kinderstimmen — Kinderfüße — lauter Buben und Mädcl. Nanu — wollten die alle zur Schneekoppe hinaufkriechen?

Ich blinzelte müde. Die Kinderschar zog nicht weiter. In meinen Garten drang sie ein.

Der ganze Garten war mit einem Male voll von Kindern, großen und kleinen. Das lärmte und lachte, schwatzte und jauchzte durcheinander.

„Tretet mich bloß nicht tot!“ rief ich und richtete mich ein wenig in die Höhe.

„Ach, da bist du ja“, sagte ein Knirps erfreut.

„Ja, da bin ich“, erwiderte ich einigermaßen verwundert. „Ich wollte gerade ein kleines Nachmittagschläfchen halten. Aber ihr Banditen habt mich gestört.“

„Macht nichts“, meinte der Kleine gleichmütig. „Zum Schlafen ist jetzt keine Zeit.“

Und alle Kinder fielen lachend ein: „Schlafen — jetzt am helllichten Tage!“

„Das geht euch gar nichts an“, sagte ich entrüstet. „Was wollt ihr denn eigentlich hier bei mir, ihr Krabben?“

„Klar, Mensch! Dich besuchen“, rief der Kleinste und Grechste.

„Wir wollen dich in deinem Nesthäkchenhause besuchen“, schrien und tobten die andern durcheinander: „Freust du dich denn gar nicht?“

Ich machte ein Gesicht, als ob mir ein Zahn gezogen werden sollte.

„Was, ihr wollt mich alle besuchen? Die ganze Gesellschaft? Vielleicht auch noch zu Schokolade und Kuchen?“ fragte ich entsetzt.

„Klar, Mensch!“ antwortete der kleinste Grechdach.

Und „Klar, Mensch!“ schrien die andern als Echo hinterdrein.

„Schokolade und Kuchen gehört zu jedem richtigen Besuch“, belehrte mich ein kleines Mädchen.

So viel Kuchen gab's wahrscheinlich im ganzen Riesengebirge nicht, wie die vielen Kindermäulchen vertilgen konnten.

„Wer seid ihr denn eigentlich, Bören?“ erkundigte ich mich, nachdem ich mich von dem Schreck ein wenig erholt hatte.

„Wer wir sind? Na, für so dumm hätten wir dich nicht gehalten. Kennst du uns wirklich nicht? Streng dich mal deinen Grips an“, so tobten sie durcheinander.

„Ruhe, ihr Rangen! Ihr laßt mich ja gar nicht nachdenken. Seid ihr vielleicht eine Schule, die einen Ausflug ins Riesengebirge macht?“

„Vorbeigeschossen! Weißt du wirklich nicht, wer wir sind? Und dabei haben wir dir schon so oft geschrieben. Geschichten und Zeichnungen, Rätsel und Photos haben wir dir geschickt. Ha — jetzt dämmert's. Natürlich, aus der Nesthäkchenpost von Neidingers Kinderkalender kennen wir uns.“

„Meine Nesthäkchenkinder seid ihr — hurra!“ rief ich und hätte

vor Freude einen Luftsprung gemacht, wenn ich nicht gerade auf der Erde im Gras gelegen hätte. „Freilich, dann müssen wir einen Kuchenberg wie die Schneekoppe so hoch aufstürmen, wenn meine lieben Nesthäkchenkinder zu Besuch zu mir kommen.“

„Ja, Kuchen — freu' dich nur nicht zu früh“, sagte ein großer Junge, Friß hieß er. „Mit Kuchen allein ist es nicht getan.“

„Und mit Schokolade auch nicht“, fiel die blonde Hilde ein.

„Na, was wollt ihr denn sonst noch von mir, Kinder?“

„Ein Buch — ein neues Geschichtenbuch! Du sollst uns Geschichten erzählen. Aber gleich — sofort — dalli!“ so bestürmten sie mich.

„Kinder, ich bin doch so müde — huah —“, gähnte ich. „Ich wollte doch gerade mein Nachmittagschläfchen halten — huah.“

Aber die kleinen Quälgeister gaben keine Ruhe.

„Wir schicken dir ja auch jedes Jahr schöne Geschichten für deine Nesthäkchenpost ein. Jetzt bist du an der Reihe.“

„Na, meinetwegen“, sagte ich gottgegeben. „Aber zum Geschichtenausdenken brauche ich Ruhe, Kinder.“ Ich hoffte, sie würden mich jetzt ein bißchen allein lassen.

Doch da saßen sie mit einem Male alle um mich herum im Grase. „Wir wollen zugucken, wie du Geschichten dachtest.“

„Na, denn man los!“ sagte ich. „Aber muckstill müßt ihr sein.“ Ich drehte mich auf die andere Seite und machte die Augen zu. Ganz still wurde es. Nur die Grillen zirpten.

Ich zerbrach mir den Kopf. Aber keine Geschichte wollte mir einfallen. Die kommen nämlich nicht auf Kommando anmarschiert, die Geschichten.

Ich wurde kribbelig.

„Laß mich mit euern Geschichten in Ruhe, Bören. Geschichten kann man nur zu Weihnachten erzählen“, wollte ich gerade rufen.

Da hörte ich ein leises spöttisches Lachen. Halb Klang's wie Lachen, halb wie der Sang eines Vogels. Aha, die Drossel, die Spottdrossel, die sich über mich lustig machte.

Spottdrossel Halt — wie wär's, wenn ich eine Geschichte von der Spottdrossel erzählte?

Ja, das ging — also los!

So entstand die erste Geschichte „Kleine Spottdrossel“. Und wenn man erst einen Anfang hat, dann geht es ganz von selbst weiter. Da braucht man sich gar nicht anzustrengen.

Eine Geschichte nach der andern fiel mir ein.

Als ich nach einer ganzen Weile die Augen wieder öffnete, war mein kleiner Besuch verschwunden. Keine Spur mehr von all den Nesthäkchenkindern. Hatte ich das alles etwa nur geträumt?

Aber die Geschichten, die ich ihnen erzählen wollte, mußte ich noch alle. Ich schrieb sie auf für meine Nesthäkchenkinder.

Kleine Spottdrossel.

Das lustigste Mädel in der Quinta war die Hanni. Wo die Hanni war, gab's stets was zu lachen. Allenthalben fand sie etwas Ulliges heraus, über das sie ihre Glossen machte. Aber leider fast immer auf Kosten anderer. Die etwas krummen Beine des Schuldieners, das Struwelpeterhaar des Mathematiklehrers, das fürwichtige Zopfschwänzchen, das sich ab und zu aus dem vorstintflutlichen Haarknoten einer Lehrerin löste, ja, selbst die Ehrfurcht gebietende Glase des gestrengen Herrn Direktors, alles gab ihr Stoff zum Lachen. Vor nichts machte ihr Spottmäulchen halt. Die Schulkameradinnen jubelten ihr Beifall zu, wenn sie irgendeine kleine Eigenheit der Lehrer getreulich nachahmte. Dabei waren die Freundinnen selbst vor Hannis Spott niemals sicher.

„Kommt ihr heute nachmittag aufs Eis?“ fragte Margot beim Abschied an der Straßenecke. Sie lispelte ein wenig, wenn sie das G sprach, nur ein ganz klein wenig. Es hörte sich eigentlich ganz niedlich an, als ob sie noch ein kleines Kind wäre. Die Schulfreundinnen waren an ihre Sprechweise gewöhnt. Sie hatten das nette Mädel gern, so wie es eben war. Nur Hannis Spottmäulchen ahmte der Margot bei jeder Gelegenheit das Lispel-G nach.

„Natürlich kommen wir aufs Eis, von vier bis sechs.“ Hanni stieß genau wie Margot beim G mit der Zunge an.

Die andern Mädel lachten. Margot wurde rot und bog mit eiligem „Auf Wiedersehen“ beschämt in eine der Straßen ein.

„Auf Wiedersehen!“ rief die Iose Hanni immer noch lispelnd hinter der Davoneilenden her.

Eva, ihre Intima, schob ihren Arm in den Hannis. „Du mußt die arme Margot nicht immer lächerlich machen. Sie kann doch nicht dafür, daß sie lispelt. Das ist ein Zungenfehler. Über Gebrechen darf man nicht spotten.“

„Lispeln ist eine schlechte Angewohnheit, die sie sich abgewöhnen muß“, widersprach Hanni. „Sie kann mir nur dankbar sein, wenn ich sie darauf aufmerksam mache.“

„Das ist sie aber ganz und gar nicht. Im Gegenteil, ich sah, wie sie mit den Tränen kämpfte, das arme Ding“, meinte Eva mit leidig. „Du darfst sie nicht immer vor den andern aufziehen, Hanni.“

„Geweiht hat die Margot?“ Hanni machte ein bestürztes Gesicht.

Aber auf dem Heimweg gab es allerlei, was niederdrückende Gedanken nicht aufkommen ließ. Gefrorene, spiegelblankte Pflügen, auf denen man schliddern konnte, wenn man auch schon elf Jahre alt war. Lustig schneeballende Jungen, die einem einen weißen Gruß gegen die Pelzmütze sandten und denen man natürlich mit einem weißen Geschloß antworten mußte, wenn man nicht für feige gelten wollte. Und nun fing es auch gar noch an zu schneien, lustig und übermütig im tollen Florentanz. Sollte da ein junges Menschenkind etwa Trübsal blasen? Nachdenklichkeit war niemals Hannis Sache. Die Margot, — pah, die würde heute auf der Eisbahn schon wieder gut werden. Was brauchte die auch so empfindlich zu sein! Sie hatte es doch wirklich nicht böse gemeint.

In glänzender Laune langte Hanni daheim an. Ach, es war ja Mittwoch heute, da war Lieschen, das gute Nählieschen, regelmäßig bei Bessers. Alles, was man in der verflossenen Woche an abgerissenen Knöpfen und heimlichen, vor Mutteraugen nicht immer ganz angebrachten Rissen aufgespeichert hatte, wurde dem guten Lieschen

ins Hinterstübchen eingeschmuggelt. Lieschen half aus allen Nöten. Nicht nur Wunden an Kleidern wußte sie mit ihren geschickten Fingern zu heilen, auch für alle seelischen Schmerzen der Besserschen Sprößlinge hatte das Nählieschen mit ihrem warmem Herzen stets ein Pflaster bereit. Mit all ihren Wünschen und Anliegen kamen die Kinder zuerst zum Lieschen. Sie war eine gute Fürsprecherin bei den Eltern.

Was Wunder, daß die Kinder am Mittwoch nicht aus Lieschens Nähstube herauszukriegen waren. Ja, die Großen beneideten das kleine Mariannchen, das Bessersche Nesthäkchen, das noch nicht zur Schule ging. Mariannchen hatte es gut, die konnte den ganzen Tag hinten beim Nählieschen stecken.

Behutsam öffnete Hanni die Tür zu Lieschens Werkstatt. Hinter dem Rücken der Näherin schlich sie sich auf den Zehenspitzen heran und legte ihr plötzlich die Hände vor die bebrillten Augen.

„Herrje, hab' ich mich aber erschreckt!“ Lieschen fuhr aus ihrer Glückerei empor. Hanni wollte sich vor Lachen ausschütten, daß Lieschen solchen Schreck bekommen hatte.

Das gute Lieschen lachte wie immer mit. „Kleine Spottdroffel, mußt du dich denn immer auf Kosten anderer lustig machen!“ Sie drohte Hanni scherzhaft mit dem zerstochnenen Zeigefinger.

Hanni wurde rot. Sie mußte an Margot denken. Aber schon im nächsten Augenblick wurde der lästige Gedanke beiseite geschoben.

„Was machst du denn da, Lieschen? Ach, Kurts Hosens? Mein schottisches Kleid ist viel notwendiger. Ich gucke schon wieder mit beiden Ellbogen heraus. Und aus meinen Handschuhen wachsen Spargelköpfe, alle Finger zerlöchert; und am Mantel bammeln drei Knöpfe. Geliebtes Lieschen, nicht wahr, du machst es mir?“

„Na, wollen mal sehen“, schmunkelte die alte Näherin, wie immer bereitwillig. „Sind ja noch beinahe vierzehn Tage bis Weih-

nachten. Da müssen wir die alten Handschuhe wohl noch mal herichten, ehe der Weihnachtsmann neue bringt.“

„Mutti hat gesagt, die Hanni kann sich schon Knöpfe und Handschuhe allein nähen, sie ist ein großes Mädchen. Du sollst sie nicht so verwöhnen, hat die Mutti gesagt“, berichtete das Nesthäkchen wichtig.

„Geht dich gar nichts an, dummes Ding“, fuhr Hanni ärgerlich auf die kleine Schwester los.

„Geht mich doch was an. Lieschen wollte mir bei meinem Puppenkleid helfen, und nun kommst du mit deinen ollen Spargelhandschuhen dazwischen.“ Die Kleine verzog Weinerlich den Mund.

„Kinder, vertrag euch! Ich finde schon noch zu allem Zeit“, beschwichtigte Lieschen. Wie oft im Laufe des Tages ihr „Kinder, vertrag euch!“ erklang, das konnte weder sie, noch eins der Kinder zählen. Es gab gar oft Raßbalgereien zwischen den dreien in Lieschens Nähstübchen.

Denn auch Kurt, der Sertaner, der alsbald auf der Bildfläche erschien, war mehr Bengel als Engel. Er foppte das kleine Schwesterchen und er hielt auch mit Hanni nicht Frieden. Das Schlimmste aber war sein technischer Forschungstrieb. Immer hatte Kurt etwas an Lieschens Nähmaschine herumzubasteln, meist mit dem Erfolg, daß das Rad plötzlich stillstand und sich nicht mehr drehte. Dann lachte Hanni mit Kurt um die Wette das arme Lieschen, das sich nun mit der streifenden Nähmaschine herumärgeren mußte, aus.

Lieschen wurde niemals böse. Höchstens drohte sie mal: „Kinder, ich setze euch an die Luft.“ Aber die drei wußten, daß sie nicht Ernst machte.

War das gemütlich drin beim Nählieschen! Man kannte das nüchterne Schrankzimmer, in das man die ganze Woche über kaum kam, am Mittwoch gar nicht wieder. Da war's nicht so schön auf-

geräumt, wie in den andern Zimmern, wo man keine Unordnung machen sollte. Glücken und Gädchen lagen da umher, bunt und lustig. Zwischen all dem Schneiderkram auf dem Tisch dampfte Lieschens geliebte Kaffeetasse, die ihr wichtiger war als das Mittagbrot. Und ein rotbackiger Apfel lag meist auch noch dazwischen. Das gute Lieschen hatte ihn vom Frühstück für die Kinder aufgespart. Merkwürdig, — so wie dieser Apfel schmeckte kein anderer von der Obstschale drin im Eßzimmer.

Da saß die Hanni mit ihren Rechenegempeln, der Kurt mit seiner Lateinarbeit, und Klein-Mariannchen mit ihren sämtlichen Puppenkindern. Alles so eng wie möglich um Lieschens Nähmaschine geschart. Das Gemütlichste aber war sie selbst. Klein, nicht größer als die Hanni, mit etwas schiefer Schulter und etwas hinkendem Gange. Lieschen war der Größenmaßstab für alle Kinder, in deren Familien sie arbeitete. Selbst das fünfjährige Mariannchen stellte sich auf die Zehenspitzen und behauptete, bald so groß zu sein wie das niedliche „Nählieschen“.

Wenn Lieschen da war, wußte die Mutter ihre drei gut aufgehoben. Sogar bei den Schularbeiten half Lieschen. Lateinische und französische Vokabeln mußte sie abfragen. Wenn aber Lieschen eins der ihr fremden Worte falsch aussprach, gab das Hanni endlosen Stoff zum Lachen und zum Spotten.

„Spottdroffelschen — Spottdroffelschen!“ drohte Lieschen lächelnd. „Ich habe meine Eltern nicht so viel Geld gekostet wie du. Ich habe nicht so viel lernen dürfen.“

Dann tat es Hanni wohl leid, daß sie Lieschen verlacht hatte, und sie erdrückte das kleine Persönchen fast mit ihren Liebkosungen. Aber bei der nächsten Gelegenheit machte sie es wieder ebenso.

So gern die Kinder sonst auf die Eisbahn gingen, heute, wo Lieschen da war, wären sie viel lieber zu Hause geblieben. Aber

Lieschen war es ganz lieb, daß die drei mal auf ein Weilchen aus ihrem Stübchen verschwanden. Denn vierzehn Tage vor Weihnachten gab es schon allerlei Überraschungen mit der Mutter zu beratschlagen.

Alle Freundinnen waren auf der Eisbahn. Nur Margot fehlte. Vergeblich spähte Hanni nach ihr aus. War sie nicht gekommen, weil sie sich gekränkt fühlte?

Man lief Achten, Autobus, Schlange und Flugzeug, so ausgelassen wie sonst. Die Wangen der jungen Eisläufer glühten, die Augen strahlten. Aber Hanni konnte trotz aller Freude an dem gesunden Sport ein bedrückendes Gefühl nicht los werden. Warum war Margot nicht gekommen?

Daheim beim Nählieschen mußte Hanni ihrem Herzen Luft machen. Wenn man dem Nählieschen etwas anvertraute, fühlte man sein Gewissen gleich erleichtert.

Über die Brille hinweg sah Lieschen das errötend stotternde Mädchen schweigend an, so merkwürdig, daß es Hanni unbehaglich zumute wurde.

„Ich weiß schon, was du sagen willst, Lieschen, — ‚Kleine Spottdroffel!‘ Hab’ ich’s getroffen?“ Sie lachte, aber es war ein unfreies Lachen.

„Ja, Kind, du wirst mit deiner Spottsucht noch viel Lehrgeld im Leben zahlen müssen“, sagte Lieschen ernst.

„Lehrgeld?“ Hanni versuchte schon wieder, die Sache ins Lächerliche zu ziehen.

„Freilich, du wirst dich dadurch unbeliebt machen, daß du andere auslachst und verletzst. Ich weiß, du bist nicht herzlos, aber du kannst leicht dafür gehalten werden, wenn du über alles spottest.“

So ernst hatte Lieschen selten zu einem der Kinder gesprochen. Es ging Hanni mehr zu Herzen, als wenn die Mutter ihre Unzufriedenheit äußerte. Mütter haben öfters mal was an ihren

Kindern auszusprechen. Aber Lieschen, nein, wenn Lieschen so sprach, dann mußte sie wirklich die abscheuliche Spottsucht abzulegen suchen.

„Warum nennst du mich denn bloß immer ‚Kleine Spottdroffel‘, Lieschen?“ erkundigte sie sich ablenkend. Allzulange pflegt man sich nicht gern bei seinen eigenen Fehlern aufzuhalten.

„Na, weil die Spottdroffel daselbe unter den Vögeln ist, was du unter deinen Freundinnen bist. Der Lustigmacher auf Kosten anderer. Die Spottdroffel macht alle Vogelstimmen nach, darum können sie die andern Vögel nicht leiden.“

„Mich können sie aber alle in der Klasse leiden, mich haben sie sogar sehr gern“, behauptete Hanni.

„Weil du ihnen zu einem Spaß verhilfst. Ingeheim ist doch einer jeden dein loses Spottmäulchen unbehaglich. Denn jede muß ja befürchten, daß sie selbst mal herankommt.“

Nählieschens Worte gingen Hanni diesmal länger nach als sonst.

„So schweigsam, Wildfang?“ erkundigte sich der Vater beim Abendessen verwundert. „Was ausgefressen?“ Seine Augen wanderten von seiner Ältesten zu seiner Frau hinüber.

„Hanni ist sicher von der Eisbahn müde, nicht wahr?“ meinte diese lächelnd.

„Ach, keine Spur“, verteidigte sich Hanni.

„Ich weiß, was sie hat“, ließ Kurt sich pffrig hören. „Die Hanni denkt sicher über den Weihnachtswunschzettelnach.“ Er selbst hatte den ganzen Abend damit zugebracht, seinen Wunschzettel dreimal zu schreiben und wieder zu zerreißen.

„Na, was soll der Weihnachtsmann denn diesmal bringen, ihr Krabben?“ erkundigte sich der Vater.

„Den Funkturm!“ rief Kurt ohne Besinnen.

„Ja, den Funkturm!“ fiel Hanni lebhaft ein.

„Den Funkturm!“ rief es auch aus dem Nebenzimmer, in dem Klein-Mariannchen bereits schlafen sollte.

„Ei der Tausend, wißt ihr nicht noch ein größeres Geschenk?“ Der Vater lachte belustigt. „Du meinst wohl einen Stablbaukasten, mit dem du einen Funkturm bauen kannst, Kurt?“

„Nee, wir meinen den richtigen Funkturm, der hier bei uns in Charlottenburg steht und abends immer hell und dunkel wird“, beharrte Kurt, der Sprößling.

„Kurt ist dämlicher als dämlich“, spottete Hanni. „Den Funkturm sollt ihr uns natürlich nicht unter dem Weihnachtsbaum aufbauen. Aber du hast uns versprochen, Vater, daß du mal mit uns hinaufsteigst. Man soll von dort über ganz Berlin sehen können.“

„Ja, und die Menschen sollen von da oben wie Ameisen aussehen, die in den Straßen herumkrabbeln, sagt unser Lehrer.“

„Und dann ist man gleich im Himmel oben“, gähnte Nesthäkchen aus dem Bette.

„Ja, Vater, dann werden wir doch wohl mit den Kindern mal auf den Funkturm steigen müssen“, fiel die Mutter lächelnd ein. „Wenn das ihr einziger Weihnachtswunsch ist . . .“

„Jawohl, der einzige! Aber der allergrößte!“ riefen Hanni und Kurt. „Am ersten Weihnachtsfeiertag gehen wir auf den Funkturm — ja, Mutti? Hurra!“

Nähliessen, die sich gerade verabschieden kam, schmunzelte.

„Na, dann bestellt euch nur gleich klares Wetter zu eurer Klettertour, damit ihr auch Aussicht habt. Nehmt ihr mich nicht mit?“

„Natürlich!“ rief Kurt gutherzig. „Vater, das Nähliessen muß auch mit auf den Funkturm.“

„Nähliessen ist noch viel zu klein, die kann gar nicht über das Gitter rübersehen“, ließ sich Nesthäkchen schon ziemlich verschlafen vernehmen.

Hanni schwieg. Sie warf einen vielsagenden Blick auf Lieschens kleine Gestalt in dem altmodischen Mantel, der ihr fast bis zu den Füßen reichte.

„Ich mache mich auch fein dazu“, sagte Lieschen beim Hinausgehen. Merkwürdig, wie das Nähliessen Gedanken erraten konnte.

Etwas beklommen ging Hanni am nächsten Tage in die Schule. Würde Margot böse mit ihr sein?

Nein, Margot war nett und freundlich wie immer. Als ob nichts vorgefallen sei. Sie hatte Besuch bekommen und war deshalb nicht auf der Eisbahn gewesen. Wie dumm, daß sich Hanni überhaupt deshalb Gedanken gemacht hatte.

Sie war wieder ganz oben auf. Keiner war vor ihrem losen Mund sicher. Nicht einmal Freundin Eva, die heute in der deutschen Stunde wegen Schlafmüdigkeit getadelt worden war. Sobald Hanni ihrer ansichtig wurde, begann sie laut zu schnarchen. Natürlich stimmten die andern Mädchen in ihr Lachen ein.

Eva war beleidigt.

Sie ging nicht wie sonst mittags mit Hanni nach Hause, sondern mit irgendeiner andern. Hanni folgte im großen Mädchenschwarm. Sie tat so, als ob Eva ihr ganz gleichgültig sei. Aber heimlich nahm sie sich vor, künftig mehr auf ihre spöttische Zunge zu achten. Es war doch nicht angenehm, mit seiner „Besten“ einen ganzen Tag lang schuß zu sein.

Weihnachten rückte näher und näher. Der Tannenwald war in die Großstadt gewandert und erfüllte die nüchternen Straßen mit seinem Duft und seiner Poesie. Weihnachtsfreude auf allen Gesichtern der mit Paketen beladen Dahinrastenden.

Im Besserschen Hause zählte man die Tage bis Weihnachten wie allenthalben, wo sehnsüchtige Kinderherzen dem Feste entgegen schlugen. Ein jedes der Kinder hatte sein Geheimnis, seine Weih-

nachtsüberraschung. Aber der schöne Tannenbaum, der draußen auf dem Balkon der schmückenden Hand harrte, hatte diesmal Konkurrenz bekommen. Der Funkturm, der am ersten Feiertag erstiegen werden sollte, war den Kindern nicht weniger wichtig. Wenn es bloß klares Wetter zum Fest wurde!

Und dann flammte der Lichterbaum auf. Die altvertrauten Klänge des lieben Weihnachtsliedes durchzogen wehevoll den Raum. Kinderfang, Kinderjauchzen und Kinderglück. Und schließlich eine dankbare Müdigkeit nach all der Freude.

„Morgen ist ein ebenso feiner Tag wie heute“, stellte Kurt beim Gutenachtgessen fest. „Vormittags Funkturm und Nachmittags Bescherung beim Nählieschen.“ Der Besuch am ersten Feiertag beim Nählieschen gehörte für die Besserschen Kinder zu Weihnachten wie Karpfen und Stolle.

„Lieber Gott, mach', daß es morgen nicht regnet“, betete Nesthäkchen in seinem Gitterbett. Hanni, die daneben schlief, hätte es am liebsten ebenso gemacht. Aber sie war doch schon viel zu groß dazu. Spöttisch lächelte sie. Und gleich darauf erschrak sie. Wenn der liebe Gott sie nun strafte und es regnen ließ?

Nein, blauer Frosthimmel überspannte feiertäglich am andern Morgen die Welt. Die Winter Sonne, sonst so fahl, gab sich Mühe, so golden wie möglich zu strahlen. Auch die Augen der Besserschen Kinder strahlten, als sie in den neuen, vom Nählieschen verfertigten Weihnachtskleidern zu den Eltern an den Frühstückstisch traten.

„Gehen wir gleich auf den Funkturm?“

„Na, erst wollen wir mal in Ruhe frühstücken, Kurt“, erklärte die Mutter.

Aber die Kinder gaben keine Ruhe. Jede Minute ließen Kurt oder Marianne ans Fenster, um zu sehen, ob die Sonne auch noch schiene, ob Nählieschen sie noch nicht abholen käme.

Hanni sah dem Nählieschen mit geteilten Gefühlen entgegen. So nett Lieschen auch im Hinterstübchen war, auf der Straße, nein, da machte sie doch eine zu komische Figur. Und am Liebensee, ganz nahe am Funkturm, wohnte eine ihrer Schulfreundinnen. Wenn die sie mit dem kleinen, hinkenden Lieschen erblickte!

Die Telefonglocke schlug an. Hanni stürzte zum Apparat. „Mutti, eine Dame will dich sprechen.“

Und gleich darauf die freudig erregte Stimme der Mutter: „Martha, du! Das nenne ich aber eine Weihnachtsüberraschung! Wieviele Jahre haben wir uns nicht gesehen? Ach, bloß auf drei Stunden seid ihr hier? Das ist ja eine kurze Freude. Natürlich sind wir zusammen. Du kommst mit deinem Mann zu uns! Also so bald wie möglich, Martha.“

„Nein — nein — das geht ja gar nicht! Wir müssen doch auf den Funkturm!“ Dreistimmiger Protest der Sprößlinge erhob sich, als die Mutter den Hörer zurücklegte.

„Auf den Funkturm können wir an jedem andern Tage gehen, Kinder. Aber meine Jugendfreundin ist nur heute vormittag in Berlin. Freut ihr euch denn nicht auch auf Tante Martha, von der ich euch erzählt habe?“

„Ne, gar nicht!“ Die Antwort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Dann kann ja Vater mit uns auf den Funkturm gehen“, verlangte selbst die große Hanni enttäuscht.

„Aber Kind, sei doch nicht so unvernünftig! Wenn Tante Martha zum ersten Male mit ihrem Mann zu uns kommt —.“

„Aber uns hast du's zuerst versprochen, Vater. Uns hast du's zu Weihnachten geschenkt. Und was geschenkt ist, bleibt geschenkt. Es ist unser allergrößter Wunsch gewesen.“ Kurt weinte, trotz seiner Sertanerwürde vor Enttäuschung.

„Nählieschen kann ja mit uns gehen“, schlug Nesthäkchen vor.

„Ach, mit Nählieschen ist es lange nicht so schön wie mit Vater und Mutter.“ Daß es nur äußerliche Gründe waren, weshalb Hanni nicht mit Lieschen gehen mochte, verschwieg sie.

Pünktlich wie immer erschien Lieschen. Sie hatte sich wirklich fein gemacht. Aber trotz Lieschens netten Mantel und Hut blickte Hanni unzufrieden drein. Während sich die Geschwister freudestrahlend in Lieschens Arm einhängten, blieb Hanni auf der Straße sogar immer ein paar Schritte zurück, als gehöre sie nicht zu den dreien. So zogen sie dem hohen Funkturm, dem Wahrzeichen der Stadt Charlottenburg, entgegen.

„Lieschen hat heute nachmittag Überraschungen für uns, für dich auch, Hanni“, rief Nesthäkchen.

Lieschen blieb stehen und wandte ihr gutes Gesicht zurück.

„Schon müde, Hannichen? Du willst ja heute gar nichts von deiner alten Freundin wissen.“

Bis über die Ohren wurde Hanni rot. Sie stotterte irgend etwas. Aber es war, als ob Lieschens klare Augen bis auf den Grund ihrer Seele drangen. Gern hätte sie ihre falsche Scham bezwungen und des guten Lieschens Arm genommen. Aber da kam ja gerade ihre Schulfreundin, schön gepuht, in Begleitung ihrer Eltern ihr entgegen.

Man begrüßte sich. Wozu mußte denn auch Lieschen mit den Kindern stehenbleiben? Da war es kein Wunder, daß die Schulfreundin ihr zuflüsterte: „Was habt ihr denn für ein niedliches Kinderfräulein?“

„Das ist doch bloß unser Nählieschen!“ Hanni stimmte in das Lachen der andern ein. Und dabei hatte sie deutlich das Gefühl ihrer Schlechtigkeit, daß sie ihre alte Freundin verlachte.

Nählieschen schien nichts gehört zu haben. Freundlich betrat sie mit den Kindern den freien Platz, auf dem der Funkturm in den blauen Himmel hineinwuchs. „Was ist das für ein stattliches Bau-

werk!“ sagte sie bewundernd. „Man wird schon schwindlig, wenn man es nur von unten ansieht.“

„Abends, wenn der Scheinwerfer vom Turm leuchtet, ist es noch viel feiner“, rief Kurt.

Unwillkürlich maß Hanni die voranhumpelnde kleine Näherin mit dem Riesenturm. Und als Lieschen jetzt am Billettschalter Karten löste, ging ihr Spottmäulchen wieder mit ihr durch.

„Lieschen, du brauchst nur ein Kinderbillet, weil du so klein bist“, spottete sie.

Lieschens blaßes Gesicht überflutete peinliche Röte. Denn die Umstehenden lachten offen oder versteckt. Nur eine ältere Frau sagte verweisend: „Die heutige Jugend kennt keinen Respekt mehr vor den Erwachsenen.“

Jetzt war es an Hanni, rot zu werden. Sie drückte Lieschen heimlich abtüttend die Hand: „Ich wollte dich nicht kränken, Lieschen, bloß . . .“

„Bloß die kleine Spottdroffel konnte mal wieder ihren Schnabel nicht halten“, lachte Lieschen gutmütig und begab sich zum Fahrstuhl, der zur Aussichtsgalerie emporführte.

Kurt hielt sie am Mantel fest. „Wir wollen lieber die Stufen hinaufklettern. Wir haben um unsere Margipanschweinchen gewettet, Hanni und ich, ob mehr als dreihundert Stufen sind.“

„Um Himmels willen, so viele Stufen soll ich mit meinem lahmen Bein steigen!“ entsetzte sich Lieschen. „Nee, Kinder, nee, das könnt ihr nicht verlangen. Man wird ja schwindlig, wenn man nur daran denkt. Das ist ja gerade, als ob man in die Luft hineinsteigt!“

„Ist auch gar nicht erlaubt, mein Sohn“, mischte sich der Fahrstuhlführer hinein. „Bis zum Restaurant auf halber Höhe kann man die Treppe benutzen. Die Turmgalerie ist nur mit Fahrstuhl zu erreichen.“

„Es gehen doch aber Treppen hinauf“, beharrte Kurt. Er wollte doch zu gern seine Wette und Hannis Marzipanschweinchen gewinnen.

Nun standen sie hoch oben auf der Turmgalerie. Weit blickten sie auf Charlottenburg und Berlin hinab, auf alle die beschneiten, vom Sonnenglanz überfluteten Häuser, die so winzig klein wie Spielzeug ausfahen. Eine Elektrische fuhr unten über den Platz — nein, war die niedlich. Und die Menschen krabbelten da unten auf dem Schnee herum wie Fliegen auf Zucker.

Lieschen hatte nicht Hände genug, um die drei, sich fürwiegend an das Galeriegitter wagenden Kinder festzuhalten und gleichzeitig ihren Sonntagshut, der bei dem Winde da oben das Weite suchen wollte. Sie hatte ja heute die Verantwortung für die Besserschen Kinder.

Über den schneeglitzernden Grunewald hinweg sah man die Türme von Spandau, die weiße Weite des Wannsees schimmern.

„Eine richtige Weihnachtsandacht hat man hier oben“, sagte Lieschen. „Man merkt, daß man dem Himmel ein Stück näher ist.“

Die Kinder empfanden weniger Andacht. Mariannchen strebte, von Lieschens fesselnder Hand loszukommen. Die beiden Großen, die sich längst befreit hatten, tuschelten miteinander.

Dabei schielten sie hinüber zu dem Schild an der Turmtreppe, auf dem in großen schwarzen Buchstaben „Verboten“ zu lesen war.

„Komm' nur, schnell, der Wächter merkt es nicht, der ist gerade auf der andern Seite“, flüsterte Kurt aufgeregt Hanni zu.

Und die große Schwester, anstatt den vorwitzigen Jungen von seinem unerlaubten Vorhaben zurückzuhalten, folgte ihm tatsächlich die steile, in Windungen vom Turm herabführende Eisentreppe hinunter.

Aber schon nach wenigen Stufen klang Lieschens sonst so sanfte

Stimme entsetzt hinter ihnen her: „Wollt ihr wohl sofort zurückkommen, Kinder! Das größte Unglück kann ja passieren. Augenblicklich macht ihr kehrt, oder ich hole euch!“

„Jawohl!“ lachte es ausgelassen von der Turmtreppe.

„Bis du mit deinem lahmen Bein bei uns bist, sind wir lange unten“, spottete Hanni.

Plötzlich ein Schrei, ein Stöhnen. Mariannchens Weinen und die aufgebrachte Stimme des Turmwächters klang zu den herzklopfend Laufenden herab. Da war etwas passiert. Was Lieschens Worten nicht gelungen war, das bewirkte jetzt ihr Stöhnen. Schreckensbleich kehrten die beiden Ausreißer um.

Oben empfing sie der Turmwächter scheltend.

„Könnt ihr denn nicht lesen? Es steht doch groß und breit hier angeschrieben: ‚Verboten‘. Aber da muß immer erst ein Unglück passieren!“

Ein Unglück? Ja, da lag Lieschen mit geschlossenen Augen, leise wimmernd auf dem Boden. Fremde Menschen bemühten sich um sie. Mariannchen stand mit tränenüberströmtem Gesicht daneben.

„Was ist denn geschehen?“ Kaum vermochten Hannis zitternde Lippen die Worte zu bilden.

„Was geschehen ist, das siehst du ja. Zurückholen wollte euch die Dame und ist dabei schwindlig geworden und gestürzt. Nun liegt sie hier mit 'nem Loch im Kopf. Und ihr seid schuld daran.“

O Gott! Aus Lieschens graublondem Haar sickerte Blut. Eine Dame wusch es mit schnell geholtem Wasser ab, machte einen Notverband um Lieschens Kopf.

„Wir sind schuld daran, — ich habe das arme Lieschen mit ihrem lahmen Bein verspottet — nun straft mich Gott dafür!“ Wie in einem Kreis wirbelten die Gedanken in Hannis Kopf. Sie konnte nichts anderes denken.

„Wir müssen sie nach Hause schaffen und so schnell wie möglich ärztliche Hilfe holen.“ Der Turmwächter trug die leichte kleine Gestalt in den Fahrstuhl. Und nun wurde Lieschen in ein Auto gebettet. Die fremde Dame stieg mit ein. Menschenfreundlich stützte sie die noch immer Bewußtlose. Gegenüber saßen die weinenden Kinder. Hanni streichelte heimlich Nähliesschens Hand, die sich so oft für sie gemüht hatte. Und dabei betete sie aus Hergensgrund: „Lieber Gott, laß bloß Lieschen nicht sterben!“

Lieschens Wohnung war bald erreicht. Der Autoführer trug die noch immer Ohnmächtige die vier Treppen hinauf. Oben empfing sie Lieschens Schwester entsetzt. Barmherziger — war Lieschen von einem Auto überfahren worden?

Die fremde Dame half die Bewußtlose zu Bett bringen. Hanni lief zu einem nebenan wohnenden Arzt.

„Herr Doktor, lieber Herr Doktor, kommen Sie bitte schnell. Es ist jemand verunglückt und ich bin schuld daran.“ Der Arzt sah die Seelennot in dem blassen Gesicht des Mädchens. Aufmunternd klopfte er ihr die Wange. „Es wird ja nicht so schlimm sein, Kind, beruhige dich nur.“

Es mußte aber doch wohl schlimm sein. Denn bei der Untersuchung des Arztes stöhnte und wimmerte das arme Lieschen aufs neue. Jeder Ton gab der herzklopfend lauschenden Hanni einen Stich ins Herz.

Es war das Weihnachtszimmer, in dem die Besserschens Kinder auf das Ergebnis der ärztlichen Untersuchung warteten. Ein niedliches, lustigbuntes Tannenbäumchen stand auf dem Tisch. Darunter hatte das gute Lieschen bereits ihre Gaben für ihren jungen Nachmittagsbesuch ausgebreitet. Da war eine ganze Wäscheausstattung für Mariannchens Puppenbaby; allerliebste Windelhöschen, Jäckchen und Häubchen, alles von Nähliesschens fleißigen Fingern ver-

fertigt. Da gab es einen Stabilbaukasten, aus dem man einen hohen Funkturm bauen konnte, für Kurt. Wie beschämt empfand der Schlingel da seinen Fürwitz und seinen Ungehorsam vor Lieschens Güte. Und da saß in einem kleinen Bauer ein graues, unscheinbares Vögelchen. Das stieß ein merkwürdiges Gezitscher aus. Es hörte



sich beinahe wie Lachen an. „Spottdroffel“ stand auf einem Zettel, von Lieschens Hand geschrieben.

Hanni schlug die Hände vor das Gesicht.

Nie, nie mehr wollte sie eine Spottdroffel sein! Wenn der Himmel nur diesmal noch gnädig war und Lieschen gesund werden ließ.

Da knarrte eine Tür. Der Arzt trat ins Zimmer.

„Nun, kleines Fräulein“, sagte er zu der verängstigten Hanni, „es sieht ja nicht schön aus. Eine Gehirnerschütterung. Aber mit Gottes Hilfe werden wir sie wieder gesund machen.“

Das wurden trübselige Weihnachtsfesttage. Tagelang bangten die Kinder um das Leben ihrer alten Freundin. Kein Wort des Vorwurfs hatten die Eltern für sie. Sahen sie doch, wie schwer sie für ihr Vergehen litten.

Aber Hanni verstand auch gut zu machen. Der Himmel erhörte ihr Flehen. Nähliesschens Befinden besserte sich. Langsam, sehr langsam ging die Genesung vonstatten. Schneeglöckchen und Krokus blühten bereits, als Hanni ihrer alten Freundin die ersten Lenzboten selbst an das Krankenlager bringen durfte. Bleich lag Lieschen in den Kissen, aber ihre Augen blickten gütig und verzeihend auf das sich selbst anklagende Mädchen. „Meine kleine Spottdroffel“, sagte sie liebevoll.

Nein, Hanni war keine Spottdroffel mehr. Auch ohne Lieschens Weihnachtsgabe, die in ihrem Zimmer lustig zwitscherte, vergaß sie nie, daß ihre Spottsucht beinahe ein Menschenleben gekostet hätte.

Was Putti erlebte.

„Zum ersten — zum zweiten — und zum dritten!“ Dröhnend slog der schwere Eisenhammer des Gerichtsvollziehers auf den Tisch. Wieder wanderte ein Stück der lieben, alten Möbel, die zum Teil noch vom Großvater herstammten, in fremde Hände.

Mit brennenden Augen schaute der zwölfjährige Erwin auf die Menschenmenge, die sich auf dem Gutshof angesammelt hatte. Sein schlanker Körper bebte vor verhaltenem Schluchzen. Beide Arme hielt er fest um Putti, den zierlichen kleinen Pony, seinen treuesten Freund, geschlungen. Und als ob Putti den tiefen Schmerz seines jungen Herrn verstünde, blickte er ihn mit flugen, traurigen Augen an und rieb mitleidig die braune Stirn mit dem weißen Fleck an Erwins Brust.

„Wir müssen uns zusammennehmen, Putti“, flüsterte der Junge seinem Pony ins Ohr. „Wir dürfen es Vater nicht noch schwerer machen. Sieh nur, wie elend und gebeugt er aussieht — und jetzt — er fährt sich mit der Hand über die Augen — Putti — ich glaube gar, der Vater weint!“

Seit Mutters Tode, vor vielen Jahren, hatte Erwin seinen Vater nicht mehr weinen sehen. Das Herz des durch Unglück früh gereiften Knaben krampfte sich zusammen, als er den leeren, trostlosen Blick wahrte, mit dem der sonst so starke Vater ein Stück nach dem andern in alle vier Winde wandern sah.

„Die bösen — bösen Menschen!“ murmelte Erwin. „Sieh nur, Putti, jetzt nehmen sie die alte Standuhr vom Großvater, auf die Vater so stolz gewesen ist, und nun“ — sein Atem stockte — „Mutters Brautbild, das große Ölgemälde — nein, das dürfen sie nicht nehmen!“ schrie er außer sich und stürzte zum Versteigerungstisch.

Aber rohe Hände schoben den schwächlichen Jungen zurück, und eine barsche Stimme sagte: „Marsch — hier hast du nichts mehr zu suchen!“ Da schlich Erwin sich wieder auf die Seite zu seinem Pony. Und mit ohnmächtig geballten Fäusten schaute er zu, wie ein Bauer den dick gespickten Beutel zog und fünf blanke Talerstücke für die alte Standuhr auf den Tisch zählte, während ein Trödler das große Brautbild der verstorbenen Mutter auf seinen armseligen Karren lud.

„Dich dürfen sie nicht nehmen, Putti, nicht wahr, du gehst mit mir?“ flüsterte der Knabe verzweifelt. Putti spitzte die Ohren und wieherte hell.

Da stand der Vater hinter Erwin.

„Nun mußt du — deinem Pony Lebewohl sagen, mein Junge“, sprach er mit stockender Stimme, „du kannst ihn nicht behalten, es hilft nichts, — er muß mit verkauft werden.“

Und Erwin, der noch ebenso trotzig aufbegehrt hatte, biß tapfer die Zähne zusammen, als er das müde graubleiche Gesicht des Vaters sah. Er neigte sich zu seinem Pony herab. Zum letzten Male streichelte er Puttis glänzendes Fell. „Ich kaufe dich bestimmt zurück, Putti“, sprach er mit tränenerstickter Stimme. Dann kam ein Knecht, nahm den Pony an den Zügel und führte ihn vor.

„Komm, Erwin“, sprach der Vater sanft, der seinem Sohne den Schmerz, sein Pferdchen in fremden Händen zu sehen, ersparen wollte, „komm, mein Junge, wir wollen gehen.“

Aber Erwin rührte sich nicht von der Stelle.

Mit starren Blicken sah er, daß fremde Menschen Putti be-
fühlten und begutachteten — und dann — Erwin zuckte jäh zu-
sammen. Der unbarmherzige Hammer fiel dreimal dröhnend auf



den Tisch — Putti war verkauft. Ein dicker Schlächtermeister spannte ihn zu seinem Grauschimmel vor den Wagen. Die Peitsche knallte — rasselnd fuhr er davon zur Stadt.

Der Vater aber nahm Erwin an die Hand und ging noch einmal mit ihm durch das leere Haus und über die heimatliche Scholle. Glückliche Jahre hatte er hier verlebt. Er hatte gearbeitet und sich geplagt vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Aber unredliche Beamte, denen er zuviel Vertrauen geschenkt, hatten ihn um die Frucht seiner Arbeit gebracht. Der Ertrag seiner Gelder war in die Tasche seines unredlichen Inspektors gewandert. Und heute mußte er als Bettler der Heimat den Rücken kehren.

Langsam und stumm schritten Vater und Sohn die graue Landstraße entlang in die ungewisse Zukunft hinein. Keiner von ihnen sah sich mehr um. Erwin aber erblickte in der Ferne vor sich eine dichte Staubwolke — das mußte Putti sein! Und wieder ballte der Junge seine Hände. „Ich kaufe dich zurück, Putti!“ stieß er leidenschaftlich zwischen den Zähnen hervor. Dann war die Staubwolke plötzlich seinen Blicken entschwunden.

Zwanzig Jahre sind seit jenem Tage vergangen. Längst hat Erwin sein Versprechen, das er damals dem kleinen Pony gegeben, in dem Kampf ums tägliche Brot vergessen. Der Vater konnte den schweren Schlag nicht verwinden. Er starb nach einigen Wochen und ließ Erwin heimat- und mittellos zurück. Der einst so verwöhnte Junge mußte eine Stelle als Laufbursche annehmen. Aber bald wurde der Inhaber des Geschäftes auf den klugen und fleißigen Knaben aufmerksam. Er nahm ihn ins Kontor, und nun stieg Erwin von Stufe zu Stufe. Heute war er selbst der Besitzer des Handelshauses. Er hatte die Tochter seines ehemaligen Chefs geheiratet. Und sein kleiner Sohn Hans riß verwundert die blauen Augen auf, wenn der Vater ihm erzählte, wie er einst beim Großvater Lüten geklebt und Ofen geheizt habe.

Auch heute mußte der Vater seinem Söhnchen beim täglichen

Spaziergänge wieder von vergangenen Zeiten erzählen. Plötzlich machte sich Hans von des Vaters Hand los.

„Ein Karussell — ein Karussell“, jubelte er. „Vater, ach bitte, laß mich doch einmal herumreiten.“ Der Vater gab seine Einwilligung.

Hei — war das eine Lust! Bei fröhlicher Musik ging es jauchzend im Kreise herum. Ein altes, steifbeiniges Pferdchen zog das Karussell.

„Hier, Hans, hast du Zucker“, sagte der Vater und hob den Kleinen wieder herab, „gib ihn dem Pferdchen zum Dank für seine Mühe.“

Hans nahm den Zucker, doch als der Pony schnuppernd seine Hand berührte, zog er sie ängstlich zurück.

„Hasenfuß!“ lachte der Vater, nahm den Zucker und hielt ihn selbst dem Pony hin.

Aber siehe da — das Pferdchen schnupperte, es nahm den Zucker nicht. Ein helles Freudengewieher stieß es aus und rieb den braunen Kopf zärtlich an Erwins Arm. Da wurde er aufmerksam. Er stußte — er strich dem Pferdchen die braune Ponymähne zurück — ein weißer Fleck zeichnete sich auf der dunklen Stirn ab!

Was machte der kleine Hans für große Augen, als der Vater freudig „Putti!“ rief. Der treue Pony, der seinen einstigen Herrn erkannt hatte, begann wieder laut zu wiehern.

„Ich kaufe dich zurück, Putti“, sprach Erwin sinnend vor sich hin. „Ja, was der Knabe einst versprochen, wird der Mann erfüllen.“

Und zu Hanschens Jubel führte man den alten Pony, der auf dem linken Hinterfuß lahnte, zu dem schönen Hause vor der Stadt, das sie bewohnten. Unterwegs aber erzählte Erwin seinem Kleinen von dem furchtbaren Tage, an dem er und sein Vater von Haus und Hof mußten. Wie man ihnen alle Sachen, die große Staduhr des Großvaters, das Brautbild der Mutter und zuletzt

auch Putti, seinen lieben Pony, unter dem Hammer verkauft habe. Hans lauschte mit heißen Backen der Erzählung des Vaters.

Draußen auf der sonnigen Wiese hinter dem Garten ließ man Putti das schöne, frische Gras abfressen. Hänschen saß dabei und schaute Putti nachdenklich zu. Er dachte an die traurige Geschichte, die der Vater ihm heute erzählt hatte — da fielen ihm mit einem Male die Augen zu. —

Und plötzlich sah er, wie Putti das fette Gras stehen ließ, zu ihm herangehumpelt kam, tief aufseufzte und zu sprechen anhub:

„Ja — ja — das war ein böser Tag damals, Hänschen, als dein Vater und ich Abschied voneinander nehmen mußten, als der dicke Schlächter mich mit Hü und Hott von dem schönen Gutshof in die Stadt trieb. Jetzt mußte ich kleiner Pony jeden Morgen den schweren Schlächterwagen ziehen und das Fleisch zu den Kunden hinfahren. Ach, wenn das mein Freund Erwin wüßte! habe ich da manch liebes Mal geseufzt.

An einem grauen Novembermorgen war's. Dichter Nebel verhüllte alles auf den Straßen, da hielt ich an einem großen Torweg. Der Schlächtergeselle lieferte im Hause das Fleisch ab. Der Wagen stand unbewacht. Plötzlich hörte ich im Torweg ein leises Flüstern. Ich spitzte meine Ohren.

„Ach, Karl, tu's nicht — um Himmels willen, tu's nicht — es ist Sünde!“ Das war die flehentliche Stimme eines kleinen Mädchens.

Und dann eine Knabenstimme: „Ach was Sünde — Sünde ist es, die Mutter fast verhungern zu sehen. Der Arzt sagt, sie muß kräftiges Fleisch essen, kaufen können wir keins; da muß ich es eben stehlen!“

Ich schrak zusammen — stehlen wollte der Junge!

„Gib acht, Annchen, daß keiner kommt“, hörte ich ihn aufgeregt flüstern, „es ist ja so neblig, es sieht mich keiner!“



Ury, Für meine Nesthäkchenkinder 2.

Friedel Schlaumichel im Telefonland.

„Doch — Gott sieht dich“, schluchzte die Kleine. „Du's nicht gute Menschen werden helfen.“

Aber schon sah ich, wie ein zerlumpfter Junge aus dem Torweg heraussprang, und eins, zwei, drei an meinem Wagen emporklettern wollte.

Das konnte ich nicht mitansehen — nein — der Junge sollte nicht zum Diebe werden! Ich machte einen wilden Sprung und riß den Wagen zur Seite, daß ein Rad zerbrach. Der herzuende Schlächtergeselle ließ roh die Peitsche um meine Ohren sausen. Ich aber fühlte die Hiebe nicht, hatte ich doch das frohe Bewußtsein, einen Menschen vor einer bösen Tat bewahrt zu haben.

Bald danach kam ich fort. Ein Zirkusbesitzer, der bei meinem Herrn kaufte, fand mich so schön, daß er mich für seinen Zirkus erwarb. Ja, freilich, das war ein anderes Leben! Blißblank wurde ich jetzt gehalten. Rote Tücher mit goldenen Fransen schmückten mich. Und schön gepuhte Kinder jubelten im Zuschauerraum, wenn ich abends bei Lichterglanz in die Reithahn trachte. Auf meinem Rücken stand in kurzem Glitterkleidchen Lizzi, die kleinste Reiterin der Welt, warf lachend Fußhändchen in das Publikum und machte gracios ihre Kunststücke. Ach — die beifallklatschenden Kinder wußten ja nicht, wie sehr die kleine Lizzi jeden Vormittag bei den Proben gequält wurde. Wie unbarmherzig der Direktor seine Reitspeitsche auf die nackten Schultern und Ärmchen der bitterlich weinenden Kleinen herabsausen ließ.

Ich aber wußte es. Und ich sah auch, wie der lustige Clown, der immer neue Lachstürme durch seine lustigen Späße hervorrief, zum Gaudium des Publikums auf Händen aus der Bahn lief und einen schnellen, verzweiferten Blick hinten in den kleinen Raum warf, in dem sein Weib schwer fiebernd daniederlag. Ich konnte dieses glänzende Elend, das sich hinter dem funkelnden Glittertand verbarg,

nicht lange mit ansehen, denn ich habe ein weiches Gemüt. Ich magerte zusehends ab. Schließlich verkaufte man mich mit einem Trupp Kollegen als Lasttier in die Berge.

Jetzt kam eine schlimme Zeit!

Jeden Morgen schnallte mir mein neuer Herr, ein fünfzehnjähriger, barfußiger Junge, einen schweren Holzbügel um. Daran hing er große, flache Körbe, die waren mit Lebensmitteln gefüllt. Und dann trieb er mich die steinigen Pfade zu den Unterkunftshütten oben auf den Bergen empor.

Ach — da habe ich gar oft geächzt und gestöhnt, wenn der Aufstieg so steil bergan ging. Aber das Schlimmste war, wenn ich als Reittier vermietet wurde und die dicken Herren und Damen zur Höhe schleppen mußte, denen das Steigen zu beschwerlich war. Daher habe ich auch wohl meine Kurzatmigkeit zurückbehalten.

Manch Schönes aber habe ich auch auf meinen Wanderungen geschaut. Weite, blühende Täler mit lustigen Dörfchen, silberhellen Bächlein, fruchtbaren Feldern und rauschenden Waldungen; und viele frohe, singende Menschen habe ich durch die schöne Gottesnatur wandern sehen.

Denke nur, Hänschen, eines Tages band mich mein Herr an einer Dorfschenke draußen an das Fensterkreuz fest. Und als ich in die Wirtsstube lugte, wen sah ich da? Die alte Standuhr von deinem Großvater, die damals mit mir zusammen unter den Hammer gekommen war. Ich hatte sie gleich an ihrem schwermütigen Klange erkannt. Sie sah recht heruntergekommen aus, die würdige alte Dame. Sie war viel in der Welt herumgestoßen worden. Doch gerade, als sie mir ihre Erlebnisse erzählen wollte, wurde ich losgemacht, und mein Herr trieb mich davon. Da hatte die Wiedersehensfreude ein schnelles Ende. Und noch jemand aus meiner Kinderzeit auf dem Gutshof deines Großvaters traf ich viele Jahre

später, als ich befagter, abgetriebener Pony schließlich nur noch gut dazu war, einen Lumpenkarren zu ziehen. Altersschwach und häßlich war ich inzwischen geworden. Aber ich fühlte mich doch in der ständigen Gesellschaft von Lumpen nicht wohl, trotzdem viele von ihnen sehr vornehmer Abkunft waren.

Eines Tages hielt ich vor dem Keller eines Trödlers, wo man schmutziges Papier auf meinen Karren lud. Und plötzlich erblickte ich durch die Türspalte, in einer Kellernische, ein bekanntes Bild, ein großes Ölgemälde. Ich zerbrach mir den Kopf, wo ich das schon einmal gesehen hatte. Schließlich wußte ich es — es war das Brautbild deiner Großmutter, Hänschen, das damals mit mir zusammen versteigert wurde. Ich wollte mich gern bemerkbar machen. Aber es schien mit dem zunehmenden Alter schwerhörig geworden zu sein. Es verstand mich nicht, so laut ich auch schrie. Ich aber wurde durch das alte Bild wieder an meine einstige Jugendzeit erinnert, und ich begann, mich meiner unwürdigen Beschäftigung zu schämen.

In der Nacht lief ich meinem Herrn davon und irrte viele Tage auf Wiesen und Feldern umher. Schließlich fand mich eine herumziehende Truppe. Die spannte mich vor ihr Karussell. Da mußte ich lahmer, alter Gaul bei lustiger Musik unaufhörlich im Kreise herumtraben, daß mir ganz schwindlig davon im Kopfe wurde.

Und das übrige weißt du, Hänschen.

Ach, ich habe es nicht geglaubt, daß mir noch einmal solch ein glücklicher Lebensabend beschieden sein würde!“ . . .

Putti verstummte — und Hänschen rieb sich verschlafen die Augen.

Dann aber sprang er empor, klopfte zärtlich Puttis Hals und eilte spornstreichs zum Vater.

„Vater“, schrie er schon von weitem, „denke dir, Putti hat mir eben seine Lebensgeschichte erzählt. Ach, was hat der alles erlebt,

und die alte Standuhr und das Brautbild deiner Mutter hat er auch gesehen und . . .“

„Junge“, — unterbrach ihn der Vater lachend und strich dem Kleinen das blonde Haar aus der heißen Stirn, „Junge, — Hans, du hast geträumt, am hellen lichten Nachmittag bist du eingeschlafen. Solch ein kleiner Faulpelz!“

Hans aber schüttelte den Kopf. Er wußte, was er wußte. Putti selbst hatte ihm ganz bestimmt seine Geschichte erzählt.

Eifrig spähte der Kleine von nun an in jede Dorfschenke und in jeden Trödelkeller. Aber die alte Standuhr und Großmutter's Brautbild, das einst mit Putti unter den Hammer gekommen war, hat er niemals entdeckt — und Putti verriet nichts mehr.

Erika macht schlechtes Wetter.

„Nächsten Sonntag ist schlesisches Heimatfest, da dürfen wir halt mit im Festzug fahren“, verkündete Friedel freudestrahlend vom Küchenfenster hinaus auf die Wiese. Dort lag die zehnjährige Erika mit ihrer Puppe Inge der Länge nach im duftenden Heu. Alle beide ließen sie sich von des lieben Herrgotts Höhensonne bestrahlen. Jetzt aber war Erika mit einem Satz auf den Füßen und an dem im Parterregeschoß gelegenen Küchenfenster.

„Schlesisches Heimatfest, was ist denn das? Ist das ein Kinderfest?“ erkundigte sie sich erwartungsvoll.

„Ne, das ist halt ein Heimatfest, für die großen Leute und auch für die Kinder. Der Batel fährt auf dem Kohlenmeilernwagen als Köhler mit und die Muttel auf dem Spinnwagen. Ich soll eine Bergblume sein, Enzian meint der Herr Lehrer, weil ich so blaue Augen habe“, berichtete die zwölfjährige Friedel voller Wichtigkeit. Dabei trocknete sie geschäftig das Frühstücksgeschirr von den Hausgästen ab, das die Mutter spülte. Jetzt während der Fremdensaison mußten die Krummhübler Kinder in den Ferien alle mit Hand anlegen.

Christel, Friedels etwas jüngere Schwester, stand drüben im Hühnerhof und streute den Hühnern Futter. „Und ich darf im Hochzeitszug mitfahren“, rief sie herüber. „Ein geblümtes Kleidel krieg ich an, ein Samtmieder und halt ein feines Spitzenhäubel.“

„Da fahre ich auch mit“, rief Erika, das Breslauer Stadtmädel, nicht weniger begeistert als die beiden Landkinder. „Nicht wahr, Mutti, ich darf doch?“

Grau Hausmann, die am Gartentisch unter der Linde einen Brief schrieb, nickte ihrem Töchterchen freundlich Gewährung.

„Mutti erlaubt es — hurra — als was soll ich fahren, Christel?“ Erika eilte so ungestüm in den Hühnerhof, daß die eifrig die Körner pickende Hühnerfamilie erschreckt aufplatterte.

„Kannst halt im Hochzeitszug mit Blumen streuen, dazu werden noch Kinder gebraucht. Die Kleinen aus der untersten Klasse werden vor dem Brautpaar hergähnen“, überlegte Christel.

„Was, mit den Kleinen soll ich gehen, wo ich doch schon zehn Jahre alt bin? Denke ja gar nicht dran. Du bist ja bloß sieben Monate älter als ich, Christel. Ich will mit dir im Hochzeitszug fahren oder eine Bergblume sein wie du, Friedel.“

„Das wird halt nicht gähnen, wir sind jetzt vollzählig, spricht der Herr Lärer“, meinte Christel bedauernd und schloß das Gitter zum Hühnerhof.

Erika machte ein langes Gesicht. „Darf der Hansel auch schon dabei sein?“ erkundigte sie sich.

„Nu freilich komm ich mitte, ich bin einer von des Herrn Liebezahls Zwergen“, rief statt der Schwester der sechsjährige Hansel, der Grünfutter für die Karnickel unweit an der Grabenböschung pflückte, voll Stolz.

Die gutherzige Christel schlang den Arm um ihre Ferienfreundin. „Sei nur nicht traurig, Erika, wir werden den Herrn Lärer fragen, ob du mit darfst“, tröstete sie.

„Glaub ich halt nicht“, warf die größere Schwester ein, die mit ihrem Lässenaufwasch inzwischen fertig geworden war. „Es ist doch ein Heimatfest für die Einheimischen. Und die Erika ist

nicht von hier aus dem Riesengebirge. Die ist doch von Breslau här.“

„Aber Breslau liegt auch in Schlesiens und — und ich bin überhaupt hier Kurgast. Und mein Vater sagt, wenn die Fremden nicht soviel Geld in den Kurorten lassen würden, dann würde es all den Orten schlecht gehen...“ Das kleine Mädchen brach plötzlich in Tränen aus.

„Aber Erika“, rief Frau Hausmann, welche die Äußerung ihres Töchterchens gehört hatte, unzufrieden, „der Vater hat das doch nicht so gemeint, sondern in einem ganz andern Zusammenhange. Warum weinst du denn, Kind? Kannst du schon wieder nicht Frieden halten mit deinen Spielgefährtinnen?“

„Wir haben ja gar keinen Streit gehabt“, beeilten sich Friedel und Christel zu versichern, während Erika weiter weinte.

„Doch, die Christel hat gesagt, ich soll mit den Kleinen im Hochzeitszuge gehen, wo ich doch schon zehn Jahre alt bin. Und die Friedel meint, ich darf gar nicht mit, weil ich bloß aus Breslau bin und nicht von Krummhübel.“

Jetzt schluchzte Erika richtig aus Mitleid mit sich selbst.

„Du bist ein dummes Mädel, Erika.“ Frau Hausmann mußte unwillkürlich über den Kinderschmerz lächeln. „Die Friedel und die Christel, die können das doch nicht wissen. Aber wir werden den Vater Hampel fragen. Der sorgt gewiß dafür, daß du mit deinen Freundinnen zusammen fahren darfst. Da kommt er ja gerade über die Wiesen.“

Erika war schnell getröstet. Vater Hampel, der Vater von Friedel und Christel, verstand alles. Gebrochene Puppenbeine in Gips zu legen, Glibbogen aus Baumzweigen zu machen, und Rübzahl aus Holz zu schnitzen.

„Nu freilich, Hergel, nu natürlich, du fährst halt mit der

Friedel im Blumenwagen mit", versprach der mit der Sense von der Heumahd Heimkehrende bereitwillig auf die Bitten seines kleinen Gastes. „Für so ein liebes Kindel wird schon noch Platz geschafft werden. Bist ja halt selber eine kleine Erika. Da brauchst du erst gar keine andere Bergblume zu wählen.“

„Au ja — famos!“ Plötzlich lachte Erika wieder über das ganze Gesicht, während noch Tränen in ihren Wimpern hingen.

„Ich fahre als Erika, das blüht schon überall. Da ziehe ich mein weißes Kleid an und wir pußen es mit Erikasträußen.“

„Und ein Kränzchen binden wir halt für dein Haar, Erika“, rief auch Christel, nicht weniger erfreut über den Vorschlag des Vaters. Nur Friedel meinte zweifelnd: „Wenn der Herr Lehrer es nur erlaubt?“ Dann griff sie wie Schwester Christel nach dem Rechen und begann, das zum Trocknen ausgebreitete Gras zu wenden, während Erika eiligst ihre im Heu vergessene Puppe vor den Zähnen des Rechens rettete.

Vierzehn Tage weilte Frau Hausmann bereits in dem am Fuße der Schneekoppe gelegenen Krummhübel. Im Hampelschen „Wiesenhaus“ zwischen Kühen, Ziegen und Hühnern genossen sie erholsame Ferienwochen. Die Wirtsleute, brave, biedere Menschen, machten ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich. Die Hampelschen Blondköpfe waren mit allen Kindern im Hause gut Freund. Sie waren wohlgezogen und fleißig, die drei. Wenn auch der Hansel die kleinen Stadtmädel öfters mal zu einem dummen Streich veranlaßte: Barfuß im kalten Gebirgsbach nach Forellen zu fischen, auf den Birnbaum zu klettern, daß die dünnen Kleider einen Riß als Andenken erhielten, oder gar auf dem großen Leiterwagen mit ins Heu zu fahren, während die Eltern Mittagsruhe hielten und keiner wußte, wo die Kinder geblieben waren. Außer Erika Hausmann gab es noch zwei Berliner Kinder, den Herbert

und die Inge, sowie die blondköpfige Margret aus Görlich als Gäste im Wiesenhaus. Beranda bei Beranda wohnten sie beieinander und waren lustige Spielkameraden.

Als die andern hörten, daß Erika zum Heimatfest mit im Festzug fahren wollte, da mochten sie natürlich nicht zurückstehen. Herbert bestürmte Vater Hampel, ihn mit auf seinen Kohlenmeilerwagen als Köhlerbub zu nehmen. Denn das hatte er sich schon immer gewünscht, einen Meiler, in dem die Holzkohlen gebrannt wurden, kennenzulernen. Er ließ es sich nicht ausreden, daß das ja gar kein richtiger Meiler sei, sondern nur eine Nachahmung. Die beiden Mädel, Inge und Margret, machten wie Erika die schönsten Pläne, auf welchem Festwagen und in welcher Verkleidung sie mitfahren wollten. Vergeblich stellten die verschiedenen Mütter ihnen vor, daß ihre geblühten Dirndkleider durchaus stilgerecht seien, und daß ein Blumenkranz im Haar festlich genug wäre.

Und dann kam die große Enttäuschung. Die Hampelschen Kinder waren vom Lehrer in die Schule beordert worden. Auf der großen Wiese hinter der Schule sollte der Kinderzug zur Probe zusammengestellt werden. „Wir gehen alle mit“, schlug Herbert, der älteste, vor. „Ich sage eurem Lehrer, daß ich mit Vater Hampel als Köhlerbub fahre, und euch Mädel kann er dann auf die verschiedenen Wagen verteilen.“

„Ich will aber mit Friedel als Erika auf den Bergblumenwagen“, rief Erika und hängt sich fest in den Arm der älteren Freundin.

Margret, die mit ihren Eltern einen Ausflug zur Riesenbaude machen sollte, verzichtete sogar auf die Bergwanderung, nur um auch beim Festzug dabei sein zu können. Und so zogen die sieben von dem höher gelegenen Wiesenhaus durch Sonne und Heuduft hinunter ins Dorf zur Schule, wo sich schon viele Kinder versammelt hatten. Die Gästekinder hielten sich schüchtern etwas im Hintergrunde. Nur

Herbert mischte sich als fecker Berliner Junge unter die Krummhübler Schuljugend.

Der Lehrer verlas die Listen der zu den einzelnen Festwagen gehörigen Teilnehmer. Mehrere Lehrer und Lehrerinnen stellten die verschiedenen Gruppen auf den Wagen malerisch zusammen. Der Kreis um die kleinen Kurgäste lichtete sich.

„Nanu, wer seid ihr denn, Kinder, gehört ihr auch dazu?“ fragte eine der Lehrerinnen schließlich die noch nicht untergebrachten Gästekinder aus dem Wiesenhaus.

„Ja, freilich“, antwortete Herbert statt der scheu verstummenden Mädels. „Vater Hampel nimmt mich mit auf seinem Köhlerwagen. Und meine Schwester . . .“ er gab der jüngeren Inge einen aufmunternden Rippenstoß, daß sie ebenfalls ihre Wünsche äußern sollte. Aber Inge zupfte nur verlegen an der grünen Schürze ihres Dirndtleides und schwieg. Auch Margret wagte keine Bitte, mit in den Festzug eingereiht zu werden. Im Gegenteil, sie versuchte sich hinter der kleineren Erika zu verstecken. Die gab sich einen Ruck.

„Ach bitte, ich möchte so schrecklich gern mit der Friedel Hampel in dem Bergblumenwagen fahren, weil ich nämlich gerade Erika heiße“, bat sie mit einem Knick.

Die Lehrerin lächelte. „Ja, mein Kind, das wird schwer halten. Ihr seid doch keine Riesengebirgskinder. Wir feiern am Sonntag ein altschlesisches Heimatfest, bei dem nur die hiesigen Bewohner und ihre Kinder mitwirken. Die Kurgäste bilden das Publikum. Ihr dürft euch an dem Festzug freuen.“ Damit wandte sich die Lehrerin wieder, grenzenlose Enttäuschung zurücklassend.

Nur eine Sekunde überlegte Erika. Dann eilte sie hinter der Dame her. „Ach bitte, bitte, ich bin doch auch von Schlesien — Breslau ist doch gar nicht weit. Und auf Friedels Blumenwagen ist noch Platz — ich habe es genau gesehen. Bloß zugucken, das ist

ja langweilig. Ach bitte, bitte, lassen Sie mich doch mitfahren“, so bettelte sie.

Die Lehrerin strich der aufgeregten Kleinen beruhigend über das Haar. „Kind, so gern ich deinen Wunsch erfüllen würde — ich darf es nicht. Denke mal, wenn auch all die andern Kinder der Kurgäste dabei sein wollten. Dann hätten wir ja gar keine Zuschauer. Wir dürfen keine Ausnahme machen.“ Die Lehrerin rief jetzt die Zwerge auf, um den Rübezahlwagen zu stellen.

Erika fühlte, wie ein dicker Tränenkloß sie im Halse würgte, wie ein Schleier von zurückgehaltenen Tränen das helle Sonnenlicht ringsherum verdunkelte. Der kleine Hansel Hampel wurde gerade aufgerufen — so ein Knirps — eine Gemeinheit, daß sie nicht dabei sein durfte. Und sie hatte sich doch so darauf gefreut.

„Na, abgeblüht?“ fragte da Herbert hinter ihr lachend.

„Nee, gar nicht“, stieß Erika hervor und schluckte mit Anstrengung den Tränenkloß hinunter. Auslachen ließ sie sich nicht noch obendrein.

„Was hat sie denn gesagt?“ — „Dürfen wir mitfahren?“ Die vorhin so schüchternen Spielkameradinnen bestürmten jetzt Erika. Sie war eigentlich ein wahrheitsliebendes Kind — aber der Herbert machte so ein schadenfrohes Gesicht — „na, meinetwegen, hat sie gesagt.“

„Schwindel!“ riefen die drei wie aus einem Munde.

„Gar kein Schwindel!“ behauptete Erika und wurde so rot wie der Mohn, den sie auf dem Wege gepflückt hatte.

„Hast ja ein Gesicht gemacht wie drei Tage Regenwetter“, spottete Herbert — „olle Schwindelliese!“

„Na, ihr werdet ja sehen, daß ich mitfahre — und das sage ich meiner Mutti, daß du Schwindelliese zu mir gesagt hast!“ Erika war nie sehr verträglich. Und jetzt kam noch die Enttäuschung und

das quälende Bewußtsein dazu, eine Unwahrheit gesagt zu haben. Plötzlich brach sie in Tränen aus.

„Aber Erika“, trösteten die Freundinnen, „Herbert meint es ja gar nicht so schlimm. Komm, wir gehen jetzt in die Blaubeeren.“ Von jeder Seite ärmelte sie eins der Mädels unter und zog sie die Bergwiese hinan in den Wald.

Das Blaubeerensuchen machte heute lange nicht solchen Spaß wie sonst. Erika fand sogar, daß die Blaubeeren bitter schmeckten, und sie mundeten doch sonst so gut. Lag das daran, daß eine Lüge über ihre Zunge gegangen war?

Auch am Abend, wo Erika sonst müde von der würzigen Vergnügung und vom Herumtollen sofort einzuschlafen pflegte, fand sie heute keinen Schlummer. Sie wälzte sich so unruhig im Bett, daß die Mutter noch mal nach ihr schaute, ob ihr auch nichts fehle.

„Ist dir etwas, Erika?“ fragte Frau Hausmann besorgt.

Nun wäre es ja das Einfachste gewesen, wenn Erika der Mutter ihren Fehler eingestanden hätte. Dann hätte sie sicher sofort Ruhe gefunden. Aber dann hätte sie auch bestimmt nicht auf dem Blumenwagen mitfahren dürfen, und es war doch noch für sie Platz da. Die Lehrerin würde am Sonntag soviel mit der Festordnung zu tun haben, daß sie gar nicht darauf acht geben würde, ob bei den vielen Kindern noch eins mehr dabei war. Und wie mußte sie sich vor ihren Spielgefährtinnen schämen, wenn sie eingestand, daß sie eine Unwahrheit gesagt hatte! Dann würde Herbert sie mit Recht „Schwindelliese“ nennen. So gähnte Erika nur: „Mir ist ganz gut, Mutti, ich bin bloß müde“ und rollte sich auf die andere Seite.

Eine rege Geschäftigkeit herrschte am nächsten Tage in ganz Krummhübel. Sonnabend gab es in den Logier- und Bauernhäusern immer viel zu schaffen, da wurde gebacken und geschauert, da hatte jeder alle Hände voll zu tun. Aber an diesem Samstag

gab es andere Arbeit. Schon in aller Herrgottsfrühe zog die Jugend in den Bergwald und kehrte mit Lannenzweigen beladen zurück. Die bunten Bauerngärten wurden geplündert. Rosen, Phlox, Akelei, Stiefmütterchen, brennende Liebe und Rittersporn wurden in das Lannengrün zu Festgirlanden gewunden. Über die großen Erntewagen breitete man buntes Leinen, über und über mit leuchtenden Sommerblumen besteckt. Holztruhen mit gemalten Rosensträußen, in denen Urgroßmutter ihren Brautschatz eingebracht hatte, feierten aus vergessenen Winkeln wieder Auferstehung. Geschnitzte Bauernbänke und Tische, Spinnräder und Webstühle einer längst vergessenen Zeit wurden hervorgeholt und auf die Festwagen verteilt. Und nun erst die alterschlesischen Bauerntrachten. Fast in jedem Häufel verwahrte man Großvaters und Großmutter Brautstaat auf. Fein säuberlich wurden Kniehose und rote Weste, Häubchen und Schnallenschuhe hergerichtet. Ganz Krummhübel war geschäftig am Werke.

Im Wiesenhaus halfen alle, selbst die Logiergäste. Da der Enzian, den Friedel darstellen sollte, noch nicht blühte, verfertigte man aus leuchtend blauem Seidenpapier künstliche Glocken. Die Kinder aus dem Wiesenhaus hatten sich alle am Erikapflücken beteiligt, um die Breslauer Erika schmücken zu helfen. Inge und Margret waren uneigennützig genug, ihre Freundin so hübsch wie möglich zu machen. Denn Erika war dabei geblieben, daß sie die Erlaubnis erhalten hätte, auf dem Blumenwagen mitzufahren.

Sollte sie vielleicht jetzt noch zugestehen, daß es sich anders verhielt? Das wäre doch eine zu große Schande gewesen. Und Herbert fuhr ja auch mit auf dem Köhlerwagen, auf dem ein großer Holzstoß durch Schwel Feuer angekohlt wurde und der die würzige Gebirgsluft arg beeinträchtigte. Na also!

Die Hampelschen Kinder in ihrer geraden Ehrlichkeit hatten

durchaus kein Arg, daß Erika geslunkert haben könne. Die glaubten ihr aufs Wort, daß die Lehrerin gesagt hatte: „Na meinetwegen.“ Als Friedel erzählte, daß die Festzugler nachher im Garten des Gerichtskretscham mit Kaffee und Kuchen bewirtet werden sollten, da konnte Erika nicht in die Freude der Hampelschen Kinder einstimmen. Wenn man sie nun als nicht zugehörig entdeckte und davon ausschloß? Oder wenn die Lehrerin sie wiedererkannte und heim-schickte? O Gott, wie mußte sie sich dann erst schämen! Mutter Hampels Buttermilch unter der Linde wollte Erika am Vorabend des Festes nicht munden. Warum mußten die andern auch von nichts als von dem dummen Festzug morgen reden. Kein bißchen freute sich Erika mehr darauf. Nur Angst hatte sie, herz klopfende Angst, daß ihre Unwahrheit herauskommen könne.

„Nun müßt ihr halt den Herren Riebezahl bitten, daß er morgen schönes Wetter zum Heimatfest schickt“, sagte Vater Hampel scherzend zu seinen kleinen Gästen.

„Ich wollte, er schickte morgen Regen“ — wie ein Blitz durchfuhr dieser Gedanke Erika. Scheu sah sie sich um. Hatte sie auch nicht etwa laut ausgesprochen, was sie eben im geheimsten Herzen gedacht hatte? Nein, wie konnte sie nur im Ernst wünschen, daß all die viele Arbeit und Vorfreude der braven Gebirgsleute umsonst sein sollte! Na, zum Glück gab es ja gar keinen Riebezahl, der dumme Wünsche erfüllen konnte. Erika war schon viel zu groß, um noch an den Riesengebirgsgeist zu glauben.

Ein goldener Sonntagmorgen zog über das Krummhübler Bergtal auf. Die Koppenhäuser standen klar gegen den tiefblauen Himmel — „zum Greifen nah, man möcht' sprechen halt gar zu nah“, meinte Vater Hampel, bedenklich den wolkenlosen Himmel musternd. Dann ging er, die Glut an seinem Kohlenmeilerrwagen zu schüren.

Herbert erschien am Sonntagskaffeeisch anstatt wie sonst sauber gewaschen, mit rußbeschmiertem Gesicht und Händen. Er hatte sich auf diese Weise bereits als Köhlerbub kostümiert und war sehr empört darüber, daß er den „schönen Ruß“ wieder abwaschen sollte.

Keins von den Kindern war heute zu einem Spaziergang zu bewegen. Es gab allenthalben zuviel zu sehen und zu bestaunen. Mutter Hampel besaß ja einen richtigen Spinnrocken wie aus dem Dornröschenturm. Der erschien den Kindern aus der Zeit des Rundfunks und des Flugzeugs doch gar zu merkwürdig. Und nun gar der Webstuhl, der auf einen malerisch mit schlesischem Leinen drapierten Wagen geladen wurde. Ein Handwebstuhl war das, wie man ihn heute in den Tagen der Maschinenteknik gar nicht mehr kannte. Aber der Dichter Gerhart Hauptmann, der nicht weit von Krummhübel daheim war, hatte die armen schlesischen Weber durch sein Theaterstück „Die Weber“ berühmt gemacht. So erzählte Herberts und Inges Vater den Kindern.

Allenthalben wurde heute Punkt zwölf Uhr zu Mittag gegessen. Erika würgte an der süßen Sonntagspeise, die sie sonst so gern mochte. Sie war die aufgeregteste von all den erwartungsvollen Kindern. Aber es war keine freudige Erregung bei Erika. Wie eine Zentnerlast lag es ihr auf der Brust. Um halb zwei sollte sich der Festzug in Ober-Krummhübel versammeln. Ein jedes hatte mit seiner Kostümierung so viel zu tun, daß kaum einer bemerkte, wie hinter dem Koppentegel sich weiße Wolken zusammenballten.

Und nun war man im Wiesenhaus fertig und bewunderte sich gegenseitig. Nein, sah Mutter Hampel in dem schwarzseidenen Bauerntrock mit Nieder und Häubchen drollig aus. Und die Christel, — ganz ihr Ebenbild in kleinerem Format.

„Friedel, du könntest ebenfogut eine Glockenblume vorstellen“,

fand Margret. Dabei trug die Friedel doch einen blumengeschmückten Stab mit dem Plakat „Enzian“ in der Hand.

„Erika, du hättest auch einen Blumenstab nehmen sollen“, meinte Inge, die mit ihrem rotviolettten Kränzchen allerliebste auschauende Freundin neidlos bewundernd.

„Das sieht doch jedes Rindvieh auf der Wiese, was Erika vorstellt“, meinte der jetzt in schwärzestem Ruß prangende Köhlerbub Herbert.

Der hatte es gut, der Herbert. Vater Hampel nahm ihn einfach auf seinen Meilerwagen und kein Hahn krächte danach. Das hätte ja nur gefehlt, daß sie noch durch einen Blumenstab die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte, dachte Erika. Sie würde froh sein, wenn kein Mensch Notiz von ihr nahm.

Hansel, der kleine Zwerg mit brauner Gnomenmütze und langem Wattebart, drängte, daß man nun endlich gehen sollte. „Sonst ragnet's halt noch vorhär.“

Nanu, wo war der blaue Himmel denn hingekommen? Hinter allen Berggipfeln krochen dickgeschwollene Wolkenungeheuer heran. Die Schwalben, die am Dachfirst nisteten, flogen tief am Boden.

„Das bedeutet Ragen“, meinte Mutter Hampel und nahm den großen roten Bauernregenschirm unter den Arm. „Aber ich denk' halt, es wird erst zur Nacht kommen. Der Herr Riebezahl läßt beim schläpischen Heimatfest nicht ragen.“

„Willst du nicht lieber hierbleiben, Erika?“ stellte Frau Hausmann ihrem Löchterchen vor, besorgt den sich immer mehr beziehenden Himmel musternd. „Inge und Margret sehen doch auch von der Veranda aus den Festzug mit an.“

Ach, wie gern wäre Erika ebenfalls zurückgeblieben. Nicht nur ihres bösen Gewissens wegen. Sie hatte auch Angst vor einem Gewitter. Da aber hingen sich Friedel und Christel in ihren Arm

und Herbert kommandierte: „Alle Mann los!“ und als er das Zögern bei Erika bemerkte, fügte er spöttisch hinzu: „Oder willst du etwa jetzt noch kneifen?“

Nein, Erika wollte nicht „kneifen“. Möglichst unternehmungslustig schritt sie mit den andern davon. Doch je näher man der



Versammlungswiese kam, um so mehr pochte Erikas Herz. Himmel, wenn man sie mit Schimpf und Schande davonjagte!

Erikas Angst war unbegründet. An dem Versammlungsort war ein solches Gewimmel von bunten Trachten, ein solches Durcheinander von Großen und Kindern, Wagen und Pferden, daß keiner auf den kleinen Eindringling achtete.

Friedel zog sie mit zu dem Bergblumenwagen, einem der ersten

Festwagen. Er trug unter einem Blumenbogen ein Schild: „Schonet die Bergblumen!“

Teufelsbart, Habmichlieb und Berganemone, drei Mädel aus Friedels Klasse, saßen bereits oben auf dem Wagen und sahen voll Verwunderung, wen Friedel da denn noch mitbrachte. Freundlich rückten sie zusammen und machten Platz.

Einen tiefen Atemzug tat Erika. So, nun war sie in Sicherheit. Nun brauchte sie keine Angst mehr zu haben. Die Lehrer waren mit dem Stellen des Hochzeitszuges beschäftigt. Die Lehrerinnen beaufsichtigten Rübezahls Zwerge, die allerlei Unfug bei den Pferden trieben. Keiner würde sie entdecken. Sie konnte nun wirklich anfangen, sich zu freuen.

Ja, wenn Erika bloß nicht immer wieder daran hätte denken müssen, daß sie durch eine Lüge hier auf dem Festwagen saß. „Es war ja eigentlich gar keine richtige Lüge, ich habe ja bloß ein bißchen geschwindelt“, wollte sie vor sich selbst begütigen. Aber sie fühlte es nur zu gut, daß Unwahrheit Unwahrheit blieb.

Inzwischen war Ordnung in das Gewühl der bunten Bauerntrachten gekommen. Die blumengeschmückten Festwagen gaben ein reizvolles Bild, umrahmt von blauen Bergen.

„Schau, da ist Rübezahl, wir wollen nur bitten, daß er unsern Festzug nicht doch noch verrägen läßt“, sagte Friedel zu Erika.

„Wo — wo?“ rief Erika erschreckt und dann lachte sie sich selbst aus. Der da mit dem Furcht einflößenden Rübezahlsbart auf dem Wagen neben ihnen, das war ja der Krummhübler Schuster, der kürzlich erst ihre Schuhe befohl hatte.

Die Musiker, in Kniehosen, weißen Strümpfen mit bunten Strumpfbändern, in Schnallenschuhen und roten Westen mit silbernen Knöpfen dran, stellten sich an die Spitze des Zuges und begannen, den Festmarsch zu blasen. Es ging los.

Rübezahl mit seinen Zwergen fuhr als erster Festwagen. Der Bergblumenwagen folgte als zweiter. Die schlesische Spinnstube, auf der Mutter Hampel mit ihrem Spinnrocken unter fleißigen Spinnerinnen thronte, konnte Erika noch bewundern. Aber von den nachfolgenden Wagen sah sie nichts mehr. Nicht die Weber, nicht die Grobschmiede und schlesischen Laboranten, nicht einmal den Köhlerwagen, auf dem Herbert neben Vater Hampel den Meiler schürte. Ach, und auf die Bauernhochzeit hatte sie sich doch so gefreut. Den Hochzeitsbitter mit den langen bunten Bändern am Hut, der vor dem Brautpaar hertanzte, die Brautjungfern, all die Hochzeitsgäste in ihren altschlesischen Trachten, der Wagen mit dem Brautgut, auf dem der ganze Hausrat geladen war und mit der hinten angebundenen Kuh, nichts bekam die Erika von all dem zu sehen. Warum hatte sie bloß den Wunsch gehabt, mit im Festzuge zu fahren! Wieviel besser konnten Inge und Margret, die den vorüberkommenden Freundinnen ein lautes Hurra zuriefen und vor Begeisterung in die Hände klatschten, den ganzen vorbeiziehenden Zug mit ansehen. Ach, hätte sie doch bloß nicht geschwindelt!

Aus allen Häusern schauten begeistert Beifall klatschende Gommegäste. Der ganze Weg war von Zuschauern eingesäumt, die den langsam Vorüberfahrenden scherzhafte Worte zuriefen. Photographen mit gezückten Apparaten machten ihre Aufnahmen.

Plötzlich flatterten die Blumengewinde, die Wagenschilder und bunten Tücher wild auf. Jede der Bergblumen griff erschreckt nach ihrem Kranz. Ein Wirbelwind kam von den Bergen über die Wiesen dahergestürmt und brachte im Augenblick Aufruhr in die Festordnung.

„Mein Kränzchen — der Sturm zerzaust mir meine Papierblumen“, rief Friedel erschreckt.

„Es räuet halt schon ein bißchen“, stellte Habmichlieb fest. Die

ersten schweren Tropfen fielen. Mit entsetzten Augen blickte Erika in die schwefelgelben und grauschwarz drohenden Wolken. Da — der erste Blitz — im Zickzack fuhr er von der Schneekoppe herunter, donnerndes Krachen folgte ihm.

„Das hat eingeschlagen“, sagte Teufelsbart.

Erika hielt sich weinend die Augen zu. Sie fürchtete sich entsetzlich vor dem Gewitter, noch dazu in den Bergen unter freiem Himmel.

„Ich will nach Hause, — ich will zu meiner Mutti“, schluchzte sie.

„Das geht jetzt halt nicht mähr, Erika, dann hättest du gleich nicht mitfahren sollen.“ Friedel war ärgerlich, daß Erika oben auf dem Festwagen saß und heulte, anstatt den Zuschauern lachend zuzuwinken. Den Kindern aus den Bergen machte das bißel Gewitter nicht viel.

Aber allmählich verging auch den andern Bergblumen das Lachen und Winken. Ein tolles Unwetter setzte ein; Blitz, Donner, Sturm, wolkenbruchartiger Regen brauste über den so schönen Festzug hernieder und durchweichte alles bis auf die Knochen. Die Bergblumen waren geknickt. Die Zwerge scharten sich ängstlich um ihren Meister Rübezahl. Den Flachs an Mutter Hampels Spinnrocken zaufte der Sturm. Der Kohlenmeiler war von den Regensfluten gelöscht. Der Hochzeitsbitter mit seinem blumengeschmückten Stab tanzte nicht mehr vor dem Brautpaar einher, sondern hatte einen alten Kartoffelsack, den ihm einer mitleidig zugeworfen, über den bunt behänderten Hut gezogen. Brautpaar, Brautjungfern und Gäste hatten baumwollene Familienregenschirme von gewaltigem Ausmaß aufgespannt. Der den Schluß des Festzuges bildende Berg- und Wintersport mit seinen Skiern, Rodeln und Hörnerschlitten hätte sich bei dieser Überschwemmung sicher lieber einen Kahn gewünscht. Die Zuschauer am Wege hatte der Sturm davon-

geblasen. Nur aus den Fenstern und Veranden blickte man voller Mitleid auf den armen verregneten Heimatzug.



Wieder ein Krachen in den Lüften. Erika barg den Kopf an Friedels triefender Schulter.

„Riebezahl zürnt“, sagte Friedel leise, denn solch ein schweres Gewitter machte selbst dem beherzten Krummhübler Mädel bange.

„In keinem Jahr ist das Heimatfest verrätnet.“

„Ich bin schuld daran — ich ganz allein“, schluchzte Erika unter Donner und Blitz. „Es ist gar nicht wahr, daß ich die Erlaubnis hatte, mit euch auf dem Bergblumenwagen zu fahren. Ich habe gelogen. Und dann habe ich noch obendrein gewünscht, daß es heute regnen sollte, weil ich solche Angst hatte, daß man mich wieder nach Hause schicken könnte. Und nun gießt es und blizt es.“ Wieder bedeckte Erika die Augen vor einer gelben Blitzschlange.

„Du hast das böse Wetter nicht gemacht“, tröstete die gutherzige Friedel.

„Doch — doch, weil ich so schlecht gewesen bin, ist das Unwetter herausgezogen — ich bin schuld daran.“ Dabei blieb Erika. Sie zitterte vor Aufregung, Kälte und Nässe.

Als der triefende Festzug den Kretscham erreicht hatte, stahl sich der erste Sonnenstrahl wieder durch flatternde Wolkenfetzen. Das Gewitter hatte ausgetobt. Die Gebirgsleute waren an Wind und Wetter gewöhnt, die trockneten alsbald wieder in der Sonne und wurden bei Kaffee und Kuchen, bei Bier und Wein wieder warm. Erika aber, die von ihrer sich um sie sorgenden Mutter vom Kretscham heimgeholt wurde, lag am nächsten Tage mit starkem Erkältungsfieber zu Bett.

Während die lachenden Stimmen der draußen im Freien spielenden Kinder durch das geöffnete Fenster hereindrangten, mußte Erika mit brennendem Kopf das Bett hüten. Da hatte sie Zeit, darüber nachzudenken, wieviel Unheil aus Unaufrichtigkeit entsteht.

Am nächsten Sonntag wurde das Heimatfest bei strahlendem Sonnenschein wiederholt. Zwar noch ein wenig blaß, aber mit frohen Augen konnte Erika sich diesmal unter den Zuschauern an dem malerischen Aufzug freuen. Man muß nicht überall dabei sein wollen. Und das Wettermachen soll man unserm Herrgott überlassen.

Friedel Schlaumichel im Telefonland.

Friedel Schlaumichel stand am Telefon.

Er hielt den Hörer gegen seine abstehenden Ohren gepreßt und kniff beide Augen zu, um besser hören zu können.

Ja, wenn er nur etwas zu hören gehabt hätte!

Aber er vernahm nichts als ein leises, schadenfrohes Knistern und Knattern im Apparat. Das war gerade, als wenn ihn da jemand noch obendrein höhnen wollte, weil er schon seit einer Ewigkeit auf Anschluß wartete.

Friedel Schlaumichel riß endlich die Geduld. Wütend begann er mit den Fäusten gegen das Telefon zu humpeln, seinen ganzen Ärger ließ er an dem unschuldigen Ding aus.

Aber was war das?

Friedel sperrte erschreckt die Augen auf.

Das kleine Telefon vor ihm streckte sich, es wuchs und wuchs. Schon hatte es die Größe einer Hundehütte, nun die Höhe eines Bauernhauses, und jetzt war es fast so groß wie der Kirchturm. Da hielt es endlich an.

Mit blöden Augen starrte Friedel Schlaumichel auf das Wunder. Etwas Feuchtkaltes an der Hand weckte ihn aus seiner Versunkenheit.

Nanu — statt des schwarzen Hörers, den er noch eben mit der Rechten umfaßt, hielt er den Kopf eines großen schwarzen Rötters zwischen den Fingern, der tückisch nach ihm schnappte.

An einer grünen Leine lag das Riesentier und bewachte kläffend den Zugang zu dem stattlichen Haus.

Aus dem runden Guckfenster aber schaute ein verwittertes Männlein. Das hatte ein blaues Funkenkleid an und eine zierlich geflochtene Drahtkrone auf dem Kopf.

„Bist du der rohe Geselle, der so unverschämt gegen meine Haustür geschlagen hat?“ fragte es mit merkwürdiger Stimme. Sie klang wie das Knistern und Knattern im Telefon.

„Ist mir gar nicht im Traum eingefallen!“ Friedel Schlaumichel erlangte allmählich seine angeborene Dreistigkeit zurück. „Ich sehe dich und dein Haus heute zum erstenmal. Aber rufe gefälligst deinen vermaledeiten Rötter zurück, damit er mir nicht meine neuen Hosen zerreißt.“ Er sprang vorsichtig vom rechten Bein aufs linke.

Das Männlein zog den Mund von einem Ohr zum andern und lachte über Friedels drollige Sprünge. Und das klang gerade so, als ob das Telefon klingelt.

„Du bist ein komischer Kauz, aber du gefällt mir, trotzdem eine beträchtliche Frechheit in dir steckt und du mir mit deiner ungefügen Faust fast mein schönes Haus zertrümmert hast. Wie heißt du denn?“

„Friedel Schlaumichel, — und du?“ Friedel hüpfte immer noch vor dem schnappenden Hund auf und nieder.

„Schlaumichel — hihi — wollen sehen, ob du deinem Namen Ehre machst. Errätst du's nicht, wer ich bin?“

Friedel sah den puzigen Alten zweifelnd an.

„Wahrscheinlich der Hausmeister von dem schönen Haus hier“, stieß er dann heraus, und versuchte vergebens, seine Beine in Sicherheit zu bringen.

„Hausmeister — hihi —!“ Das Männlein lachte so laut, daß es Friedel war, als ob sämtliche Telefone auf der Welt zu gleicher Zeit

bimmelten. Dann aber gebot er dem Hund, sich zu kuscheln und winkte Friedel, näherzutreten.



„Du bist ja ein prächtiger Schlaumichel, dich muß ich kennenlernen. Tritt näher, spazier' nur ganz dreist hinein, mein Hund tut dir nichts.“

„Erst will ich wissen, wer du bist — ist das eine Manier, sich

nicht mal vorzustellen, damit andere Leute sich erst den Kopf über dich zerbrechen müssen? Bei uns zu Lande ist das nicht Sitte!" Friedel fühlte sich jetzt, wo der Hund Ruhe hielt, dem winzigen Männlein bei weitem überlegen.

Das lächelte fein — wie ein leises, leises elektrisches Surren ging es durch die Luft.

"Risi Bisi ist mein Name", sagte der kleine Kauz, immer noch mit seiner Heiterkeit kämpfend.

Jetzt war das Lachen an Friedel.

"Risi Bisi, der Name paßt zu dir, du pußige Kruke — hahahaha — Risi Bisi! Aber der Name allein tut's nicht — was bist du denn sonst noch? Schneider, Schuster oder Schlosser?"

"Ich bin König vom Telefonland, du Schlaumichel." Friedel fühlte plötzlich einen elektrischen Ruck durch seinen Körper, so daß er mit einemmal auf den Knien lag.

Er machte sein schlauestes Schlaumichelgesicht.

"Herr König — Majestät — Ihre Gnaden — bitte untertänigst um Verzeihung — ach, nehmt es nur ja nicht übel, daß ich so freimütig von der Leber weg geredet habe, — so respektlos — so ganz, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Wenn ich hätte ahnen können", — Friedel sah den kleinen Telefonkönig, der so wenig Königliches an sich hatte, zerknirscht an.

"Ei — ei —", der winzig kleine Herr drohte mit hochgezogenen Augenbrauen. "Hast du auch die schlechte Angewohnheit, die euch Menschenkindern eigen, nur nach dem Kleide zu sehen und nicht nach dem, was drin steckt? Friedel Schlaumichel — das hätte ich von dir nicht gedacht!" Und wieder fühlte Friedel einen elektrischen Schlag, gerade so, als wenn der Vater daheim ihn als kleinen Bub über das Knie gelegt.

"Ich will es trotzdem mit dir versuchen, Friedel Schlaumichel",

meinte der kleine König, nachdem sie sich gegenseitig eine Weile angelegentlich betrachtet hatten. "Du gefällst mir nun einmal. Wenn du mir treu dienen willst, soll es dein Glück sein."

"Ja, Herr König", Friedel drehte verlegen seine Müße in der Hand, "die Sache ist nur, ob ich das Ding auch verstehen werde. Ich bin ja von Natur aus nicht dumm . . ."

"Nein, nein, du bist ein Schlaumichel, das habe ich schon gemerkt. Aber komm nur mal erst ins Haus, dann können wir weiter über deine Arbeit reden."

Friedel sah den glattpolierten Riesenkasten von allen Seiten an — nirgends eine Tür. Aber da er Friedel Schlaumichel hieß, kam er auf den guten Gedanken, durch das Guckfensterchen zu klettern, durch das der Alte lugte.

"Du hast den richtigen Eingang erwischt", schmunzelte Risi Bisi, "willkommen im Telefonland!" Er reichte dem einen tiefen Bückling machenden Friedel seine kleine verschrumpelte Hand. Friedel hatte das Gefühl, als wenn er gegen den Strich über eine Plüschdecke fuhr.

"Sieh dich vor, daß du nicht fällst", rief Risi Bisi warnend. "Du bist unsern Drahtteppich nicht gewöhnt." Zu spät — Friedel Schlaumichel lag bereits auf der Nase und strampelte mit dem im Drahtnetz steckenden Bein wie eine Fliege im Spinnweb.

Ein vielstimmiges Lachen, das ebenso klang wie das Risi Bisis, ließ ihn aufschauen. Da eilten von allen Seiten fingerlange Männlein herbei, um ihm zu helfen. Die sahen ganz so braun und zerknittert aus wie ihr König, nur statt der Drahtkrone trugen sie ein grünes Drahtmüßchen.

"Mein Hofstaat", stellte Risi Bisi die kleinen Gefellen vor. "Dieses hier ist Tele und dieses Fon, mein erster und mein zweiter Minister. Die werden dir dein neues Amt zeigen. Ich muß jetzt erst ein bißchen regieren." Damit stieg Risi Bisi auf seinen Thron.

Tele und Jon aber hingen sich an Friedels Stiefelschäfte, denn höher reichten sie nicht, und zogen ihn geschickt über den Drahtteppich hinweg.

Jetzt erst sah Friedel, daß auch die Wände und die Decke des geräumigen Saales aus glitzerndem Silberdraht bestanden — das flimmerte nur so.

Vor drei großen Knäueln blieben seine kleinen Führer stehen. Das eine war aus Gold-, das zweite aus Silber- und das dritte aus Kupferdraht.

„Die sollst du entwirren, daß der Draht fein und glatt wird zum Spinnen. Aber in siebenmal vierundzwanzig Stunden mußt du mit deiner Arbeit fertig sein.“ Die beiden kleinen Minister surrten geschickt über den Drahtteppich davon.

Friedel Schlaumichel rechnete.

Siebenmal vierundzwanzig Stunden — er begann an den Fingern abzugählen, wie lange Zeit das wohl wäre.

Sein Kopf rauchte von der Anstrengung, denn Rechnen war Friedel Schlaumichels starke Seite nicht.

Und als er es glücklich herausgebracht hatte, daß das gerade eine Woche sei, sah er mit Schrecken, daß bereits vier Tage von dieser Woche verstrichen waren.

Nun mußte er sich an die Arbeit machen.

Mit Feuereifer ging er ans Werk, doch — profit Mahlzeit — so einfach war die Geschichte nicht.

Friedel Schlaumichel hatte natürlich zuerst nach dem Goldknäuel gegriffen, aber die goldenen Drahtfäden zogen sich heimtückisch von seinen Fingern zurück. Sie verhedderten sich, schürzten sich boshaft zu Knoten. Und soviel Friedel auch zerrte, riß und räsonierte, der goldene Draht zog sich nur um so fester zusammen.

„Hol's der Deigel!“ Empört warf er das Knäuel in die Ecke.

Da ging ein Knistern und Knattern durch den Saal, und plötzlich stand Risi Bisi vor dem beschämten Friedel.

Mit vorwurfsvollem Blick griff er nach dem mißhandelten Goldknäuel und verschwand schweigend damit.

Friedel Schlaumichel aber machte sich an das silberne Knäuel. Er hatte nicht mehr Glück damit als mit dem goldenen. Die schimmernden Silberfäden spannen sich wie ein Netz um seine Finger, sie schnitten ihm in das Fleisch und sprangen ihm zum Überfluß wie spitze Nadeln ins Gesicht.

„Das halte der Kuckuck aus!“ Ingrimig schleuderte Friedel das Silberknäuel gegen die Wand.

Da hörte er wieder das seltsame Knistern und Knattern, und wieder stand Risi Bisi vor ihm.

Diesmal hob der kleine König warnend den Finger — schweigend verließ er mit dem Silberknäuel den Saal.

„Ob ich mich überhaupt noch an das dumme Kupferknäuel mache?“ überlegte Friedel unschlüssig. „Habe ich das Gold- und Silberknäuel nicht entwirren können, wird es sich um den Kupferdraht nicht der Mühe lohnen.“

Da fiel ihm noch rechtzeitig der warnend erhobene Finger Risi Bisis ein.

„Diesmal aber werde ich die Sache schlauer anfangen“, sagte Friedel Schlaumichel vor sich hin. Seufzend machte er sich an die Arbeit.

Er riß nicht und zerrte nicht, vorsichtig, ganz behutsam versuchte er mit seinen derben Fingern die feinen Fäden zu entwirren.

Und siehe da — die Kupferfäden zogen sich nicht von seinen Händen zurück, sie sprangen ihm nicht wie spitze Nadeln in das Gesicht — langsam begannen sie, sich zu glätten.

Das war eine harte Arbeit für den ungeduligen Friedel. Das

Rnäuel war groß und der Knoten waren viele. Oft war er versucht, das schon halb fertige Werk von sich zu werfen. Aber er bezwang sich.

Schon war die letzte der siebenmal vierundzwanzig Stunden herangekommen und noch immer wollte das Rnäuel kein Ende nehmen.

Friedels Hände flogen, hatte er soviel zustande gebracht, wollte er auch noch den Rest schaffen.

Der Tausend, — die Fäden glätteten sich ja plötzlich ganz von selbst, Friedel brauchte sie nur mit der Hand zu berühren.

So läßt man sich die Sache gefallen, dachte Friedel vergnügt und wackelte vor Freude mit seinen abstehenden Ohren.

Da fühlte er plötzlich wieder einen tüchtigen Ruck durch den ganzen Körper — die siebenmal vierundzwanzig Stunden waren um.

Vor ihm standen Tele und Fon, die beiden daumenlangen Minister, um ihn zu ihrem König zu führen.

Friedel nahm sein schön gewickeltes Rnäuel in den Arm und ließ sich von den Kleinen über den gefährlichen Drahtteppich ziehen.

Risi Bisi saß auf seinem Thron, der aus roten, gelben und blauen Funken gebaut war, und regierte eifrig. Er nickte Friedel so erfreut zu, daß das Drahtkrönlein auf seinem Kopf zu tanzen begann.

„Brav, Friedel, bravo! Dein Glück, daß du das letzte Rnäuel noch entwirrt hast. Was hast du nun bei deiner Arbeit gelernt, du Schlaumichel?“

Friedel Schlaumichel machte ein recht einfältiges Gesicht.

„Daß siebenmal vierundzwanzig Stunden nicht länger als eine Woche ist“, sagte er schließlich stolz.

König Risi Bisi schüttelte sein winziges Köpfchen.

„Das ist ja auch eine Weisheit, die nicht zu verachten ist, aber die meine ich nicht. Du hast gelernt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Und dann hast du vor allem Geduld gelernt, mein Freund.

Du wirst sobald nicht wieder gegen mein Telefonhaus bumbarn, sondern warten, bis es uns hier paßt, dir zu Diensten zu sein. Nicht wahr?“

Friedel Schlaumichel nickte.

„Du sollst sehen, daß es gar nicht so leicht ist, euch Menschen zufrieden zu stellen, folge mir.“ Risi Bisi erhob sich von seinem Thron und stolzierte zum Nebensaal.

Friedel trabte neugierig hinterdrein.

Ein ohrenbetäubendes Gefurre empfing sie. Es sauste Friedel in den Ohren, es sauste ihm im Kopf, und es sauste ihm vor den Augen. Endlich unterschied er Tausende von winzigen Weiblein, die hatten jedes einen kleinen Spinnrocken vor sich und spannen eifrig, ohne aufzusehen, Kupferdraht.

„Das ist der wichtigste Draht hier im Telefonland, davon können wir gar nicht genug schaffen“, erklärte Risi Bisi. „Und hier“, er öffnete eine neue Tür, „hier ist der Verbindungsaal. Da sollst du deine zweite und letzte Arbeit verrichten.“

„Immer los“, grinste Friedel, „hab' ich die erste geschafft, werde ich mit der zweiten ja wohl auch fertig werden.“

Risi Bisi verschwand.

An seiner Stelle aber standen Tele und Fon neben Friedel und zogen ihn über die Schwelle.

Unzählige kleine Gefellen schwirrten in dem Riesensaal auf und nieder.

Sie befestigten den Kupferdraht an einer Seite des Saales und warfen die mit winzigen Schlingen versehenen Enden zur gegenüberliegenden Wand. Die war über und über mit kleinen Häkchen besetzt, und über jedem stand eine Nummer.

„Jetzt sollst du die Nummern, die wir dir nennen werden, richtig miteinander verbinden, paß auf“, sagte Herr Tele.

„Aber ein bißchen dalli muß das gehen“, setzte Herr Jon hinzu.
Die beiden kleinen Wichte nahmen in der Mitte des Saales auf ihren Ministerstühlen Platz.

„10639“, rief der eine.

Wetter auch, — wo war denn bloß die Nummer — umständlich begann Friedel Schlaumichel zu suchen.

„Schneller — flink — eile dich“, drängte der kleine Minister.

„7508“, rief da der andere schon wieder.

Pokstaufend — wie hieß denn nun die erste Nummer doch gleich — die hatte er doch rein vergessen — verzweifelt sah er auf die kleinen Gesellen ringsum, die geschäftig hin und her surrten.

Während er noch stand und überlegte, fühlte er einen schmerzhaften Ruck an den abstehenden Ohren — noch einmal — und zum drittenmal — gerade so, wie ihn früher der Herr Schulmeister in der Rechenstunde gezaust hatte.

„Oho — nicht so grob“, rief er aufgebracht.

„Wir können nicht dafür“, entschuldigten sich Tele und Jon höflich, „das liegt nur daran, daß du zu langsam bist. Die Menschen im Erdenland warten nicht gern. Jedesmal, wenn sie wütend klingen, fühlen wir es an unseren Ohren. Du hast uns manch liebes Mal gezupft. Jetzt magst du selbst mal sehen, wie das tut!“

O weh — Friedels arme Ohren! Die wurden noch viel größer und abstehender als sie schon waren. In einer Minute wurde er mindestens sechzigmal an den Ohren gezaust, denn sein neuer Dienst war so schwer, daß er gar nicht damit zurecht kam.

Hatte er glücklich den richtigen Draht erwischt, so flog die Schlinge zweifellos zu einem verkehrten Häkchen, an der gegenüberliegenden Wand.

„Falsche Verbindung!“ schrien die Menschen dann wütend und Friedels schuldlose Ohren mußten ihren Ärger ausbaden.



Uxy, Für meine Nesthäkchenkinder 3.

Annelieses Weihnachtsengel.

Und hatte er wirklich mal eine richtige Verbindung zustande gebracht, dann riß sicher der Draht oder verhedderte sich mit einem andern.

Friedel war ganz krank von all der Arbeit, der Aufregung und Angst.

„Wir können dich hier nicht brauchen, Friedel Schlaumichel“, meinten die kleinen Minister nach Ablauf von drei Tagen, bedauernd ihr Köpfchen wiegend. „Du bist viel zu langweilig und umständlich.“

Sie führten ihn zu Risi Bisi. Der war nicht weiter überrascht. Er schmunzelte von einem Ohr zum andern.

„Das habe ich mir ja gleich gedacht, daß du Schlaumichel für unser Telefonland nicht schlau genug bist. Geh nur wieder ins Erdenland zurück, dafür mag deine Schlaueit ausreichen. Und erzähle den Menschen, wie schwer unser Dienst hier ist, dann werden sie vielleicht auch mehr Geduld am Telefon lernen. Aber weil du mir treu gedient hast, will ich dir deinen Lohn nicht vorenthalten. Hier —.“

Risi Bisi zog aus der Tasche seines Funkenkleides ein goldenes Telefon. Das war so klein, daß man es kaum mit bloßem Auge sehen konnte.

„Hältst du den rechten Hörer gegen das Ohr, so hörst du alles, was die Leute reden. Hältst du den linken ans Ohr, so vernimmst du alles, was sie denken. Nun mach damit dein Glück, Friedel Schlaumichel.“

Ehe Friedel wußte, wie ihm geschah, fühlte er sich von dem winzigen König Risi Bisi aus Schlafittchen genommen und zum Guckfenster hinauspediert.

Das Fenster zum Telefonland schlug hinter ihm zu.

Friedel Schlaumichel aber machte, daß er davon kam, denn der schwarze Köter vor dem braunen Hause kläffte ihn feindselig an.

Als er ein Stück gewandert war, fiel ihm ein, daß es jetzt wohl Zeit sei, Risi Bisis Geschenk zu probieren.

Er holte das winzige Geschenk aus der Tasche und hielt den rechten Hörer, der nicht größer war als ein Fliegenauge, gegen sein absteheendes Ohr.

Postausend, das war eine lustige Sache — Hunderte von Stimmen schwirrten durcheinander. Aber jetzt unterschied er deutlich die einzelnen.

„Das ist ja der Apotheker von daheim“, rief er plötzlich und siehe da — nun hörte er nur noch die eine Stimme in seinem Telefon.

Der Herr Apotheker sprach zu seinem Vater, jedes Wort konnte Friedel verstehen: „Passen Sie mal auf, Herr Schlaumichel, der Friedel macht sein Glück in der Welt, der kommt als reicher Mann wieder heim.“

Friedel hüpfte das Herz im Leibe vor Freude, als er diese Worte vernahm.

„Muß doch mal hören, was er sonst noch alles Schönes von mir denkt“, sagte Friedel zu sich selbst und griff nach dem linken Hörer.

„Friedel Schlaumichel, dieser Dummichel, bringt es sicher zu nichts, dieses Kamel ist ja selbst zum Tunichtgut zu dämlich.“ Friedel ließ entsetzt den Hörer sinken.

War's möglich — nein, er hatte sich bestimmt nicht getäuscht; deutlich hatte er die Gedanken hinter der eckigen Stirn des Apothekers belauscht.

„Pfui!“ — Friedel spie in weitem Bogen aus — pfui, wie konnte ein Mensch gerade das Gegenteil von dem sagen, was er dachte! Das tat dem ehrlichen Friedel viel weher als die Schmeicheleien, die er zu hören bekommen.

Und je öfter Friedel sein kleines Telefon gebrauchte, um so trauriger wurde er.

Welchen Namen er auch nannte, fast immer sagten die Leute das Entgegengesetzte von dem, was sie meinten.

Da zog Friedel sein Taschentuch aus der Tasche und wickelte Risi Bisis Gabe hinein. Ihm war die Lust vergangen, die Lügen der Menschen noch weiter mitanzuhören.

Als er den Tag über gewandert war, kam er in eine schöne Stadt. Da stutete eine große Menschenmenge durch die Straßen. Friedel Schlaumichel schloß sich der Menge an. Vor dem stattlichen Königschloß machte man halt.

Friedel erkundigte sich, was es denn gebe.

„Ach“, sagte man ihm, „unsere Prinzessin soll sich verheiraten, weil der König schon zu alt ist zum Regieren. Aber sie will nur den Mann heiraten, der dreimal ihre Gedanken errät. Wer das nicht kann, den läßt sie unbarmherzig töten. Neunundneunzig Freier sind schon ihretwegen gestorben.“

„Ei, so will ich der Hundertste sein“, sprach Friedel Schlaumichel. Und ohne auf das Abreden des Volkes zu hören, zog er sein kleines Telefon aus der Tasche und schritt dreist in das Königschloß.

Hier wurde er sogleich zu der Prinzessin geführt, denn der König hatte den Befehl erteilt, keinen Freier, wer er auch immer sei, zurückzuweisen.

Als Friedel Schlaumichel die schöne Prinzessin erblickte, dachte er: Die ist mir gerade hübsch genug zur Frau!

Die Prinzessin aber erschrak, als sie Friedel mit den abstehenden Ohren zu Gesicht bekam.

„Wie heißt du?“ fragte die Prinzessin.

„So wie ich aussehe, — Friedel Schlaumichel“, antwortete Friedel fest.

„Was denke ich augenblicklich?“ fragte die Prinzessin zum ersten. Friedel führte Risi Bisis Telefon unauffällig an das Ohr. Und

weil das Ohr so groß war und das Telefon so klein, sah es nur aus, als ob er sich frage.

„Ihr denkt, der Esel mit den abstehenden Eselsohren wird das sicher nicht erraten“, antwortete Friedel, ohne auch nur einen Augenblick nachzudenken.

Die Prinzessin verfärbte sich.

Aber sie fragte weiter: „Was denke ich jetzt zum zweiten?“

„Der Esel scheint doch ein Schlaumichel zu sein, aber heiraten tue ich ihn bestimmt nicht“, war Friedels prompte Antwort.

Da wurde die Prinzessin so weiß wie das Seidenkleid, das sie trug.

„Und zum dritten?“ hauchte sie.

Friedel preßte den Hörer gegen sein abstegehendes Ohr. Deutlich vernahm er die Gedanken hinter der Stirn der Prinzessin.

„Es wird mir nichts helfen, er ist schlauer als ich — ich muß ohne Widerrede Frau Schlaumichel werden“, rief Friedel selig und fing die ohnmächtige Prinzessin in den Armen auf. Und es half wirklich nichts. Gleich am nächsten Morgen wurde die Hochzeit gefeiert.

König Schlaumichel aber regierte weise und gerecht in seinem Reiche.

Durch Risi Bisis Geschenk konnten ihn seine Minister, Höflinge und Diener nicht betrügen, denn er hörte nicht nur, was sie sagten, sondern auch, was sie dachten.

Die junge Königin aber war froh und glücklich, einen so schlauen Mann zu haben.

Annelieses Weihnachtsengel.

In der Kinderstube war es schon ganz dunkel, und noch immer kam der Weihnachtsmann nicht. — Anneliese spitzte ihre kleinen Ohren und lauschte angestrengt. Nur die leichten Schritte der ab und zu gehenden Mutter, welche noch die letzte Hand an die Weihnachtstafel legte, klangen aus dem Nebenzimmer zu der Kleinen herüber — sonst kein Laut. Vater war noch immer nicht von seiner Reise zurückgekehrt, und solange mußte sich Anneliese mit der Bescherung gedulden. Durch den starken Schneefall hatten die Eisenbahnzüge alle Verspätung.

Anneliese rückte sich ihren Stuhl an das Fenster und preßte die Nase gegen die beschlagene Fensterscheibe.

Hu, war das ein Wetter draußen!

Lustig tanzten große Schneeflocken vom Himmel herab. Der Sturmwind wirbelte sie vor sich her. Er zauste die weißen Bäume und Sträucher drüben am Kirchplatz. Die Leute, welche drunten an der Straßenecke ihre letzten Tannenbäumchen feilboten, sahen wie Schneemänner aus.

Müde blinzeln schaute Anneliese in das arge Schneetreiben hinaus. Den ganzen Tag war sie aufgereggt und erwartungsvoll gewesen. Ganz schläfrig war sie von all dem Freuen geworden. Der Weihnachtsmann ließ diesmal auch gar zu lange auf sich warten.

Annelieses Augenlider wurden schwer — und immer schwerer. Doch da — was war denn das? Weit auf riß sie plötzlich ihre Augen und starrte unverwandt in das Dunkel hinaus.

Das waren keine Schneeflocken mehr, die durch die eisige Luft tanzten. Kleine schneeweiße Weihnachtsengel waren es ja, mit flimmernden Silberflügeln, die vom nächtlichen Himmel zur Erde herabflogen. Leuchtend drehten sie sich im Spiel und Reigen beim Sturme, sie haschten und jagten sich jauchzend.

Hierhin und dorthin flogen sie. Anneliese konnte es genau sehen. Ringsum an Tür und Fenster pochten sie. Und Fenster und Tür öffneten sich von selbst und ließen die Weihnachtsengel ein. Aus den dunklen Räumen aber flammte plötzlich schimmernder Kerzenglanz. All die Weihnachtslichter zündeten die Englein an. Im funkelnden Lichterschmuck erstrahlten plötzlich die Weihnachtsbäume. Die Englein aber flogen weiter — von Haus zu Haus. Lauter Kinderjubiläum hallte hinter ihnen her.

„Kommt denn gar keins zu mir?“ flüsterte Anneliese traurig und blickte sehnsüchtig auf die vorüberfliehenden Englein.

Da hockte plötzlich ein Weihnachtsenglein draußen auf der Fensterbrüstung und schaute mit leuchtenden Augen durch die Scheiben. Es zog den weißen Flockenmantel ganz fest um sich und stülpte auch noch die Kapuze auf die goldenen Locken, denn draußen war es bitter kalt.

„Bist du mein Weihnachtsengel?“ fragte Anneliese zutraulich. „Warum kommst du nicht herein?“

Das Englein blickte merkwürdig ernst drein.

Und jetzt öffnete es den Mund und mit seiner Stimme sprach es: „Hast du es denn verdient, Anneliese, daß ich dir die Weihnachtslichtchen anzünde?“

Anneliese machte ein etwas betretenes Gesicht.

„Die letzten acht Tage bin ich doch ganz artig gewesen“, meinte sie dann nach kurzer Überlegung. Aber der Engel schaute sie immer noch unverwandt an.

„Fast ganz artig“, gab Anneliese zögernd zu und wurde rot bis über die Ohren, denn einen Engel kann man nicht belügen. „Nur einmal habe ich ein bißchen geschwindelt.“

„So —“, sagte der Engel, „und wer hat sich denn heute an die große Pfefferkuchentüte in der Ecke geschlichen und hat das schöne Marzipanherz angeknabbert?“

Die Kleine machte ein bestürztes Gesicht.

Woher wußte denn der kleine Engel das nur? Es war doch kein Mensch im Zimmer gewesen. Anneliese hatte doch erst gehörig Umschau gehalten.

„Schau“, sprach der Engel wieder, „mir kannst du nichts vorreden. Ich bin nicht nur dein Weihnachtsengel, nein, ich umschwebe dich das ganze Jahr. All deine guten und schlechten Gedanken kenne ich. In dieses Büchlein trage ich sie ein.“

Er zog ein silbernes Notizbüchlein aus der Seitentasche seines glitzernden Flockenröckchens und hielt es dem kleinen Mädchen hin.

„Siehst du, Anneliese, was steht hier?“ Er wies auf die eine Seite des Buches.

Anneliese las: „Heute hat Anneliese heimlich durch das Schlüsselloch geguckt, um zu sehen, ob Mama für Puppe Hildegard ein neues Wintermäntelchen zu Weihnachten schneidert.“ — Die Kleine senkte schuldbewußt den Kopf. — „Und hier“, sprach der Engel vorwurfsvoll weiter, „was liest du hier?“

„Anneliese hat, als sie mit verbundenen Augen das neue Weihnachtskleidchen anprobieren sollte, sich heimlich Füsseln und Fäddchen herausgezogen, um zu sehen, welche Farbe es habe.“

„Ja, hellblau ist es!“ jubelte Anneliese auf, aber vor dem strafenden Blick des kleinen Engels verstummte sie plötzlich.

„Das ist aber noch lange nicht alles“, sprach das Englein weiter, „wie neidisch bist du neulich gewesen, als die kleine Irene mit dem Auto von der Schule abgeholt wurde, und dann“, — ganz traurig wurde das Englein mit einemmal — „als das arme blasser Lenchen, das ihres Fleißes wegen in der Schule eine Freistelle bekommen hat, mit dir in der Pause gehen wollte, da hast du ihr den Rücken gekehrt und hast hochmütig gesagt: ‚Mit dir gehe ich nicht!‘ Ja, — du bist ein recht schlechtes, kleines Mädchen!“ Das Englein schwieg, und Anneliese senkte nun ganz beschämt den Kopf. Große Tränen kullerten ihr die Nase entlang.

„Neid und Hochmut sind zwei recht häßliche Eigenschaften in einem Kinderherzen“, sagte das Englein wieder. „Komm mit mir, ich will dir zeigen, wie wenig Grund du zu beidem gehabt hast.“

Das Englein pff, und da stand plötzlich das niedlichste kleine Auto, das man sich denken konnte, vor ihnen. Es war ganz aus süßem Pfefferkuchen, und die Räder waren aus silbernen und goldenen Weihnachtsnüssen.

Das Englein schob den Fensterriegel zurück, streckte die Arme nach Anneliese aus, und da saß sie auch schon in dem kleinen Auto an der Seite des Weihnachtsengels.

„Ich werde mich erkälten“, wollte Anneliese noch rufen, aber schon machte das Auto „töff-töff-töff“ und flog wie der Wind durch die eisige Winterluft dahin. Das Englein aber schlug seinen Mantel um Anneliese, der dehnte und dehnte sich, und nun war es der Kleinen ganz mollig darunter.

An einer glänzend erleuchteten Villa hielt das Pfefferkuchenauto. Hier wohnte die kleine Irene.

Das Englein nahm Anneliese an die Hand und flog mit ihr an



das Fenster. Zwei große Gucklöcher hauchte der Engel in die Eisblumen der Fensterscheiben. Nun konnten sie das ganze Zimmer übersehen. Ein prächtiger Saal war es, in den Anneliese schaute. In der Mitte des Saales stand auf der Erde ein riesiger Weihnachtsbaum, der reichte mit seiner goldenen Spitze bis an die Decke, und ringsum an den Wänden zog sich die reiche Weihnachtstafel entlang. War das 'ne Pracht!

Aber keine frohe Weihnachtsstimmung, keine warme Herzensfreude herrschte in diesem glänzenden Raum. Kein Kinderjubiläum erscholl. Stöhnend und scheltend saß Irenes alter Großonkel, bei dem die Kleine seit dem Tode der Eltern lebte, in seinem Lehnstuhl am

Kamin. Er rieb sich das gichtkranke, schmerzende Bein. Mißmutig starrte er in die knisternden Flammen. Keinen Blick hatte er für die kleine Irene, welche mit ernstem Gesichtchen und traurigen Augen zwischen all ihren herrlichen Geschenken stand. Sie schaute in das dichte, grüne Geäst des Tannenbaumes und liebevoll glitt ihre Hand über die feinen Nadeln.

Kleiner war ihr Weihnachtsbaum im vorigen Jahr gewesen, aber ihr Mütterchen hatte ihn ihr selbst geschmückt. Nicht so reiche Gaben lagen auf dem Weihnachtstische, aber Vater hatte sein Töchterchen in den Arm genommen und mit ihr die Bilder in dem neuen Geschichtenbuch angesehen.

Und jetzt?

Lapfer schluckte Irene die Tränen hinunter und trat zu dem griesgrämigen Onkel, um ihm zu danken. Aber freuen, so von Herzen freuen konnte sie sich nicht über die kostbaren Geschenke, welche Fremde ohne Liebe und Verständnis für die kleine Waise eingekauft hatten.

„Bist du noch neidisch?“ fragte der Engel ernst. Anneliese schüttelte den Kopf. Sprechen konnte sie nicht, die Tränen würgten sie im Halse.

Sie stiegen wieder in das kleine Auto, laut tutend sauste es davon.

In eine enge, schmale Gasse bog es und hielt vor einem ganz verwitterten Häuschen.

Ausgetretene Stufen führten zu dem Schusterkeller hinab, in dem das blasser Lenchen zu Hause war. Aber die Fensterscheiben waren rein und klar. Blütenweiße Gardinen hingen an den kleinen Fenstern, durch die der Engel mit Anneliese schaute. Blichsauber war die enge Stube, und blühende Geranientöpfe schmückten das Fenster Sims. Auf dem weißgedeckten Tische prangte ein winziges Christ-

bäumchen, nur spärlich mit Lichtern besteckt. Schulhefte und Bleistifte, eine billige Puppe für das Kleinste und ein wenig Pfefferkuchen, das waren die ganzen Weihnachtsgaben. Jubelnd umsprang die kleine Gesellschaft ihren Weihnachtstisch. Und die Eltern schauten froh auf ihre glücklichen Kinder.

Jauchzend erscholl es von hellen Kinderstimmen: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Dann brachte Lenchen ihre Weihnachtsarbeiten herbei. Einen wollenen Schal hatte das kleine, fleißige Mädchen für die Mutter gestrickt, und Vater, der immer in der kalten Schusterwerkstatt sitzen mußte, bekam eine warme Weste.

„Hast du auch deine Weihnachtsarbeiten fertig, Anneliese?“ fragte das Englein seine kleine Begleiterin.

„Der Rand fehlt noch an Muttis Decke und auch an Vatis Uhrständer habe ich noch drei Reihen zu arbeiten“, sagte sie ganz, ganz leise, so sehr schämte sie sich.

„Siehst du, daß das arme kleine Lenchen viel mehr wert ist als du“, sprach das Englein und nickte ernst mit dem Kopf. „So, nun komm nach Hause. Ich denke, du bist jetzt von deinem Neid und deinem Hochmut gründlich kuriert.“

Das Pfefferkuchenauto jagte mit ihnen heim. Das Weihnachtsenglein setzte Anneliese wieder in ihre Kinderstube.

„Für diesmal will ich noch Gnade für Recht ergehen lassen und dir die Weihnachtskerzen anzünden, trotzdem du es gar nicht verdienst hast. Denn ich weiß, im Grunde deines Herzens bist du nicht böse — aber nun bessere dich bis nächstes Jahr!“ Damit flog das Englein in die Nebenstube.

Die Tür tat sich plötzlich auf — heller Weihnachtslichterglanz flutete in das dunkle Kinderzimmer. Im Türrahmen standen Vati und Mutti. Lächelnd blickten beide auf ihre Anneliese, die im

Dunkeln fest eingeschlafen war und sich noch ganz verschlafen die Augen rieb.

Blinzelnd schaute sie umher.

Wo war denn ihr kleiner Weihnachtsengel geblieben, den sie noch eben durchs Zimmer hatte fliegen sehen?

Ja — der war längst schon wieder draußen und lugte zum Fenster hinein in das Zimmer, wo Anneliese jubelnd den funkelnden Weihnachtsbaum umtanzte.

Piepmatz Pluster, der Gassenjunge.

Der unnütze Schlingel in der ganzen Gasse war zweifellos Plusters Jüngster. Er hatte die zerschundensten Knie und die zerlöchertsten Hosen, kein Dach war ihm zu hoch und keine Wand zu steil. Mochte die Köchin die Speisekammer noch so fest verschließen, Piepmatz Pluster entdeckte immer noch einen Durchschlupf — er war ebenso frech wie gefräßig.

Das fanden alle die andern Familien, die in der Gasse hausten. Frau Spatz, Frau Sperling, Frau Piep und Frau Vogelbein steckten beim Kaffeekränzchen die Köpfe zusammen, piepten und kreischten durcheinander, daß man so etwas dulden müsse, daß man seine wohlgezogenen Kinder mit diesem Lummel zusammen in dieselbe Schule schicken mußte!

Und im Wirtshaus „Zum Rinnstein“ lärmten und räsnierten die Männer beim Abendschoppen über den gleichen Gegenstand.

Piepmatz Pluster war der Schrecken der Gasse.

Frau Pluster vergötterte ihren Jungen in blinder Mutterliebe. Was Piepmatz auch verbrach, die Mutter hatte immer eine Entschuldigung für ihr Nesthäkchen. Vater Pluster bekümmerte sich nicht viel um seine Erziehung, der war den ganzen Tag unterwegs. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und lieferte seiner lieben Frau manch fetten Fliegenbraten in die Küche.

Als Piepmatz zum ersten Male seine schwarzen, unverschämten Auglein aufschlug, war Frau Pluster ganz aus dem Häuschen. „Du

sollst sehen, Alter, aus dem Jungen wird etwas Besonderes“, prophezeite sie in eitlen Mutterglück. „Keins von den anderen Kindern sieht so manierlich aus, sieh nur, wie er schon den Schnabel weßt, wie er die Federn sträubt — ein Prachtbengel!“

Vater war nicht der Mann vieler Worte. Er hatte nur ein beifälliges „Piep“ zur Antwort. Trotzdem plusterte er in geheimem Stolz seine Federn auf und flatterte in der Gasse umher, die Freudebotschaft Gevattern und Nachbarn zu melden.

Gleich bei der Laufe zeigte Piepmaß, daß er kein gewöhnliches Späßenbaby war, daß in ihm etwas Besonderes steckte.

Seine Brüder und Schwestern, die kurz vor ihm aus dem Ei gekrochen, lagen stumm und dumm in der Wiege, lutschten fromm am Flügel und ließen sich geduldig von der Laufgesellschaft bewundern. Aber als die alten Muhmen und Basen mit den vornehmen grauen und braunen Federhüten nun auch um Piepmaß herumschwängelten, als sie durcheinanderkreischten: „Nein, ist er süß — wie zart und mollig — der ganze Papa, aber die Augen hat er von der Mutter;“ — da piepte das Laufkind wie am Spieß, daß keiner sein eigenes Wort verstehen konnte.

Und als Großvater Kurzschwanz, der würdige alte Herr im grauen Frack und schwarzem Samtkäppchen, sich niederbeugte, um sein jüngstes Enkelchen zu küssen, pickte der Gelbschnabel ihm wütend ins Gesicht.

„Wenn das nur ein gutes Ende nimmt mit dem Jungen“, kopfnickte der alte Herr, seinen zerzausten Bart wieder glattstreichend. Und all die Freunde und Verwandten, die es sich bei Plusters hatten wohl sein lassen, zwitscherten als sie auf der Treppe waren, durcheinander: „Das nimmt kein gutes Ende, — piep — paßt auf, der Junge kommt noch mal an den Galgen!“

Ja — ein Galgenstrick war und blieb der kleine Piepmaß.

Als er kaum flügge war, zankte und biß er sich mit den Geschwistern, daß die Federn nur so flogen. Von morgens bis abends schallte das Geschrei aus Plusters Kinderstube. Mutter war eine sehr nervöse Dame, sie lag auf dem Strohs sofa und hielt sich die



Ohren zu. War Vater zu Hause, schlug er wohl ab und zu mal aufgebracht mit den Flügeln, aber meistens flog er auf Rückenanstand oder er hatte beim Gericht zu tun. Fast mit allen Nachbarn hatte er Prozesse, er war ebenso unverträglich wie sein Sohn Piepmaß. Der ruhte nicht eher, als bis er seine sämtlichen Geschwister aus dem

väterlichen Nest fortgebissen hatte. Nun war er die Aufpasser endlich los!

Unternehmungslustig hüpfte er im leeren Nest umher. Mutter war auf den Markt geflogen, den Kehrlethausen unten im Hof, und Vater hatte seinen wöchentlichen Skatabend. Piepmaß hielt die Zeit für seine erste Heldentat gekommen.

Da unten, gerade an der Dachrinne, an der Plusters wohnten, lag ein merkwürdig leuchtendes Etwas. Piepmaß äugte mit seinen scharfen runden Auglein neugierig auf das seltsame Ding. Sein Wissensdurst trieb ihn näher hinzu. Noch etwas ungeschickt und täppisch flatterte er zu dem Straßenpflaster hinab. Ein zierliches, kleines Hölzchen war's, an der einen Seite feuerrot, an der andern gelb. Der dicke Gastwirt, der in der Tür seines Lokals so breitspurig seine Pfeife rauchte, hatte es soeben fortgeworfen.

Piepmaß mußte die Sache eingehender untersuchen. Fürwähig näherte sich sein Schnäbelchen der schönen, roten Seite des Hölzchens — „piep — piep —“ au, tat das weh — Piepmaß hatte sich gehörig den Schnabel verbrannt. Aber der Gassenjunge gab sich noch nicht zufrieden. Er mußte doch sehen, ob das mit der gelben Seite des Hölzchens die gleiche Bewandnis habe. Angstlich begann er daran zu picken — sonderbar, die gelbe Seite war kalt. Piepmaß hatte in seinem jungen Leben noch nichts von Streichhölzern gehört. So beschloß er, seine merkwürdige Entdeckung zur weiteren Forschung mit in die Wohnung zu nehmen. Behutsam faßte er das leise schwelende Hölzchen beim ungefährlichen Ende und flog damit ins Nest zurück. Hier verbarg er seinen Fund sorgsam unter Strohhalm, Wolle und Papierschnitzeln.

Ein seltsam knisterndes Geräusch machte sich bald bemerkbar. Piepmaß drehte das Köpfchen mit dem braunen Haarschopf nach allen Seiten.

Ei — die gute Stube des Nestes stand in gelbrotem Feuerschein, lustig züngelten kleine Flämmchen daraus empor. Piepmaß hüpfte vor Freude von einem Bein auf das andere.

„Die Sonne ist in unser Nest gesprungen — die Sonne ist in unser Nest gesprungen“, jubelte er, denn die Sonne war das einzige Feuer, das der kleine Wicht kannte. Mit jauchzendem „Piep“ flog er auf das Dach gegenüber, wo die wilde Sperlingsjugend sich haschte und balgte. Würden die Jungen aber neidisch sein!

„Dreikäsehoch, das ist nicht die Sonne“, belehrte ihn ein langaufgeschossener Sperlingsjunge ziemlich von oben herab, „das ist Feuerwerk. Neulich hat mich mein Vater in ein Gartenlokal mitgenommen, wo die Menschen Bier trinken und schreien, da war's gerade so, nur noch viel schöner — piep.“

Piepmaß ärgerte sich, daß der große Späßenjunge etwas noch Schöneres gesehen hatte. Aber die übrigen Sperlingsbuben und Mädels rissen vor Staunen Augen und Schnabel auf. Sie alle bewunderten Plusters so schön beleuchtetes Nest. Da flogen jetzt sprühende Funken auf. Die sprangen weiter auf das Dach, fraßen sich durch die Balken hindurch und schlugen bald als lodernde Flammen aus den Bodensenstern. Und die klugen Menschen ahnten nichts von dem Unheil, das der wenige Wochen alte Piepmaß angerichtet.

Nur das Späßenvolk ringsum auf den Dächern wurde aufmerksam. Das lärmte, piepste und kreischte durcheinander.

„Feuer — Feuer — zu Hilfe — zu Hilfe!“ Verstand denn keiner von all den Menschen, die da drunten in der Gasse friedlich den Feierabend vor den Türen genossen, der Späßen Warnung?

Nur ein kleines Mädchen, das abseits von den andern allein auf der Steintreppe hockte und in den Abendhimmel starrte, sah plötzlich die roten Rauchwolken. Mit lautem Schrei rief sie die andern.

Ein wilder Tumult brach in dem sonst so stillen Gäßchen los. Man rannte, stürzte, johlte, jammerte und wehlagte. Und dazwischen kam mit ohrenzerreißendem Gebimmel eine Feuerwehr nach der andern angejagt. Die ältesten Späßen konnten sich eines solchen Aufruhrs nicht besinnen. Mit langen Schläuchen gingen sie dem Feuer zu Leibe — schschschschsch — im großen Bogen schoß der Wasserstrahl über das Dach und die Nebendächer. „Piep — piep!“ empört flog die durchnässte Späßengeellschaft auf.

Unten in der Gasse standen die Menschen jammernd vor ihrem verkohlten Häuslein, und droben in der blauen Luft suchten Vater und Mutter Pluster mit jämmerlichem Gepiepse ihr trauliches Nest. Piepmaß aber, der Unglücksjunge, zwitscherte vergnügt in den lauen Abend hinein. Mit dem heutigen Tage war er die Berühmtheit der Gasse geworden.

So begann Piepmaß seine Laufbahn als Gassenjunge.

Als Piepmaß die weichen Flaumhöschchen ausgezogen und stolz als richtiger Hosenmaß herumstolzerte, konnte sich kein Sperling mehr seiner unverschämten Streiche erwehren. Es gab nichts in der Gasse, wovor der durchtriebene Schlingel Respekt hatte.

Den hageren alten Damen, die sich jeden Freitag bei seiner Mutter einfanden, um Weihnachtsstrümpfe für arme Späßenkinder zu stricken, verwirrte er heimlich das Wollknäuel, in ihre Kaffeetassen schüttete er Kalk von der Hauswand und zerriß ihnen die feinen Federhalskrausen.

Selbst auf die Regalbahn wagte er sich, wo Vater in Hemdsärmeln mit den angesehensten Familienvätern die kleinen Marmeln schob, die man den Kindern unten in der Gasse nach und nach fortstiebiß hatte. Hier war er jedem im Wege, brachte die Kugeln aus der Bahn, daß kein Sperling mehr „alle neune“ schob, vertauschte die schwarzgrauen Röcke, so daß keiner mehr den seinigen herausfand

und nippte frech an fremden Bierseideln. Zu einer Tür jagte man ihn hinaus, und zur andern steckte er im nächsten Augenblick sein verschmißtes Gassenjungen Gesicht wieder hinein.

„Dem Jungen fehlt Beschäftigung, wir wollen ihn in einen Kindergarten schicken oder ihm eine Gouvernante nehmen“, meinte der Vater eines Tages.



Mutter wischte sich die Augen mit den Flügeln. Wie hart war doch der Vater zu ihrem lieben kleinen Piepmaß! Aus dem Nest gab sie ihn nicht — nein, allenfalls konnte man es ja mit einer Gouvernante versuchen.

So stand in der nächsten „Sperlingsrundschau“ fett gedruckt, daß Plusters, Dachziegel Nummer fünf, zum ersten ein Kinderfräulein suchten.

Es meldeten sich nicht viele auf diese Annonce. Piepmaß war in der ganzen Gegend berüchtigt. Kein Sperlingsfräulein mochte mit dem unbändigen Bengel etwas zu tun haben. Aber schließlich entschloß sich doch ein höchst energisches älteres Fräulein, etwas fett und kurzatmig zwar, ihr Heil bei Piepmaß zu versuchen.

Als Fräulein Vogelinsky — so hieß Piepmaß' neue Gouvernante — am ersten Morgen aufstand, suchte sie vergebens ihren falschen braunen Topf. Prosit Mahlzeit — der bammelte lustig oben am Blißableiter.

So bekundete der Teufelsjunge seine Ehrfurcht vor dem neuen Fräulein. Fräulein Vogelinsky sollte auch sonst wenig Glück mit ihrem Zögling haben.

Anstatt fein sitzsam beim Spazierengehen neben ihr herzufliegen, kniff der Junge jedesmal aus, und das fette, kurzatmige Fräulein mußte hinter ihm herprusten. Piepmaß ärgerte Fräulein Vogelinsky so sehr, daß sie die Selbstsucht kriegte. Aus Gesundheitsrückichten gab sie ihre Stellung auf.

Nun war guter Rat teuer.

In keiner Spazierspielschule wollte man Piepmaß aufnehmen, aus Furcht, daß er die braven Sperlingskinder verderbe.

Vater machte kurzen Prozeß. Ohne auf das wehmütige Piepsen seiner lieben Frau zu hören, brachte er den Jungen in die Bürgerschule, trotzdem er eigentlich noch nicht das schulpflichtige Alter erreicht hatte.

Für den armen Schulmeister Pieperich, der mit seinem braunen Schniepelrock, in grauem Vorhemdchen und gesträubtem Haarschopf gar streng auf dem Katheder herumhüpfte, begann jetzt eine böse Zeit. Von allen Schülern machte ihm keiner solche Pein wie Piepmaß.

Die Klasse, in der sonst so tiefe Stille herrschte, hallte jetzt wider von Schwaßen, Schreien und Zanken. Piepmaß fing mit allen Kameraden Handel an und biß sich auch mit dem friedlichsten herum. Die Frühstücksbrocklein schnappte er ihnen weg, rupfte ihnen Federn aus und stieß sie von ihren Plätzen. Sein neuer, grauer Schulanzug starrte von Tintenflecken. Auch war er faul und unaufmerksam beim Unterricht; der Junge hatte einen richtigen Spazerkopf. In der Gesangsstunde zeigte er, daß er vollständig unmusikalisch war. Nicht einmal „Alle Vögel sind schon da“ vermochte er zu behalten. Er piepte, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Statt in der Turnstunde zierlich in der Reihe zu hüpfen, hing er plötzlich an einer Leiter oder schwebte am Reck. Handarbeitsstunde, in der Nester flechten und bauen gelehrt wurde, schwänzte er meist.

Und als er eines schönen Tages die Aufgaben von der Schornsteintafel heimlich gelöscht und überdies das Katheder mit Ruß beschmiert hatte, daß der Herr Schulmeister seinen schönen braunen Schniepelrock ganz und gar verdarb, flog er ein für allemal aus der Schule.

„Der Junge ist in den Flegeljahren“, nahm die schwache Mutter ihren Lieblingssohn dem aufgebrachten Vater gegenüber in Schutz. „Sollst sehen, Mann, er maufert sich, und es wird noch etwas Besonderes aus ihm.“

„Freilich, ein Bagabund!“ Brummig flog der Alte in seine Stammkneipe „Zum Rinnstein“, um seinen Ärger hinunterzuspülen.

Piepmaß aber frohlockte.

Er fand, daß er vollständig genug gelernt habe, und bildete sich immer mehr zum Gassenjungen aus. Den ganzen Tag trieb er sich herum. Selbst zu den Mahlzeiten kam er nicht heim. Zum Mittag-

brod stellte er sich regelmäßig bei dem Schimmel am Bierwagen ein. Dreist und gottesfürchtig setzte er sich auf die Krippe und pickte dem gutmütigen Schimmel die fettesten Körner fort. Zum Abendessen hatte er sich beim Sultan auf dem Hof in Pension gegeben. Ob der auch noch so grimmig blaffte, Piepmaß fischte sich die besten Brocken aus seinem Futternapf.

Ja — selbst an die Menschen wagte sich der kleine freche Spatz.

Kein Kind in der Gasse konnte mehr in Ruhe sein Vesperbrod verzehren. Piepmaß lud sich höflichst zu Gaste.

Der dicken Grünkrampfrau stahl er die saftigsten Kirschen aus dem Korb; dem Bäcker pickte er Kuchen und Brötchen an; und der Schlächter mußte ihn mit Steinwürfen aus dem Laden jagen.

Wehe der Hausfrau oder der Köchin, die Speisen am offenen Küchenfenster stehen ließ! Die erklärte Piepmaß ganz selbstverständlich für sein Eigentum.

Aber als er eines Tages betrunken in der Gasse lag, weil er es für sein gutes Recht gehalten, an dem Bramtweingläschen, das für den Chauffeur bestimmt war, zu nippen, langte sich Vater Pluster den sauberen Musjō.

„So geht es nicht weiter, mein Söhnchen“, meinte er, die Stirn in sorgenvolle Falten legend. „Es ist Zeit, daß du dir einen Beruf wählst. Deine Brüder haben sich bereits ein eigenes Nest gebaut; liebeizende Schwiegertöchter haben sie mir zugeführt. Jetzt entscheide dich: Willst du Schneider, Schuster, Musikant, Baumeister, Lehrer, Doktor oder Richter werden — piep?“

Aber der kleine Herumtreiber schnitt zu allen Vorschlägen ein Gesicht; nichts paßte ihm.

„Ich möchte die Welt kennenlernen, Vater“, sagte er endlich.

„Wen — was?“ Vater Pluster schob die Feder vom Ohr, um besser zu hören. „Piepmaß!“ — Vater tippte gegen seine Stirn.

„Die Welt will so ein Knirps kennenlernen, hat man schon somas erlebt! Achtzehn Kinder habe ich gehabt, und alle sind sie im Lande geblieben und nähren sich redlich. Ist dir unsere Gasse vielleicht nicht groß genug, wie? Viel größer ist die Welt auch nicht. Flieg' hinauf zum Wetterhahn, das ist die höchste Spitze der Erde, da kannst du nach der einen Seite bis zum Marktplatz und nach der anderen sogar die Stadtmauer sehen. Da überblickst du die ganze Welt — piep.“ Und der Vater schüttelte so aufgeregt sein rundes Köpfchen über den tollkühnen Sprößling, daß die Federn stoben.

Piepmaß aber gab sich nicht zufrieden.

Pah — den Wetterhahn hatte er schon oft erstiegen, er wollte die Welt kennenlernen, die lachende, lustige Welt, von der ihm sein Freund erzählte.

Piepmaß hatte einen Freund, den einzigen, mit dem er sich nie gebissen, weil der nämlich in einem Bauer am Fenster gefangen saß.

Er war ein Ausländer, trug ein zitronengelbes Röckchen und war seines Zeichens ein Sängler. Der war in seinem Leben weit herumgekommen und erzählte seinem Freunde die herrlichsten Geschichten.

Eines Tages flog Piepmaß kurz entschlossen vor seine Eltern.

„Morgen wandere ich in die Fremde“, erklärte er mit unver- schämter Bestimmtheit.

Mutter begann zu weinen, Vater zu fluchen, aber Piepmaß blieb fest.

So band Frau Pluster ihrem Jungen denn noch einen wollenen Schal um den Hals, damit er sich auch ja nicht da draußen in der Welt erkälte.

Herr Pluster aber gab ihm ein Empfehlungsschreiben

mit an den reichen Dinkel, der irgendwo im Kirschbaum wohnte. Und mit fröhlichem „Piep“ flog Piepmaß in die unbekannte Welt.

Daheim aber in der Gasse atmeten sämtliche Bewohner, die Späßen, der Schimmel, der Hofhund und alle Menschen, groß und klein, erleichtert auf — den Gassenjungen waren sie los!

Fröhlich zwitschernd, wie ein singender Handwerksbursch, zog unser Piepmaß seines Weges.

Er flog durch Straßen, die tausendmal schöner waren als die heimatliche Gasse, über stattliche Häuser, die ihr Haupt noch höher reckten als der Wetterhahn daheim.

Und dann war er plötzlich draußen in einer anderen Welt. Da gab es nichts als blumige Wiesen, goldene Felder, lachenden blauen Himmel und jubelnde Vögel.

Da schwang auch Piepmaß sich jauchzend in die Lüfte — wie schön war doch die Welt!

Aber die kleine Lerche, die neben ihm aufstieg, hielt sich die niedlichen Ohren zu.

„Hör auf — hör auf — du unmusikalischer Geselle, dein Gesang ist ja nicht mitanzuhören.“

Schon wollte Piepmaß eine paßige Antwort geben, da sah er, wie allerliebste das kleine Lerchenfräulein war, deren Unwillen er erregt. Dagegen konnten sich die Sperlingsmädels in der Gasse verstecken. Was würden die für Augen machen, wenn er mit einem solchen Weibchen heimkehrte!

Und kurz entschlossen fragte er das schlaute Fräulein, ob sie ihn heiraten wolle.

Aber die Lerche lachte und rief: „Dich schmutzigen Burschen in dem zerlöchernten Rock — tiriilili — tiriilili . . .“ Er hörte ihr helles Lachen noch, als er schon ein ganzes Stück weiter geflogen.

Und wie bei dem kleinen Lerchenfräulein erging es Piepmaß überall.

Die Vogelmadchen, die sich in den Zweigen schaukelten, zwitscherten: „Seht nur den garstigen Spaß!“ Die Wirte warfen ihn aus ihrem Gasthaus, weil er die Beche nicht bezahlen konnte. Die grauröckigen Späßen, denen die Kirschbäume gehörten, wiesen den rußigen Gefellen, der nicht einmal ein Handwerk verstand, von der Schwelle. Selbst der reiche Oheim wollte nichts mit ihm zu tun haben.

Da merkte Piepmaß, daß es da draußen in der Welt doch nicht so schön war, wie es den Anschein hatte. Und er sehnte sich nach der engen Heimatsgasse zurück.

Aber er mochte nicht nach Hause kommen, bis er es zu etwas gebracht hatte. Wenn er nur in seiner Jugend irgend etwas gelernt hätte!

Doch er verstand nichts weiter als zu raufen und zu stehlen. Darin bekam er denn nach und nach eine wahre Meisterschaft. Er zog als Landstreicher vom Roggenschlag zum Erbsenfeld, mauste den Bauern ihre vollsten Halme fort und zankte sich mit allen Vogel-scheuchen herum.

Das war ein ungebundenes Vagabundenleben im Sommer; aber wenn der Winter mit seinem Schneebesen die Felder kahl kehrte, erging es dem armen Spaß meist recht jämmerlich. Nicht immer fand er eine warme Lenne zum Unterkriechen, oft war er dem Erfrieren nahe.

So schwand ein Jahr nach dem andern, und der volle braune Haarschopf von Piepmaß, Mutters einstiger Stolz, wurde grau und kahl.

Im rechten Bein bekam er die Gicht und im linken Flügel Rheumatismus — da merkte er, daß er alt geworden.

Jetzt endlich beschloß er, heimzukehren.

Eine mühselige Wanderung! Denn er war nicht mehr der leichtbeschwingte Bursch als der er ausgeflogen.

Schwerfällig flatterte er seiner Heimat zu, aber je näher er kam, desto schneller flog er.

Die freudige Erwartung gab ihm jugendliche Kräfte.

Die würden in der Gasse Augen machen, daß Piepmaß Pluster, der Gassenjunge, wieder da war!

Spät am Abend war's, als er endlich das väterliche Dach erreichte. Ermattet sank er auf den ersten besten Dachziegel nieder.

Nein — wie war die Gasse klein und eng, und war ihm doch während seiner Kindheit als weite, weite Welt erschienen! Und so fremd sah es ringsum aus. Alles neue, ganz moderne Nester, die lieben alten Wohnungen zerfallen oder abgerissen.

Fremde Bewohner — keine Spur von den Eltern, den Gevattern, Muhmen und Basen. Alles gestorben oder verdorben.

Selbst der Wetterhahn war nicht mehr der alte.

Kein Sperling kannte ihn wieder, keiner wollte ihm Obdach gewähren. Man drohte dem alten Eindringling sogar mit der Polizei.

Und als er ganz kleinlaut fragte, ob denn niemand mehr etwas von Piepmaß Pluster, dem Gassenjungen, wüßte, da hackten sämtliche Späßen wütend auf ihn ein.

Was — der abgerissene Landstreicher, dieser gebrechliche, elende Tunichtgut, wollte ihnen weismachen, daß er der tollkühne Gassenjunge wäre, mit dem die Sperlingseltern ihre unartigen Kleinen schreckten?

Traurig schlich sich der greise Piepmaß davon — hätte er die Gasse doch nie wiedergesehen!

Wie vergänglich war doch alles auf Erden!

Und als er gerade zu diesem philosophischen Schluß gekommen, fühlte er plötzlich scharfe Krallen im Nacken, sah grüne, feurige Katzenaugen über sich funkeln und vernahm ein langgezogenes Miau.

Piepmaß Pluster war nicht mehr — der Kater hatte ihn mit Haut und Haar gefressen.

Sein Name aber lebt noch heute in der Gasse.

Wie Inge ihren elften Geburtstag feierte.

Die Ordnerin der Quinta sammelte vor Beginn des Unterrichts die Frühstückspäckchen ein. Jede Schülerin des Gymnasiums brachte an bestimmten Wochentagen außer ihrer Stullenration noch ein Extrapäckchen mit in die Klasse, das zur Verteilung an bedürftige Schüler, denen die Eltern kein Frühstück mit in die Schule geben konnten, weiter geleitet wurde, denn es war ein bitterschwerer Winter. Viele Väter hatten keine Arbeit mehr, Not herrschte in vielen Familien.

Herta Trott zählte die eingegangenen Frühstückspäckchen. „Sechsenddreißig, — zwei Schülerinnen fehlen wegen Krankheit, folglich sind zwei Drückeberger dabei. Vierzig müßten es sein. Schämt euch, daß ihr nicht mal für die Winterhilfe ein paar Stullen übrig habt“, wandte sie sich mit erhobener Stimme gegen die unbekannten Drückeberger.

Zwei von den achtunddreißig Quintanerinnen wurden rot. Eine braune und eine blonde. Beide steckten sie voll Übereifer den Kopf in den Atlas, als gelte es, in aller Eile die noch fehlende Weisheit zu erhaschen. Der Eintritt des Geographielehrers lenkte zum Glück die Aufmerksamkeit der Klasse auf die Landkarte. So merkte keiner, wie Inges blutrotes Gesicht allmählich wieder normale Farbe annahm. Die einige Bänke weiter sitzende Lotte Müller hielt den blonden Kopf immer noch krampfhaft über ihren Atlas gesenkt. Keine der Mitschülerinnen sollte die Tränen sehen, die Hertas Worte ihr in die Augen getrieben hatten.

„Wir fahren jetzt durch die Straße von Gibraltar und kommen — Lotte Müller, wohin kommen wir?“

Dem Lehrer war der gesenkte Kopf unter all den der Landkarte zugewandten Augen aufgefallen.

„In — in . . .“ Lotte schreckte empor. Keine Ahnung hatte sie, wovon die Rede gewesen war.

„Du scheinst noch nicht ausgeschlafen zu haben, mein Mädel — gute Nacht, wünsche wohl zu ruhen“, lachte Doktor Peters. Die Klasse stimmte in sein Lachen ein.

Jetzt ließen sich Lottes Tränen nicht länger zurückhalten. Schnell das Taschentuch gegen den Mund gestopft, um bloß nicht laut zu schluchzen. Es kam nicht oft vor, daß Lotte Müller getadelt wurde. Sie zählte zu den Besten.

„Aber Kind, das brauchst du dir doch nicht so zu Herzen zu nehmen, wie kann man nur gleich so empfindlich sein“, begütigte der Lehrer. „Ein anderes Mal paß besser auf.“ Der Zeigefinger schwamm weiter durch den Atlantischen Ozean in den Golf von Biskaya.

Lotte bemühte sich, ihres Schmerzes Herr zu werden und durch verdoppelte Aufmerksamkeit ihr Versäumnis wettzumachen. Hatte sie nicht als Freischülerin die Pflicht, sich mit allen Kräften beim Unterricht einzusetzen? Wie oft sagte ihr die Mutter daheim, daß sie sich dankbar und der Wohlthat, die sie in der Schule genoß, als gute Schülerin würdig zeigen müßte. Aber manchmal nützte aller gute Wille nichts. Oft war Lotte matt und abgespannt in der Schule. Besonders in letzter Zeit, wo die Mahlzeiten zu Hause immer karglicher wurden. Seit einigen Tagen brachte sie auch keine Frühstücksbrote mehr mit in die Schule. Das Brot und der Aufstrich mußten zum Abend aufgespart werden. Und da bezeichnete sie Herta Trott sogar noch als „Drückeberger“! Wie gern hätte

sie selbst eins von den Frühstückspaketen gehabt, die Herta nach Schluß der Stunde für die Winterhilfe ablieferte. Aber die Scheu, von den Kameradinnen über die Achsel angesehen zu werden, schloß Lotte den Mund. Lieber hungerte sie.

Drückeberger Nummer zwei, Inge Riemann, biß in der großen Pause wie immer eiligst in ihr Butterbrot. Die ganze Geographiestunde über hatte sie geschwankt, ob sie ihr eigenes Frühstück statt des vergessenen Päckchens für arme Kinder abliefern sollte. Aber warum sollte sie denn selber hungern? Nein, das konnte kein Mensch von ihr verlangen. Es waren ja so viele Päckchen da. Aus allen Schulen kamen sie zusammen. Davon konnten genug arme Kinder gespeist werden.

„Inge, wo bleibst du?“ riefen die Freundinnen Ellen und Ruth vom Korridor zur Klassentür hinein. Schnell noch einen Bissen, ehe sie dem Ruf Folge leistete, — Schinken schaute lecker zwischen dem Brot hervor. Gut, daß sie es nicht fortgegeben hatte. Im Hinausgehen begegneten Inges Augen denen von der ebenfalls in der Klasse zurückgebliebenen Lotte Müller. Es war ein merkwürdiger Blick, halb sehnsüchtig, halb traurig, der Inge bannte.

„Warum sitzt denn so traurig auf die Banke?“ begann Inge ein Berliner Couplet zu trällern, um sich gegen ein unbequemes Wehgefühl, das der traurige Blick in ihr auslöste, zu panzern.

„Hast dir wohl den Anschnauzer von Peters zu sehr zu Herzen genommen? So'n Blödsinn!“ Damit war Inge zur Tür hinaus. Im lebhaften Geplauder mit Ruth und Ellen vergaß sie schnell den traurigen Blick der Schulkameradin.

Lotte Müller hatte keine richtige Freundin. Sie war mit allen gut Freund, aber eine sogenannte „beste“ fehlte ihr. Sie war immer fleißig und freundlich, „ehrpüßlig“ nannten sie die Mädchen. Und „ehrpüßlige Dinger“ waren nicht besonders beliebt in der Klasse.

Da war Inge Riemann, die für jeden dummen Streich zu haben war, doch ein ganz anderes Mädchen. Die sprühte vor Lust und Leben und schien aus lauter Frohsinn und Lachen zusammengefaßt.

In der französischen Stunde bei der Ordinaria ging es Lotte Müller heute auch nicht so gut wie sonst. Sie verwechselte die Artikel und schrieb ein fehlerhaftes Extemporale.

„Nanu, was ist denn heute mit unserer fleißigen Lotte los?“ wunderte sich Fräulein Studienrat. „Ich kenne dich ja gar nicht wieder, Mädchen. Bist du nicht wohl?“

Lotte schüttelte den Kopf. Blässe und Röte wechselten in ihrem Gesicht. Es war ihr peinlich, von allen angestarrt zu werden.

„Sie hat Kopfschmerzen“, rief Inge, die gern Hans in allen Gassen war.

„So ist eine Kleinigkeit, Kind“, riet die Lehrerin sorglich. „Dann wirst du wieder frischer.“

„Ich habe — ich habe — mein Frühstück zu Hause vergessen“, schwindelte Lotte Müller. Nein, bloß sich nicht bemitleiden lassen, weil man arm war.

„Warum hast du das nicht früher gesagt? Es sind so viele Frühstückspäckchen heute mitgebracht worden. Wolltest wohl keinem armen Kinde die Wohltat entziehen? Na, wer hat für die vergessliche Lotte noch ein Brot übrig?“ wandte sich die Lehrerin an die Klasse.

„Alles bereits aufgefuttert . . .!“ Es zeigte sich, daß der Appetit in der Quinta nichts zu wünschen übrig ließ. Die meisten schämten sich, daß sie so gefräßig gewesen waren. Nur Inge Riemann hatte sich noch ein Brot für die nächste Pause verwahrt. Das gab sie aber nicht her, nein, noch dazu, wo es gerade mit Schinken belegt war. Warum war die Lotte Müller auch so vergesslich.

Lotte hungerte weiter und wurde immer blässer. Inge schielte

ab und zu unbehaglich zu ihr hinüber. Hätte sie ihr nicht lieber doch die Schinkenstulle geben sollen?"

Nach Schluß der französischen Stunde wandte sich die Ordinaria noch einmal zur Quinta.

„Hört mal, Kinder, ich möchte noch etwas mit euch besprechen. Ihr wißt doch, was für einen schweren Winter wir durch die große Arbeitslosigkeit haben, daß viele Familien darben müssen. Euch, die ihr im Elternhause satt zu essen habt und warm gekleidet werdet, euch glücklichen Kindern möchte ich die Kinder ans Herz legen, denen es nicht so gut geht wie euch. Jeder von euch hat sicher eine Sparsbüchse. Ich mache euch den Vorschlag, daß ihr in jeder Woche ein paar Pfennige herausnimmt und dafür ein Pfund Mehl oder ein Pfund Nudeln, Reis, Graupen, Grieß, Erbsen, — irgend welche Lebensmittel, was es auch sei, kauft und es mit in die Schule bringt, zur Verteilung an arme Familien. Ich weiß, daß ihr sicherlich alle gern dabei seid, wenn es gilt, zu helfen, — daß ihr auch bereit sein werdet, mal auf eine eigene Freude, die ihr euch von eurem Spargeld verschaffen wolltet, zu verzichten, um andern Freude zu machen.“

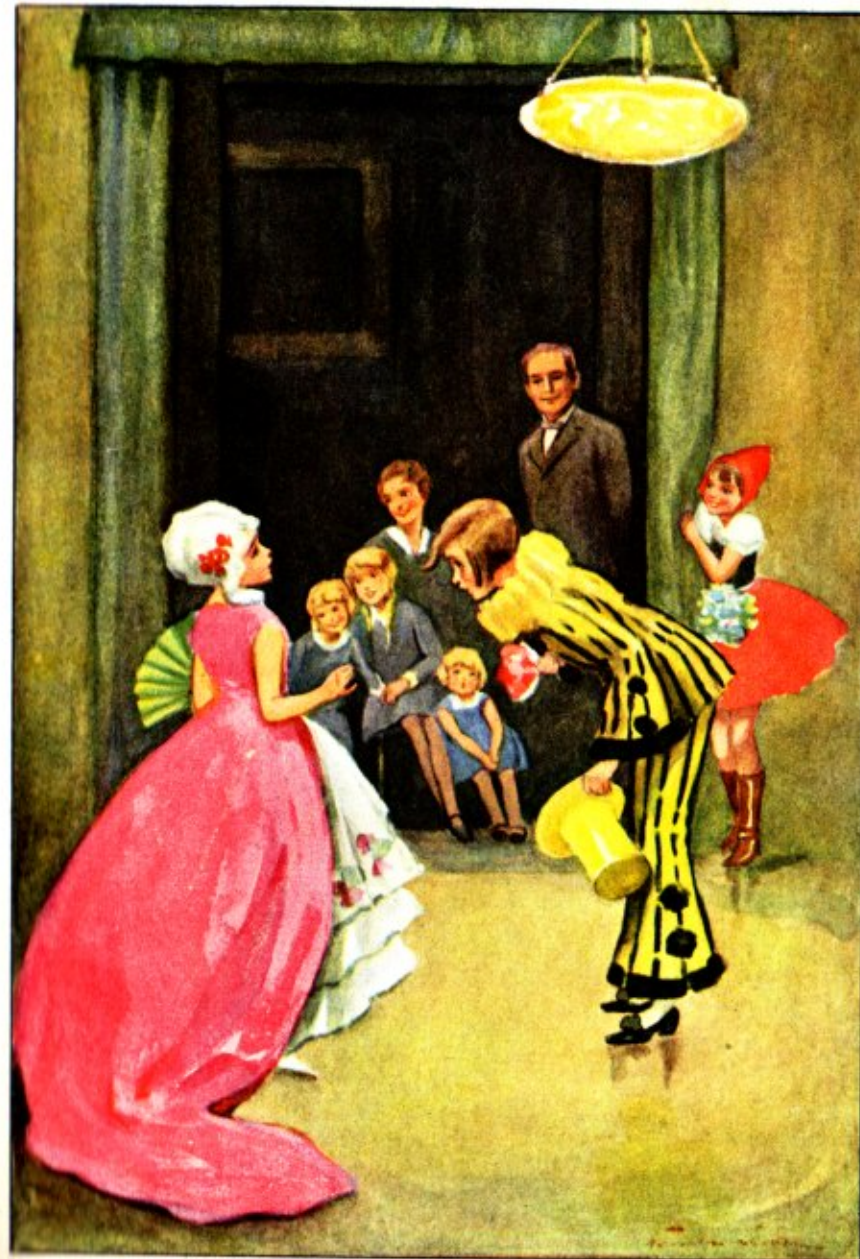
„Ja, ja, natürlich“, riefen die Schülerinnen hilfsbereit.

„Ich besitze überhaupt keine Sparskasse“, meinte Ruth Kleinlauf.

„So bitte deine Mutter um ein Pfund Lebensmittel. Sie wird sicher etwas für den guten Zweck übrig haben. Oder ihr könnt auch ein abgelegtes warmes Kleidungsstück mitbringen. Irgend etwas findet sich überall“, schloß Fräulein Studienrat.

„So, Lotte Müller, und nun komme du mal mit mir, wollen mal sehen, ob wir nicht noch etwas für dich zu essen finden.“

„Ich habe ja gar keinen Hunger“, sagte Lotte und fühlte zu ihrem Schreck, daß ihr leerer Magen laut zu knurren begann. Wirklich, der Hunger war ihr durch den Vorschlag, den Fräulein



U 77. Für meine Nethäckenkinder 4.

Wie Inge ihren elften Geburtstag feierte.

Studienrat soeben der Klasse gemacht hatte, vollständig vergangen. Wie sollte sie jede Woche Geld zu Lebensmitteln aufbringen! Ihre Sparbüchse war längst geleert. Seitdem der Vater abgebaut war, bekam sie überhaupt kein Taschengeld mehr. Sicher würden die andern Mädels sie wieder als Drückeberger ansehen, wenn sie nichts mitbrachte.

„So, Kind, nun laß dir's schmecken.“ Freundlich reichte die Lehrerin Lotte ihren eigenen Apfel. „Und ein anderes Mal vergiß nicht wieder...“ Da hielt sie inne. Irgend etwas in Lottes blassem Gesicht hatte stumm gegen ihre Worte Einspruch erhoben. Schmal und elend war das Kindergesicht, wie man es sonst hier in der höheren Schule kaum zu sehen bekam. Sollte Not...

„Was ist dein Vater, Lotte?“ begann Fräulein Studienrat zu examinieren.

„Bankbeamter.“

„In fester Stellung?“

Lotte schüttelte den Kopf. „Abgebaut“, kam nach einem Weilchen die zögernde Antwort.

Aha, — hatte sie es sich doch gedacht. Die menschenfreundliche Lehrerin beschloß, Lotte Müller im Auge zu behalten.

Trotz des grauen Novemberregens legten die Quintanerinnen heute noch langsamer als sonst den Heimweg von der Schule zurück.

Der Vorschlag der Ordinaria, allwöchentlich die Sparbüchse für die Winterhilfe zu plündern, mußte eingehend besprochen werden.

„Was wird da aus unsern Weihnachtsgeschenken?“ überlegte Ellen besorgt. „Seit Oktober spare ich jeden Groschen, um dafür Handarbeiten für die Eltern und für Großmütters zu kaufen. In der nächsten Woche wollte ich sie besorgen. Und nun muß ich ein Loch in den Sparschatz, den ich glücklich beisammen habe, reißen.“

„Ich habe mein Weihnachtsgeld noch gar nicht beisammen“, meinte Inge unbekümmert. „In meiner Sparkasse ist immer Ebbe.“

„Weil du solche Taschkäse bist und dein Taschengeld meistens in Eiswaffeln anlegst“, lachte sie Ruth aus.

„Freilich, solch ein Knauser wie du bin ich nicht“, wehrte sich Inge Niemann.

„Inge ist wenigstens menschenfreundlich und hat immer die Spendierhosen an“, kam Ellen anerkennend der Freundin zu Hilfe.

„Meine Mutti sagt, für Überflüssiges hat man jetzt kein Geld.“

Den „Knauser“ mochte Ruth nicht auf sich sitzen lassen.

„Na, dann wird sie ja von den Lebensmittelpaketen, die du zur Schule mitbringen sollst, nicht sehr begeistert sein.“

„Doch, für andere, für Arme hat Mutti immer noch was übrig“, beteuerte Ruth.

Unter den regenberieselten Weiden des Parks huschte eine schmale Gestalt mit freundlichem Gruß vorüber.

„Na, Lotte, vom Hungertod wieder auferstanden?“ rief ihr Inge übermütig nach.

Es kam keine Antwort. Das Nebelgrau hatte Lotte Müller bereits verschluckt.

„Aus Lottes Mantel würde ich mir an ihrer Stelle lieber eine Badehose machen lassen, so kurz ist er“, spottete Inge hinter ihr drein.

Während Ellen den Wisz belachte, äußerte Ruth nachdenklich: „Ihre Eltern werden kein Geld haben, ihr einen neuen Mantel zu kaufen.“

„Mit dem dünnen Fähnchen kann sie sowieso nicht den ganzen Winter herumlaufen. Sie trägt überhaupt noch einen Sommermantel“, meinte Ellen kopfschüttelnd.

„Ich bekomme zu meinem Geburtstag einen neuen Wintermantel mit feinem Pelzbesatz“, frohlockte Inge.

„Ich finde deinen Mantel eigentlich noch sehr anständig.“ Ruth betrachtete die nasse Schulfreundin von allen Seiten. Solchen „anständigen“ Mantel hätte sie selbst noch lange tragen müssen.

„Richtig, du hast ja bald Geburtstag, Inge. Fein! Gibt es dieses Jahr wieder eine Überraschung?“ erkundigte sich Ellen eifrig.



„Sicher. Kindergesellschaft ohne was Besonderes ist mopsig. Mutti wird schon was Hübsches ausdenken. Vielleicht ein Glücksrad, wo man was gewinnen kann. Oder mein großer Vetter macht wieder eine Kintoppvorführung oder — halt, Kinder, ich habe eine famose Idee. Wir wollen Theater spielen, irgendwas Uffiges ...“

„Ach, Kasperletheater haben wir ja schon ein paarmal an deinem Geburtstag gehabt“, wandte Ellen ein.

„Wer spricht denn von Kasperle? Wir selbst wollen Theater spielen in Kostümen wie die Großen. Das wird famos!“

„Au ja — das wird famos!“ fielen die Freundinnen ein, und alle drei vollführten einen Freudensprung über eine Pfüße hinweg.

Inge Riemanns Geburtstagsgesellschaft war stets ein wichtiges Ereignis im Schulleben. Sie war das einzige, etwas verwöhnte Lädchen. Ihre Eltern pflegten daher ihren Geburtstag ganz besonders zu feiern. Nirgends gab es so viel Schlagfahne wie bei Riemanns. Tagelang vorher überlegte man schon in der Klasse, wen Inge wohl einladen würde und wen nicht.

Die Freundinnen hatten sich getrennt. Eine jede eilte schleunigst heim zu Lisch. Man hatte sich heute tüchtig verplaudert.

Es war ein gemütliches, warmes Heim, das Inge erwartete. Marie trug bereits die Suppe auf, denn der Vater hielt auf Pünktlichkeit. Er gönnte sich nur eine kurze Mittagspause.

„Na, nachgegessen, Strolch?“ empfing er die aus der Schule heimkehrende Tochter.

Während Inge beteuerte, daß sie nur mit Ellen und Ruth noch ein wenig auf und ab spaziert sei, rief die Mutter besorgt: „Bei diesem Regenwetter! Wechsle erst Schuhe und Strümpfe, Kind, bevor du zu Lisch kommst, damit du dich nicht erkältest!“

„Wir haben nämlich etwas ganz Wichtiges zu besprechen gehabt“, berichtete Inge, als man dann bei der Suppe saß. „Es handelte sich um meinen Geburtstag.“

„Damit hättest du dir ja noch vierzehn Tage Zeit lassen können“, meinte der Vater belustigt.

„Wo denkst du hin, Vati! Wir wollen doch zu meiner Kindergesellschaft Theater spielen, meine Freundinnen und ich. Das eilt

sehr, wenn wir es noch richtig lernen und proben wollen. Und Kostüme müssen wir doch auch dazu haben.“

„Was wollt ihr denn für ein Theaterstück aufführen?“

„Noch keine blasse Ahnung von 'ner Idee. Mutti wird schon was Hübsches für uns herausfinden. Nicht wahr, Muttichen?“

„Hör mal, mein Kind, ich wollte diesmal gar nicht so viel von deinem Geburtstag hermachen. Du weißt, daß viele Leute in diesem Winter Not leiden müssen. Da soll man für unnötige Dinge . . .“

„Aber eine Kindergesellschaft ist doch sehr nötig. Alle freuen sich schon darauf.“ Inge begann mit den Tränen zu kämpfen. „Und Vati verdient doch noch genug Geld, der ist doch nicht abgebaut . . .“

„Na, die Mutti wird schon ein Einsehen haben, Kind. Dein Geburtstag ist ja nur einmal im Jahr“, tröstete Herr Riemann. Denn er mochte sein lustiges Lädchen nicht gern betrübt sehen.

„Vater, es ist notwendig, daß unsere Inge auch den Ernst der Zeit begreifen lerne“, stellte die Mutter ihm vor. „Sonst wird sie ein oberflächliches Mädchen.“

„Bitte erst nach meinem Geburtstag, Muttichen, ja? Dann bin ich doch schon elf Jahre alt, da begreife ich den Ernst bestimmt besser“, beteuerte der Schlaukopf. „Und wir helfen überhaupt auch bei der Winterhilfe. Jede Woche sollen wir ein Pfund Reis oder Nudeln oder so was Ähnliches für arme Familien zur Schule mitbringen, noch dazu aus unserer eigenen Sparbüchse.“

„Dann spare nur fleißig“, neckte der Vater.

„I wo! Mutti oder Luise“ — das war die Köchin — „gibt mir sicher ein Pfund Reis“, meinte Inge zuversichtlich.

„Das ist nicht das Richtige, Inge. Von eurem eigenen Geld sollt ihr etwas für arme Menschen, die hungern müssen, übrig haben“, erklärte ihr die Mutter.

„Mein Taschengeld brauche ich selber nötig“, behauptete Inge,

wurde aber doch etwas rot dabei. Denn eigentlich ließ sie sich alles, was sie für die Schule brauchte, von den Eltern kaufen. Meistens wurde das Taschengeld in Sahnenbonbons oder in Eiswaffeln angelegt.

„Du weißt nicht, wie gut du es hast, Kind. Was sehe ich täglich für Elend, wenn ich von der Winterhilfe aus meine Nachforschungen in den notleidenden Familien machen muß. Heute ist mir die Patenschaft über eine hochachtbare Familie in unserer Nähe übertragen worden. Der Mann abgebaut, die Frau versucht, durch Strickarbeiten etwas zu verdienen. Die Kinder sind blaß und elend. Ich habe die drei in unserem Bekanntenkreis als Mittagsgäste verteilt. Jeder kann schließlich noch ein Kind mit satt machen. Die Älteste soll zu uns essen kommen. Das Mädchen ist total unterernährt. Für die Eltern werden wir vier Familien, wo die Kinder zu Gast sind, abwechselnd das Mittagbrot mitschicken. Wenn jeder, der noch zu essen hat, sich an der Nachbarhilfe beteiligt, kann dem ärgsten Elend gesteuert werden.“

„Unsere Mutti hat ein warmes Herz für andere“, sagte der Vater, nickte seiner Frau liebevoll zu, strich Inge über das Haar und ging, den Wagen anzukurbeln. Denn seine freie Zeit war zu Ende.

„Mutti, wird das Bettelkind, das bei uns Mittagessen bekommen soll, bei Luise und Marie in der Küche essen?“ erkundigte sich Inge.

Einen Augenblick zögerte Frau Riemann. Sie hatte eigentlich beabsichtigt, das fremde kleine Mädchen in der Kinderstube essen zu lassen, damit es sich nicht unter den ihm Fremden scheue, tüchtig zuzulangen. Aber Inges Frage zeigte ihr, daß dies nicht das Richtige sei. An ihren Tisch und an ihr Herz mußte sie das arme Kind nehmen.

„Nein, Inge, die Kleine ist mit uns am Tisch.“

Inge machte ein langes Gesicht. „Das schmutzige Bettelkind?“ Sie sah sich in dem mit behaglicher Eleganz ausgestatteten Raum um. „Es wird sicher unmanierlich und unappetitlich essen.“

„Du irrst dich, Inge. Die Kleine ist ein sehr wohlherzogenes Mädchen. Ich sagte es ja schon, daß der Vater stellungslos ist, und die Familie dadurch in Not geraten. Wie kamst du nur so überheblich sein und ein Kind, dem es weniger gut geht als dir, ein ‚schmutziges Bettelkind‘ nennen?“ Frau Riemann war recht unzufrieden mit ihrer Tochter.

Gleich am andern Tage sollte die „Nachbarhilfe“, zu der sich Frau Riemann gemeldet hatte, einsetzen. Inge war nun doch ziemlich neugierig, wie das fremde Mädchen ausschauen, und wie es sich wohl benehmen mochte. Sicher hatte es unsaubere Hände, daß einem der Appetit verging. Inge dachte nicht daran, daß sie selbst öfters von Tisch geschickt wurde, weil sie vergessen hatte, sich vorher die Hände zu waschen.

„Heute gibt es einen Spaß bei uns“, erzählte Inge den Freundinnen auf dem Nachhauseweg von der Schule. „Ein armes Kind soll bei uns mit zu Mittag essen.“

„Das ist doch kein Spaß“, wunderte sich Ruth. „Das ist doch traurig, wenn es zu Hause hungern muß.“

„Sei doch nicht so tranig, Ruth. Natürlich wird das ulkig werden. Sicher schlingt das Bettelkind vor Hunger. Hoffentlich maußt es keinen silbernen Löffel.“

In diesem Augenblick lief gerade Lotte Müller wieder an den dreien vorbei. Sie nahm sich nicht einmal Zeit zum Gruß. Sie lief, als ob sie verfolgt würde.

Heute war Inge rechtzeitig zu Hause. Neugierig spähte sie nach dem fremden Gast aus. Als es pünktlich um zwei Uhr klingelte, war sie noch vor dem Stubenmädchen an der Entree.

„Mutti — Mutti — das Mädel ist ja ein Junge!“ rief Inge aufgeregt zum Wohnzimmer hinein.

„Nanu?“ wunderte sich Frau Riemann. Wirklich, draußen in der Diele stand ein nett aussehender Junge von ungefähr zehn Jahren. Gesicht und Hände glänzten vor Sauberkeit.

„Wer bist du denn, Kleiner?“

„Fritz Müller.“ Es folgte eine wohlgezogene Verbeugung. „Ich habe mit meiner Schwester getauscht. Sie wollte lieber zu Neumanns essen gehen, wo ich eigentlich heute hinkommen sollte. Die Mutter meinte, es würde wohl gleich sein.“ Inge wunderte sich, daß der Junge ganz richtig deutsch sprach.

„Dann lege nur ab, mein Junge“, sagte Frau Riemann freundlich. „Lieber wäre es mir freilich gewesen, wenn deine Schwester gekommen wäre, weil ich selbst ein Töchterchen habe und bei Neumanns Knaben in deinem Alter sind. Na, morgen tauscht ihr dann wieder aus. Du gehst zu Frau Neumann und schickst deine Schwester zu uns, nicht wahr?“

„Sie wollte ja durchaus nicht, Mutter war ärgerlich auf sie“, erzählte Fritz.

Sicher ein scheues Mädel, dem es peinlich war, zu Fremden zu gehen, dachte Frau Riemann. Dabei machte der Junge einen freien und unbefangenen Eindruck. Auch bei Tisch zeigte es sich, daß man ein gut erzogenes Kind zu Gaste hatte. Der fremde Junge aß durchaus manierlich, er steckte weder das Messer in den Mund, noch nahm er die Hände zu Hilfe, worauf Inge noch ganz besonders achtete. Trotzdem sah man, wie gut es ihm mündete. Kein Wort sprach Inge mit ihm. Sie starrte ihn nur an. Aber als der Junge auf eine Frage des Vaters, in welche Schule und in welche Klasse er gehe, antwortete: „In die Sexta, Reform-Gymnasium“, da rief Inge erstaunt: „Was, du bist Gymnasiast? Und dann gehst

du zu fremden Menschen . . .“ Das Wort „essen“ verschluckte Inge rasch auf einen mahnenden Blick der Mutter hin.

Aber Fritz mußte es doch wohl erraten haben. Er wurde rot und sagte: „Wenn unser Vater doch abgebaut ist.“ Dabei sah er, wie um Entschuldigung bittend, zu Inge hin. An wen erinnerte sie bloß dieser Blick?

„Willst du noch ein bißchen mit Inge spielen, Fritz?“ fragte Frau Riemann, als die Mahlzeit beendet war.

Noch ehe Fritz antworten konnte, rief Inge: „Ich habe heute sehr viel Schularbeiten zu machen. Ich muß gleich anfangen, sonst werde ich nicht fertig.“ Das sollte ihr fehlen, auch noch mit dem fremden Jungen zu spielen.

So verabschiedete sich Fritz mit „bestem Dank“ und versprach, am nächsten Tage seine Schwester zu schicken.

Frau Riemann hoffte, daß Inge mit einem gleichaltrigen Mädel sich besser stellen würde. Sie hatte ja gar nicht gewußt, daß solch ein Hochmutsteufel in dem Kinde steckte.

Inge saß an ihrem Arbeitspult und studierte ein Kinder-Theaterstück, das ihr der Vater aus einer Buchhandlung mitgebracht hatte. Die „vielen Schularbeiten“ hatten noch Zeit. Das ulkige Theaterstück „Puppengeburtstag“, wo die kleinen Schauspieler als lebendige Puppen auftraten und über ihre Puppenmütter herzogen, war viel belustigender.

Am nächsten Tage gab es in der Schule eifrige Besprechungen wegen der Rollenverteilung. Daß die beiden besten Freundinnen Ellen und Ruth dabei sein mußten, war selbstverständlich. „Aber den Puppenjungen muß ich spielen, das ist die Hauptrolle, — weil ich das Geburtstagskind bin“, erklärte Inge. „Außerdem bin ich dann schon elf Jahre alt, und ihr seid erst zehn.“

Ellen und Inge stritten um die Hauptrollen, während Ruth

dachte, daß ihre Mutter immer zu sagen pflegte, daß die Wirtin hinter ihren Gästen zurücktreten müsse.

Als Inge sich endlich von den Freundinnen trennte, hatte man sich immer noch nicht über die Hauptrolle geeinigt.

„Das fremde Mädel ist schon da, Inge“, empfing sie daheim die Marie. „Ich habe sie in die Kinderstube geführt, weil Mutti noch nicht zu Hause war.“

„Na, hoffentlich geht sie mir da nicht an meine Bücher heran“, meinte Inge ungehalten. Sie war ärgerlich. Erstens, weil Ellen durchaus den Puppenjungen spielen wollte. Zweitens, weil Marie das fremde „Bettelmädel“ in ihr Zimmer geführt hatte. Und vor allem, daß Marie immer noch „Kinderstube“ sagte. Es war doch schon ein richtiges Jungmädchenzimmer, das ihr die Eltern eingerichtet hatten. Wenn sie erst elf Jahre alt war, ließ sie sich das aber bestimmt nicht mehr gefallen.

Unter diesen Überlegungen trat Inge in ihr Zimmer und — lachte laut auf.

„Du bist es, Lotte? Hahaha, und die Marie dachte, du seiest das fremde Mädel. Willst dir wohl irgendeine Arbeit von mir holen oder ein Buch leihen?“ Auf dem kleinen Kretonnesofa saß Lotte Müller und las in einem Schulbuch.

Ihr blaßes Gesicht färbte sich blutrot bei Inges Anblick. Sie wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus vor Erregung.

„Hast wohl heute nicht aufgepaßt in der Schule und willst dir von mir Bescheid holen? Hahaha, die fleißige Lotte Müller weiß auch mal nichts“, neckte Inge.

Da öffnete sich die Tür. Die heimkehrende Mutter nickte dem Töchterchen liebevoll zu und reichte dem sich in peinlichster Verlegenheit erhebenden fremden Mädchen die Hand.

„Sei uns willkommen, Kind. Wie heißt du doch? Richtig,

Lotte — Lotte Müller. Ich sehe, ihr habt euch schon beide bekannt gemacht, Kinder. Das ist recht. Haltet nur Freundschaft miteinander.“

„Aber das ist ja Lotte Müller aus meiner Klasse, Mutti.“ Inge wollte sich ausschütten vor Lachen, daß die Mutter die Lotte mit dem erwarteten Mittagsgast verwechselte.

„In einer Klasse seid ihr? Davon hast du mir ja gar nichts erzählt, Inge. Um so besser, da braucht ihr euch ja nicht erst miteinander anzufreunden. Kommt zu Tisch, Kinder, der Vater wartet.“

„Zu Tisch? Die Lotte Müller soll bei uns essen? Ja, aber —“ Inge brach plötzlich ab. Hieß der Junge, der gestern da gewesen war, nicht auch Müller? Und hatte er nicht erzählt, seine Schwester wollte nicht zu ihnen kommen? Plötzlich hatte Inge die Wahrheit erfaßt. Nein, war das peinlich, war das bedrückend, daß Lotte Müller das fremde Bettelmädel war! Was würden nur Ellen und Ruth dazu sagen?

Inge mundeten die Klöße mit Backobst heute gar nicht. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit stocherte sie stumm in dem Essen herum. Wie schrecklich, daß die Lotte, ein Mädchen aus ihrer Klasse, und noch dazu eine der fleißigsten, zu Hause nichts zu essen hatte, daß sie zu anderen Menschen gehen mußte, um satt zu werden! Zum ersten Male in ihrem Leben empfand Inge Not und Elend nicht als etwas Fremdes, sie selbst nicht Berührendes. Ein Kind wie sie, das sie kannte, ein Mädel aus ihrer Klasse litt Hunger — wie furchtbar war das — ein Tränenstrom ergoß sich plötzlich über Inges Klöße.

„Aber Kind, Herzchen, was ist dir denn?“ Ratlos stand der Vater dem plötzlichen Schmerzensausbruch seines Lieblings gegenüber. Die Mutter verstand ihre Inge besser. Sie hatte vergeblich versucht, ein unbefangenes Gespräch zwischen den beiden Schulkameradinnen in Gang zu bringen. Lotte antwortete auf alle

Fragen leise und mit gesenkten Augen. Dabei rührte sie das gute Essen kaum an, trotzdem sie doch Hunger haben mußte.

„Nun eßt mal eure Klöße auf, Kinder — Klöße mit Tränensosse schmecken nicht, Inge“ — da mußte die Inge trotz ihres Kummers wieder lachen.

Als die beiden Mädels, nachdem man „gesegnete Mahlzeit“ gewünscht hatte, in Inges Zimmer gegangen waren, meinte Herr Riemann zu seiner Frau: „Es wäre vielleicht besser, wenn wir den Jungen wieder zu uns kommen ließen, der ist munter und frisch. Das Mädchen saß heute ja wie der steinerne Gast bei Tisch. Ordentlich bekümmert wurde einem zumute. Unsere Inge muß auch darunter gelitten haben, daß sie plötzlich zu weinen begann. Das Kind ist zu weich.“

„Unsere Inge hat heute zum ersten Male in ihrem Leben die Not anderer als eigene Not empfunden. Ihr soziales Empfinden ist heute erwacht. Das ist mit einem ungemütlichen Mittagessen nicht zu teuer bezahlt“, war Frau Riemanns ernste Antwort.

Zwischen den weißen Möbeln und dem geblümten Kretonnesofa in Inges Zimmer standen sich die beiden Schulkameradinnen zuerst stumm gegenüber.

„Ich habe gleich nicht herkommen wollen, aber meine Mutter wünschte es“, begann Lotte sich zu entschuldigen. „Sie meinte, das Komitee von der Winterhilfe würde sich am Ende sonst nicht mehr um uns kümmern. Ich habe es gewußt, daß es dir unangenehm sein würde.“

„Unangenehm?“ Ja, war es ihr denn zuerst nicht höchst peinlich und unangenehm gewesen? Aber dann hatte sie doch nur ein starkes Weh um Lotte empfunden, Mitleid, — nur viel schmerzhafter.

„Auf Wiedersehen, Inge!“ Lotte reichte ihr die Hand zum Abschied, da Inge immer noch kein Wort der Erwiderung fand. „Ich

lasse deinen Eltern vielmals danken, aber wiederkommen kann ich nicht. Du wirst ja verstehen, daß es noch viel schwerer für mich ist, zu euch zu kommen als zu ganz Fremden.“

„Nein, Lotte, nein“ — jetzt fand Inge endlich die Sprache wieder. „Jeden Tag mußt du zu uns kommen, gerade, weil wir in dieselbe Klasse gehen. Und Ellen und Ruth brauchen überhaupt nichts davon zu erfahren. Keinem Menschen sage ich es. Ich halte dich“, versicherte Inge.

„Meine Mutter sagt, es ist keine Schande, wenn man unverschuldet in Not gekommen ist, die Hilfe von denen anzunehmen, denen es besser geht. Aber was du neulich auf der Straße zu Ruth und Ellen gesagt hast von ‚Bettelmädel‘ und ‚silbernen Löffel mausen‘, das war so schrecklich, daß ich lieber hungern wollte, als zu euch gehen. Nur Mutter zuliebe habe ich es doch getan.“

Inges Gesicht färbte sich dunkelrot. O Gott! Das hatte die arme Lotte mit angehört, diese unüberlegten bösen Worte?

Einer warmherzigen Regung folgend, schlang Inge den Arm um Lottes Schulter. „Es war sehr häßlich von mir. Bitte, bitte, denke nicht mehr daran, Lotte. Nicht wahr, du kommst trotzdem mittags zu uns?“

Lotte nickte. Dankbar drückte sie Inges Hand.

Als Frau Riemann etwas später nach ihrer kleinen Pflegebefohlenen schaute, saßen die beiden einträchtig auf dem Kretonnesofa und spielten Halma. Frau Riemann nickte ihnen befriedigt zu. Die Freundschaft schien geschlossen.

Am Abend legte Inge plötzlich ihr belegtes Brot beim Abendessen hin. „Ich kann nicht mehr“, erklärte sie.

„Aber Inge, du bist doch sonst nicht satt zu machen“, wunderte sich die Mutter.

„Ich — ich — ich kann nicht essen, wenn die arme Lotte hungern

muß. Sicher bekommt sie kein Abendbrot. Und Frühstück hat sie gewiß auch nicht in der Schule. Neulich hat sie so sehnsüchtig nach meiner Schinkenstulle geschaut. Und ich habe sie ihr nicht gegeben, weil ich selbst so gefräßig war“, so klagte sich Inge an.

„Du kannst deine Mahlzeit doch nicht mit jedem, der Hunger leidet, teilen, Herzchen. Du mußt dankbar sein, wenn du selbst was zu essen hast“, sprach ihr der Vater zu.

„Aber die Lotte Müller ist nicht jeder. Die Lotte kenne ich doch. Darf ich ihr nicht mein belegtes Brot hintragen, Mutti? Sie wohnt ja gar nicht weit.“

„Marie hat bereits einen Korb mit Lebensmitteln zu Müllers hingebracht“, beruhigte die Mutter das aufgeregte Kind. „Lotte bekommt heute ihr Abendbrot wie du.“

„Aber morgen und alle die folgenden Tage?“ Inges Mitgefühl war jetzt geweckt. Und plötzlich kam ihr ein Gedanke: „Vati, liebes Vati, kannst du nicht Lottes Vater in der Fabrik anstellen?“

„Aber Kind, wie denkst du dir denn das? Wir haben selbst einen Teil unserer eingearbeiteten Leute entlassen müssen, da nicht genug zu tun ist. Unmöglich, jemanden anzustellen.“

Es war wohl das erstemal, daß der Vater seinem Töchterchen einen Wunsch versagte. Und noch dazu einen, den es nicht für sich selbst tat.

Am nächsten Tage in der Schule, als Inge auf dem gewohnten Platz Lotte Müller sitzen sah, aufmerksam wie immer dem Unterricht folgend, da erschien es ihr kaum möglich, daß Lotte daheim hungern sollte. Bleich und schmal sah sie ja aus, freilich. Und ihre Augen blickten auch nicht so hell und froh wie die der andern Kinder. „Ehrpußlig“ hatten Inge und ihre Freundinnen sie deshalb genannt.

In der Pause ärmelten Ellen und Ruth Inge unter und zogen

sie aus der Klasse. Eigentlich hatte Inge auf Lotte warten und sehen wollen, ob sie Frühstück mit hatte. Aber als Ellen sagte: „Wir müssen die Rollen zu dem Theaterstück nochmal besprechen, Inge, und dann wollen wir auch gleich die Proben festsetzen“, da fand Inge das doch im Augenblick wichtiger.

Lotte Müller spazierte, wie meistens, allein auf dem Schulhofe auf und ab. Sie hielt ein Frühstückspäckchen in der Hand. Fräulein Studienrat hatte es ihr mit freundlichen Worten eingehändigt. Aber es schmeckte ihr nicht so gut, wie Inge geglaubt hatte. Sie blickte zu Inge Riemann und ihren Freundinnen herüber. Lächerlich, daß sie gehofft hatte, Inge würde sich jetzt auch in der Schule ihrer annehmen. Die kümmerte sich ebensowenig um sie wie früher. Wie die drei lachten. Ob Inge den beiden am Ende erzählte, wer das „Bettelmädchen“ war?

Nein, Inge hielt, was sie versprochen hatte. Sie erzählte nichts. Aber trotzdem Ellen auf die Rolle des Puppenjungen im Theaterstück verzichtet hatte, wurde Inge dessen nicht recht froh. Sie gab sich Mühe, mit den Freundinnen zu scherzen und zu lachen, aber es kam ihr nicht von Herzen. Ihr Blick wurde immer wieder zu Lotte hingezogen. Was wollte sie denn? Lotte hatte ja eine Stulle in der Hand, die hungerte heute nicht. Aber sie ging ganz allein. Warum konnte sie denn nicht mit ihnen gehen? Ja, aber was würden Ellen und Ruth bloß dazu sagen?

Noch ehe Inge mit dieser Frage im reinen war, klingelte es zur nächsten Stunde.

Beim Nachhauseweg, da wollte Inge aber bestimmt auf Lotte warten. Doch Lotte war nirgends zu sehen. Vergeblich spähte Inge am Schultor nach ihr aus. Dann folgte sie mit einem Gefühl der Erleichterung den Freundinnen.

Der Mittagsgast kam heute spät zu Riemanns. Die Suppe

stand bereits auf dem Tisch. Inge überlegte bedrückt, ob ihr unfreundliches Verhalten etwa schuld sei, daß Lotte nicht erschien. Gott sei Dank, da klingelte es. Gleich darauf entschuldigte sich die knirschende Lotte bei den Eltern, daß sie sich verspätet habe.

„Warum kommt ihr denn nicht zusammen aus der Schule nach Hause, Mädels?“ wunderte sich die Mutter.

Jetzt kam es heraus. Jetzt würde Lotte sie verpeßen, daß Inge sich in der Schule nicht um sie kümmerte. Aber nichts dergleichen geschah. Lotte wurde rot und sagte: „Meine Mutter war heute morgen nicht wohl, da wollte ich noch mal nach ihr sehen.“

„Was fehlt ihr, Kind? Liegt sie zu Bett? Was sagt der Arzt?“ erkundigte sich Frau Riemann.

„Wir haben ihn noch nicht gerufen, weil . . .“ Der Nachsatz, daß sie kein Geld dazu hatten, wurde verschluckt. „Mutter ist sehr schwach“, fügte Lotte leise hinzu.

„Ihr bekommt von der Wohlfahrt aus einen Arzt, Lotte.“ Frau Riemann hatte den Nachsatz richtig erraten.

„Komm, Lotte, wir wollen noch ein bißchen zusammen spielen oder willst du lieber mit mir Französisch präparieren?“ schlug Inge nach Tisch vor in dem Wunsche, ihr Verhalten gegen Lotte in der Schule wieder gut zu machen.

„Danke, Inge, aber ich möchte nach Hause. Mutter soll nicht den Abwasch selbst besorgen, und um die Kleinen muß ich mich auch kümmern.“ Vom Fenster aus sah Inge, wie Lotte die Straße entlang heimlief.

Eigentlich hatte Inge nach Erledigung der Schularbeiten die Rollen für das Theaterstück ausschreiben wollen. Aber die Lust fehlte ihr dazu. Warum mußte sie bloß unausgesetzt an Lotte denken, wie die jetzt gewiß fleißig der kranken Mutter im Haushalt zur Hand ging. Inge nahm ihre Sparsbüchse, eine kleine silberne Mühle, vor

und zählte den Inhalt. Sechs Mark siebzig Pfennige waren darin. Neulich waren es doch noch über zehn Mark gewesen. Hatte sie das tatsächlich für Krimskrim und Naschereien ausgegeben? Ach, morgen war ja der Tag, an dem sie Lebensmittel für die Winterhilfe mit in die Schule bringen sollte. Beinahe hätte sie es vergessen. Ob Lotte Müller wohl daran dachte? Die hatte doch bestimmt kein Geld dazu, Nudeln oder Reis für andere zu kaufen.

Eilends lief Inge in die Küche hinaus. „Luise, was kostet denn ein Pfund Reis?“ erkundigte sie sich.

„Zeld“, meinte die Köchin lachend.

„Das weiß ich, aber wieviel?“

„Willst du einkaufen gehen, Inge? Das überlaß nur Mutti'n oder mir. Morgen gibt es überhaupt gar keinen Reis nich, sondern Mohrrüben und Schoten.“

„Aber Luise, wir sollen doch in die Schule Kaffee oder Zucker, Reis oder Nudeln mitbringen, irgendwas zur Winterhilfe für arme Leute.“

„Nanu wird's Tag in der Nachtmüße! Was jeht das die Schule an. Da sollt ihr euch belernen, aber nich mit Reis und Nudeln losjehn.“

„Mutti sagt, das wäre eine sehr schöne Einrichtung, daß wir Schulkinder auch für die armen Leute, die nichts zu essen haben, mit sorgen helfen sollen. Nicht wahr, Luise, Sie geben mir ein Pfund Reis und ein Pfund Grieß oder Nudeln?“ bettelte Inge.

„Ich werd' mir ja hüten. Da käme mir Mutti schön auf'n Kopp. Wenn du was für arme Leute tun willst, Inge, dann berappe man jesälligst aus deine Sparkasse.“

„Das Geld brauche ich für was anderes.“

„So, das werden jewiß Sahnenbonbons oder Lutschwaffeln sein. Man weiß ja, wozu du dein Zeld verbrauchst. Willste Jutes tun,

dann mußte dir selbst was absparen und nicht aus Vaters Tasche.“ Luise war meistens kurz angebunden, aber ihr einfaches Empfinden traf oft das Rechte.

Wieder saß Inge an ihrem Arbeitspult und rechnete. Es waren keine Rechenaufgaben für die Schule. Da rief die Mutter nach ihr.

„Inge, hast du Lust, mich zu begleiten? Ich will noch einige Besorgungen machen.“

„Ja, gern.“ Inge war im Nu fertig. „Dann kann ich gleich noch was für die Winterhilfe mitbesorgen. Luise sagt, ich müßte den Reis und die Nudeln selber von meinem Gelde kaufen. Sie will mir nichts geben.“

„Da hat Luise ganz recht. Du weißt ja, wie ich darüber denke.“ Frau Riemann machte sich mit ihrem Lächelchen auf den Weg.

„Für Lotte kaufe ich auch ein Pfund Mehl oder sowas, was am billigsten ist. Die kann sicher morgen nichts mitbringen“, sagte Inge.

„Das ist lieb von dir, Herzchen. Obgleich Lotte ruhig sagen sollte, daß sie keine Pakete mitbringen kann.“

„Dann halten die andern sie am Ende für einen Geiztragen, Mutti. Ob die Pakete mehr als eine Mark kosten?“

„Sicher nicht.“

„Sein, dann behalte ich noch fünf Mark und sieben Pfennige übrig für unser Theaterstück. Wir wollen uns Kostüme aus Krepppapier selber machen. Das ist nicht teuer.“

„Jede unnütze Ausgabe ist in einer so schweren Notzeit zu teuer, Inge. Aber du bist wohl noch zu jung, um das zu verstehen.“

„Das verstehe ich schon sehr gut, Mutti. Aber die Kostüme zu dem Theaterstück sind doch notwendig.“

„Wäre ein warmer Mantel für Lotte Müller nicht notwendiger?“ Wer hatte das nur eben gesagt? Die Mutti nicht, die war ja gerade in einen Laden getreten. Konnte eine innere Stimme so deutlich sein?

„Mutti, findest du meinen Wintermantel noch anständig?“ erkundigte sich Inge, als sie das Geschäft wieder verlassen hatten.

Die Mutter lachte. „Aber Inge, seit wann bist du denn eitel? Zur Schule und bei schlechtem Wetter da geht er noch sehr gut. Zum Geburtstag sollst du ja einen neuen für Sonntags bekommen.“

„Mutti, die Lotte Müller läuft noch bei dem kalten Wetter mit ihrem ausgewachsenen Sommermantel herum. Könnte ich nicht den neuen Mantel, den ich bekomme, gleich für die Schule tragen und der Lotte meinen alten Wintermantel schenken?“

Eigentlich bedeutete das gar kein Opfer für Inge. Sie trug viel lieber den neuen Mantel gleich für die Schule.

Mutti machte ein nachdenkliches Gesicht. „Was meinst du denn dazu, Inge, wenn du auf den neuen Mantel verzichten würdest, und wir stattdessen der Lotte einen warmen Mantel kaufen würden?“

„Das — das — nein, Mutti, das geht nicht. Lotte soll den schönen, neuen Mantel kriegen und ich den alten behalten? Nein, Mutti, das . . .“ Inge konnte vor Erregung nicht weiter.

„Überlege es dir, mein Mädel. Du bekommst eher mal ein neues Kleidungsstück als Lotte, die solch einen Mantel jahrelang tragen muß.“

Was gab es da zu überlegen? Gar nichts. War es nicht genug, daß sie morgen von ihrem Spargeld ein Pfund Grieß für Lotte mit in die Schule brachte, damit sie nicht vor den andern als Geiztragen galt? Sie wollte es ihr sogar heimlich in die Mappe schmuggeln. Gar keinen Dank wollte sie dafür haben. Aber den neuen Mantel, nein, den überließ sie der Lotte nicht. Mütter verlangten doch manchmal wirklich zu viel von ihren Kindern.

Die Lebensmittelpakete für die Winterhilfe waren von Fräulein Studentrat in der Quinta eingesammelt worden. Keine Schülerin hatte sich davon ausgeschlossen. Alle waren sie freudig dabei. Selbst

Lotte Müller hatte zu ihrer Verwunderung, als sie die Bücher zur nächsten Stunde zurecht legen wollte, die Lüte mit Grief in ihrer Mappe entdeckt. Hatte Fräulein Studienrat, die ihr jetzt jeden Tag das Frühstück mitbrachte, etwa auch dafür gesorgt? Oder sollte gar Inge ... Ein fragender Blick flog zu der Schulkameradin und begegnete Inges beobachtenden Augen. Ja, sicher war es Inge. Fräulein Studienrat hätte ihr das Paket doch auch gleich mit dem Frühstück übergeben und es nicht heimlich in ihre Mappe getan. Nein, das mußte Inge gewesen sein. Ein warmer Strom freudiger Dankbarkeit durchfloß Lotte und färbte ihre blassen Wangen, gerade als Inge überlegte, warum bloß die Lotte Müller trotz des guten Essens, das sie jetzt täglich bekam, noch immer so elend ausseh? Vielleicht sorgte sie sich um ihre kranke Mutter.

Als Lotte in der darauffolgenden Pause wieder allein unter den zu dreien und vieren eingehakten, kauernden und schwagenden Schülerinnen unter den entlaubten Schulhoflinden auf und ab ging, bekam das Gute in Inge die Oberhand über peinliche Bedenken. Sie gab sich einen Ruck, zog Ruth und Ellen zu der Einsamen hin, ärmelte sie unter und sagte lachend: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

Lotte errötete halb erfreut, halb verlegen. Aber das noch eben so muntere Gespräch der Freundinnen schien plötzlich eingefroren. Selbst Ruth, die eigentlich den besten Willen hatte, sich mit Lotte Müller zu unterhalten, fand nicht das richtige Wort. Mit einem Gefühl der Erleichterung begrüßten sie alle vier das Klingelzeichen zum Unterricht.

„Hast du einen Piepmatz, Inge?“ erkundigte sich Ellen erstaunt, als Inge Riemann nach Schulschluß erklärte, auf Lotte Müller warten zu wollen, da man ja doch denselben Weg habe.

„Es hat sich doch an unserem Schulweg nichts geändert und an der langweiligen Lotte Müller erst recht nichts.“

„Ihre Mutter ist krank und sie ist sehr traurig“, erklärte Inge ein wenig unbehaglich.

„Du bist ein gutes Mädel, Inge.“ Ruth drückte den Arm der Freundin, während Ellen brummte, daß man sich hier an der zugigen Ecke auch noch etwas holen könnte.



Lotte kam nicht. Sie mußte wohl schon fort sein. Aber auch mittags erschien sie nicht bei Riemanns. Inge wollte spornstreichs nach Tisch zu der unweit gelegenen Müllerschen Wohnung, um nach dem Grund des Ausbleibens zu forschen. Doch Frau Riemann war ängstlich, daß Grippe oder sonst eine ansteckende Krankheit bei Müllers herrschen könnte. Sie versprach, selbst nachzuschauen.

„Lotte Müller ist ein Prachtmädel“, berichtete Frau Niemann heimkehrend. „Sie ist heute mittag nicht gekommen, weil der Arzt die Mutter ins Krankenhaus hat bringen lassen. Sie hat sich zu Hause nicht die notwendige Ruhe gegönnt. Nun macht das fleißige Mädel den ganzen Haushalt allein. Ich werde ihr unsere Marie nachher zur Hilfe hinschicken.“

„Ich würde der Lotte auch gern helfen, wenn ich es könnte“, sagte Inge und schämte sich etwas. Zog sie nicht schon ein Gesicht, wenn eins der Mädchen Ausgang hatte und sie nur beim Tischdecken helfen sollte? Und Lotte, die nicht älter war als sie, versah jetzt den Haushalt ganz allein.

„Mutti“, sagte Inge nach längerem Nachdenken, „ich habe mir das mit dem Wintermantel überlegt. Es ist doch wohl besser, ihr kauft der Lotte einen derben, warmen Mantel als mir einen eleganten.“ Inges Stimme zitterte ein wenig. Leicht wurde es ihr nicht, auf den neuen Mantel zu verzichten.

„Brav, Inge!“ Anerkennend strich die Mutter ihrem Kinde über das Haar.

Auch ihr Spargeld vernaschte Inge nicht mehr. Jeder Pfennig kam in die kleine silberne Mühle zu Weihnachtsgeschenken für Lotte Müller und ihre kleinen Geschwister.

Inges elfter Geburtstag aber wurde gefeiert. Anders als sonst. Die drei Freundinnen, Ellen, Ruth und Lotte mit ihren kleinen Geschwistern kamen zur Nachmittagschokolade. Auf eine große Kindergesellschaft wie sonst verzichtete Inge, denn sie hatte selbst eingesehen, daß jetzt keine Zeit war, kostspielige Feste zu feiern. Nie hatte ihr die Geburtstagschokolade so gut gemundet wie heute, wo sie sah, wie die kleinen Müllers mit strahlenden Augen es sich schmecken ließen. Das Theaterstück „Puppengeburtstag“ wurde aber trotzdem aufgeführt. Die Kostüme dazu hatten sich die Freundinnen aus ihrem

eigenen Vorrat, ohne etwas dazu zu kaufen, recht nett zusammengestellt. Vater und Mutti, Lotte Müller und ihre kleinen Geschwister, Marie und Luise waren ein dankbares Publikum.

Am merkwürdigsten jedoch war Inges Geburtstagstisch in diesem Jahre. Elf Lichter brannten um das dicke, rote Lebenslicht wie immer — nur, daß es in jedem Jahre eins mehr wurde. Statt der vielen schönen Gaben, welche die Eltern sonst ihrem Töchterchen aufzubauen pflegten, lagen nur ein paar nützliche Geschenke unter Blumen. Aber ein Mantel, ein schöner warmer Wintermantel war da. Und als Inge ihn der erstaunten Lotte überzog, empfand sie über Lottes dankbare Überraschung eine größere Freude, als wenn sie selbst den neuen Mantel bekommen hätte.

Das Schönste, das Allerschönste aber war, daß der Vater Inge versprach, Herrn Müller eine Tätigkeit in seinem Büro zu verschaffen, da er sich inzwischen von seinen Fähigkeiten überzeugt hatte.

Inge hatte an ihrem elften Geburtstag gelernt, für andere Opfer zu bringen.

Für meine Nesthäkchenkinder

Geschichten
für Kinder von 8 bis 12 Jahren

Von
Else Ury

Mit farbigen Illustrationen und Textbildern
nach Originalen von Wanda Lehn

11. bis 16. Tausend

Weidinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H., Berlin



Ury: Für meine Nesthäkchenkinder 1.

Kleine Spottdroffel.

Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten.
Copyright 1932 by Weibinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H.,
Berlin.



Inhalt.

	Seite
1. Warum ich dieses Buch schrieb	5
2. Kleine Spottdroffel	9
3. Erika macht schlechtes Wetter	29
4. Wie Inge ihren elften Geburtstag feierte .	47
5. Margots neue Armbanduhr	76
6. Die zerbrochene Hochzeitstafel	90

Warum ich dieses Buch schrieb.

Im Nestsäckchenhaus war's im Riesengebirge. Ich lag der Länge nach im Grase. Die Grillen zirpten. Sonst kein Laut.

Da hörte ich plötzlich Hallo. Kinderstimmen — Kinderfüße — lauter Buben und Mädels. Nanu — wollten die alle zur Schneekoppe hinauftrageln?

Ich blinzelte müde. Die Kinderschar zog nicht weiter. In meinen Garten drang sie ein.

Der ganze Garten war mit einem Male voll von Kindern, großen und kleinen. Das lärmte und lachte, schwagte und jauchzte durcheinander.

„Tretet mich bloß nicht tot!“ rief ich und richtete mich ein wenig in die Höhe.

„Ach, da bist du ja“, sagte ein Knirps erfreut.

„Ja, da bin ich“, erwiderte ich einigermaßen verwundert. „Ich wollte gerade ein kleines Nachmittagschläfchen halten. Aber ihr Banditen habt mich gestört.“

„Nacht nichts“, meinte der Kleine gleichmütig. „Zum Schlafen ist jetzt keine Zeit.“

Und alle Kinder fielen lachend ein: „Schlafen — jetzt am helllichten Tage!“

„Das geht euch gar nichts an“, sagte ich entrüstet. „Was wollt ihr denn eigentlich hier bei mir, ihr Krabben?“

„Klar, Mensch! Dich besuchen“, rief der Kleinste und Frechste.

„Wir wollen dich in deinem Nesthäkchenhause besuchen“, schrien und tobten die andern durcheinander: „Freust du dich denn gar nicht?“

Ich machte ein Gesicht, als ob mir ein Zahn gezogen werden sollte.

„Was, ihr wollt mich alle besuchen? Die ganze Gesellschaft? Vielleicht auch noch zu Schokolade und Kuchen?“ fragte ich entsetzt.

„Klar, Mensch!“ antwortete der kleinste Frechdachs.

Und „Klar, Mensch!“ schrien die andern als Echo hinterdrein.

„Schokolade und Kuchen gehört zu jedem richtigen Besuch“, belehrte mich ein kleines Mädchen.

So viel Kuchen gab's wahrscheinlich im ganzen Riesengebirge nicht, wie die vielen Kindermäulchen vertilgen konnten.

„Wer seid ihr denn eigentlich, Bören?“ erkundigte ich mich, nachdem ich mich von dem Schreck ein wenig erholt hatte.

„Wer wir sind? Na, für so dumm hätten wir dich nicht gehalten. Kennst du uns wirklich nicht? Streng doch mal deinen Grips an“, so tobten sie durcheinander.

„Ruhe, ihr Rangen! Ihr laßt mich ja gar nicht nachdenken. Seid ihr vielleicht eine Schule, die einen Ausflug ins Riesengebirge macht?“

„Vorbeigeschossen! Weißt du wirklich nicht, wer wir sind? Und dabei haben wir dir schon so oft geschrieben. Geschichten und Zeichnungen, Rätsel und Photos haben wir dir geschickt. Ha — jetzt dämmert's. Natürlich, aus der Nesthäkchenpost von Meidingers Kinderkalender kennen wir uns.“

„Meine Nesthäkchenkinder seid ihr — hurra!“ rief ich und hätte

vor Freude einen Luftsprung gemacht, wenn ich nicht gerade auf der Erde im Gras gelegen hätte. „Freilich, dann müssen wir einen Kuchenberg wie die Schneekoppe so hoch aufstürmen, wenn meine lieben Nesthäkchenkinder zu Besuch zu mir kommen.“

„Ja, Kuchen — freu' dich nur nicht zu früh“, sagte ein großer Junge, Fritz hieß er. „Mit Kuchen allein ist es nicht getan.“

„Und mit Schokolade auch nicht“, fiel die blonde Hilde ein.

„Na, was wollt ihr denn sonst noch von mir, Kinder?“

„Ein Buch — ein neues Geschichtenbuch! Du sollst uns Geschichten erzählen. Aber gleich — sofort — dalli!“ so bestürmten sie mich.

„Kinder, ich bin doch so müde — huah —“, gähnte ich. „Ich wollte doch gerade mein Nachmittagsschläfchen halten — huah.“

Aber die kleinen Quälgeister gaben keine Ruhe.

„Wir schicken dir ja auch jedes Jahr schöne Geschichten für deine Nesthäkchenpost ein. Jetzt bist du an der Reihe.“

„Na, meininetwegen“, sagte ich gottergeben. „Aber zum Geschichtenausdenken brauche ich Ruhe, Kinder.“ Ich hoffte, sie würden mich jetzt ein bißchen allein lassen.

Doch da saßen sie mit einem Male alle um mich herum im Grase.

„Wir wollen zusehen, wie du Geschichten dachtest.“

„Na, denn man los!“ sagte ich. „Aber muckstill müßt ihr sein.“ Ich drehte mich auf die andere Seite und machte die Augen zu. Ganz still wurde es. Nur die Grillen zirpten.

Ich zerbrach mir den Kopf. Aber keine Geschichte wollte mir einfallen. Die kommen nämlich nicht auf Kommando anmarschiert, die Geschichten.

Ich wurde kribbelig.

„Laßt mich mit euern Geschichten in Ruhe, Bören. Geschichten kann man nur zu Weihnachten erzählen“, wollte ich gerade rufen.

Da hörte ich ein leises spöttisches Lachen. Halb klang's wie Lachen, halb wie der Sang eines Vogels. Aha, die Drossel, die Spottdrossel, die sich über mich lustig machte.

Spottdrossel Halt — wie wär's, wenn ich eine Geschichte von der Spottdrossel erzählte?

Ja, das ging — also los!

So entstand die erste Geschichte „Kleine Spottdrossel“. Und wenn man erst einen Anfang hat, dann geht es ganz von selbst weiter. Da braucht man sich gar nicht anzustrengen.

Eine Geschichte nach der andern fiel mir ein.

Als ich nach einer ganzen Weile die Augen wieder öffnete, war mein kleiner Besuch verschwunden. Keine Spur mehr von all den Nesthäkchenkindern. Hatte ich das alles etwa nur geträumt?

Aber die Geschichten, die ich ihnen erzählen wollte, wußte ich noch alle. Ich schrieb sie auf für meine Nesthäkchenkinder.

Kleine Spottdrossel.

Das lustigste Mädel in der Quinta war die Hanni. Wo die Hanni war, gab's stets was zu lachen. Allenthalben fand sie etwas Uffiges heraus, über das sie ihre Glossen machte. Aber leider fast immer auf Kosten anderer. Die etwas krummen Beine des Schuldieners, das Struwelpeterhaar des Mathematiklehrers, das fürwichtige Bopffschwänzchen, das sich ab und zu aus dem vorsintfluthlichen Haarknoten einer Lehrerin löste, ja, selbst die Ehrfurcht gebietende Bläse des gestrengen Herrn Direktors, alles gab ihr Stoff zum Lachen. Vor nichts machte ihr Spottmäulchen halt. Die Schulkameradinnen jubelten ihr Beifall zu, wenn sie irgendeine kleine Eigenheit der Lehrer getreulich nachahmte. Dabei waren die Freundinnen selbst vor Hannis Spott niemals sicher.

„Kommt ihr heute nachmittag aufs Eis?“ fragte Margot beim Abschied an der Straßenecke. Sie lispelte ein wenig, wenn sie das sprach, nur ein ganz klein wenig. Es hörte sich eigentlich ganz niedlich an, als ob sie noch ein kleines Kind wäre. Die Schulfreundinnen waren an ihre Sprechweise gewöhnt. Sie hatten das nette Mädel gern, so wie es eben war. Nur Hannis Spottmäulchen ahmte der Margot bei jeder Gelegenheit das Lispel-S nach.

„Natürlich kommen wir aufs Eis, von vier bis sechs.“ Hanni stieß genau wie Margot beim S mit der Zunge an.

Die andern Mädels lachten. Margot wurde rot und bog mit eiligem „Auf Wiedersehen“ beschämt in eine der Straßen ein.

„Auf Wiedersehen!“ rief die lose Hanni immer noch lispelnd hinter der Davoneilenden her.

Eva, ihre Intima, schob ihren Arm in den Hannis. „Du mußt die arme Margot nicht immer lächerlich machen. Sie kann doch nicht dafür, daß sie lispelt. Das ist ein Zungenfehler. Über Gebrechen darf man nicht spotten.“

„Lispeln ist eine schlechte Angewohnheit, die sie sich abgewöhnen muß“, widersprach Hanni. „Sie kann mir nur dankbar sein, wenn ich sie darauf aufmerksam mache.“

„Das ist sie aber ganz und gar nicht. Im Gegenteil, ich sah, wie sie mit den Tränen kämpfte, das arme Ding“, meinte Eva mitleidig. „Du darfst sie nicht immer vor den andern aufziehen, Hanni.“

„Geweint hat die Margot?“ Hanni machte ein bestürztes Gesicht.

Aber auf dem Heimweg gab es allerlei, was niederdrückende Gedanken nicht aufkommen ließ. Gefrorene, spiegelblanke Pflügen, auf denen man schliddern konnte, wenn man auch schon elf Jahre alt war. Lustig schneeballende Jungen, die einem einen weißen Gruß gegen die Pelzmütze sandten und denen man natürlich mit einem weißen Geschloß antworten mußte, wenn man nicht für feige gelten wollte. Und nun fing es auch gar noch an zu schneien, lustig und übermütig im tollen Flockentanz. Sollte da ein junges Menschenkind etwa Trübsal blasen? Nachdenklichkeit war niemals Hannis Sache. Die Margot, — pah, die würde heute auf der Eisbahn schon wieder gut werden. Was brauchte die auch so empfindlich zu sein! Sie hatte es doch wirklich nicht böse gemeint.

In glänzender Laune langte Hanni daheim an. Ach, es war ja Mittwoch heute, da war Lieschen, das gute Nähliessen, regelmäßig

bei Bessers. Alles, was man in der verflossenen Woche an abgerissenen Knöpfen und heimlichen, vor Mutteraugen nicht immer ganz angebrachten Rissen aufgespeichert hatte, wurde dem guten Lieschen ins Hinterstübchen eingeschmuggelt. Lieschen half aus allen Nöten.



Nicht nur Wunden an Kleidern wußte sie mit ihren geschickten Fingern zu heilen, auch für alle seelischen Schmerzen der Besserschen Sprößlinge hatte das Nähliessen mit ihrem warmem Herzen stets ein Pflaster bereit. Mit all ihren Wünschen und Anliegen kamen die Kinder zuerst zum Lieschen. Sie war eine gute Fürsprecherin bei den Eltern.

Was Wunder, daß die Kinder am Mittwoch nicht aus Lieschens Nähstube herauszukriegen waren. Ja, die Großen beneideten das kleine Mariannchen, das Bessersche Nesthäkchen, das noch nicht zur Schule ging. Mariannchen hatte es gut, die konnte den ganzen Tag hinten beim Nählieschen stecken.

Behutsam öffnete Hanni die Tür zu Lieschens Werkstatt. Hinter dem Rücken der Näherin schlich sie sich auf den Beheuspitzen heran und legte ihr plötzlich die Hände vor die bebrillten Augen.

„Herrje, hab' ich mich aber erschreckt!“ Lieschen fuhr aus ihrer Glückerei empor. Hanni wollte sich vor Lachen ausschütten, daß Lieschen solchen Schreck bekommen hatte.

Das gute Lieschen lachte wie immer mit. „Kleine Spottdroffel, mußt du dich denn immer auf Kosten anderer lustig machen!“ Sie drohte Hanni scherzhaft mit dem zerstochnenen Zeigefinger.

Hanni wurde rot. Sie mußte an Margot denken. Aber schon im nächsten Augenblick wurde der lästige Gedanke beiseite geschoben.

„Was machst du denn da, Lieschen? Ach, Kurts Hose? Mein schottisches Kleid ist viel notwendiger. Ich gucke schon wieder mit beiden Ellbogen heraus. Und aus meinen Handschuhen wachsen Spargelköpfe, alle Finger zerlöchert; und am Mantel bammeln drei Knöpfe. Geliebtes Lieschen, nicht wahr, du machst es mir?“

„Na, wollen mal sehen“, schmunkelte die alte Näherin, wie inuner bereitwillig. „Sind ja noch beinahe vierzehn Tage bis Weihnachten. Da müssen wir die alten Handschuhe wohl noch mal herrichten, ehe der Weihnachtsmann neue bringt.“

„Mutti hat gesagt, die Hanni kann sich schon Knöpfe und Handschuhe allein nähen, sie ist ein großes Mädchen. Du sollst sie nicht so verwöhnen, hat die Mutti gesagt“, berichtete das Nesthäkchen wichtig.

„Geht dich gar nichts an, dummes Ding“, fuhr Hanni ärgerlich auf die kleine Schwester los.

„Geht mich doch was an. Lieschen wollte mir bei meinem Puppenkleid helfen, und nun kommst du mit deinen ollen Spargelhandschuhen dazwischen.“ Die Kleine verzog Weinerlich den Mund.

„Kinder, vertrag euch! Ich finde schon noch zu allem Zeit“, beschwichtigte Lieschen. Wie oft im Laufe des Tages ihr „Kinder, vertrag euch!“ erklang, das konnte weder sie, noch eins der Kinder zählen. Es gab gar oft Raßbalgereien zwischen den dreien in Lieschens Nähstübchen.

Denn auch Kurt, der Sektaner, der alsbald auf der Bildfläche erschien, war mehr Bengel als Engel. Er foppte das kleine Schwesterchen und er hielt auch mit Hanni nicht Frieden. Das Schlimmste aber war sein technischer Forschungstrieb. Immer hatte Kurt etwas an Lieschens Nähmaschine herumzubasteln, meist mit dem Erfolg, daß das Rad plötzlich stillstand und sich nicht mehr drehte. Dann lachte Hanni mit Kurt um die Wette das arme Lieschen, das sich nun mit der streikenden Nähmaschine herumärgern mußte, aus.

Lieschen wurde niemals böse. Höchstens drohte sie mal: „Kinder, ich setze euch an die Luft.“ Aber die drei wußten, daß sie nicht Ernst machte.

War das gemütlich drin beim Nählieschen! Man kannte das nüchterne Schrankzimmer, in das man die ganze Woche über kaum kam, am Mittwoch gar nicht wieder. Da war's nicht so schön aufgeräumt, wie in den andern Zimmern, wo man keine Unordnung machen sollte. Flicken und Fädchen lagen da umher, bunt und lustig. Zwischen all dem Schneiderkram auf dem Tisch dampfte Lieschens geliebte Kaffeetasse, die ihr wichtiger war als das Mittagbrot. Und ein rotbackiger Apfel lag meist auch noch dazwischen. Das gute

Lieschen hatte ihn vom Frühstück für die Kinder aufgespart. Merkwürdig, — so wie dieser Apfel schmeckte kein anderer von der Obstschale drin im Esszimmer.

Da saß die Hanni mit ihren Rechenexempeln, der Kurt mit seiner Lateinarbeit, und Klein-Mariannchen mit ihren sämtlichen Puppent Kindern. Alles so eng wie möglich um Lieschens Nähmaschine geschart. Das Gemütlichste aber war sie selbst. Klein, nicht größer als die Hanni, mit etwas schiefer Schulter und etwas hinkendem Gange. Lieschen war der Größenmaßstab für alle Kinder, in deren Familien sie arbeitete. Selbst das fünfjährige Mariannchen stellte sich auf die Zehenspitzen und behauptete, bald so groß zu sein wie das niedliche „Nählieschen“.

Wenn Lieschen da war, wußte die Mutter ihre drei gut aufgehoben. Sogar bei den Schularbeiten half Lieschen. Lateinische und französische Vokabeln mußte sie abfragen. Wenn aber Lieschen eins der ihr fremden Worte falsch aussprach, gab das Hanni endlosen Stoff zum Lachen und zum Spotten.

„Spottdroffelnchen — Spottdroffelnchen!“ drohte Lieschen lächelnd. „Ich habe meine Eltern nicht so viel Geld gekostet wie du. Ich habe nicht so viel lernen dürfen.“

Dann tat es Hanni wohl leid, daß sie Lieschen verlacht hatte, und sie erdrückte das kleine Persönchen fast mit ihren Liebkosungen. Aber bei der nächsten Gelegenheit machte sie es wieder ebenso.

So gern die Kinder sonst auf die Eisbahn gingen, heute, wo Lieschen da war, wären sie viel lieber zu Hause geblieben. Aber Lieschen war es ganz lieb, daß die drei mal auf ein Weilchen aus ihrem Stübchen verschwanden. Denn vierzehn Tage vor Weihnachten gab es schon allerlei Überraschungen mit der Mutter zu beraten.

Alle Freundinnen waren auf der Eisbahn. Nur Margot fehlte.

Vergeblich spähte Hanni nach ihr aus. War sie nicht gekommen, weil sie sich gekränkt fühlte?

Man lief Achten, Autobus, Schlange und Flugzeug, so ausgelassen wie sonst. Die Wangen der jungen Eisläufer glühten, die Augen strahlten. Aber Hanni konnte trotz aller Freude an dem gesunden Sport ein bedrückendes Gefühl nicht los werden. Warum war Margot nicht gekommen?

Daheim beim Nählieschen mußte Hanni ihrem Herzen Luft machen. Wenn man dem Nählieschen etwas anvertraute, fühlte man sein Gewissen gleich erleichtert.

Über die Brille hinweg sah Lieschen das errötend stotternde Mädchen schweigend an, so merkwürdig, daß es Hanni unbehaglich zumute wurde.

„Ich weiß schon, was du sagen willst, Lieschen, — ‚Kleine Spottdroffel!‘. Hab’ ich’s getroffen?“ Sie lachte, aber es war ein unfreies Lachen.

„Ja, Kind, du wirst mit deiner Spottsucht noch viel Lehrgeld im Leben zahlen müssen“, sagte Lieschen ernst.

„Lehrgeld?“ Hanni versuchte schon wieder, die Sache ins Lächerliche zu ziehen.

„Freilich, du wirst dich dadurch unbeliebt machen, daß du andere auslachst und verlegst. Ich weiß, du bist nicht herzlos, aber du kannst leicht dafür gehalten werden, wenn du über alles spottest.“

So ernst hatte Lieschen selten zu einem der Kinder gesprochen. Es ging Hanni mehr zu Herzen, als wenn die Mutter ihre Unzufriedenheit äußerte. Mütter haben öfters mal was an ihren Kindern auszusetzen. Aber Lieschen, nein, wenn Lieschen so sprach, dann mußte sie wirklich die abscheuliche Spottsucht abzulegen suchen.

„Warum nennst du mich denn bloß immer ‚Kleine Spottdroffel‘, Lieschen?“ erkundigte sie sich ablenkend. Allzulange pflegt man sich nicht gern bei seinen eigenen Fehlern aufzuhalten.

„Na, weil die Spottdroffel dasselbe unter den Vögeln ist, was du unter deinen Freundinnen bist. Der Lustigmacher auf Kosten anderer. Die Spottdroffel macht alle Vogelstimmen nach, darum können sie die andern Vögel nicht leiden.“

„Mich können sie aber alle in der Klasse leiden, mich haben sie sogar sehr gern“, behauptete Hanni.

„Weil du ihnen zu einem Spaß verhilfst. Ingeheim ist doch einer jeden dein loses Spottmäulchen unbehaglich. Denn jede muß ja befürchten, daß sie selbst mal herankommt.“

Nählieschens Worte gingen Hanni diesmal länger nach als sonst.

„So schweigsam, Wildfang?“ erkundigte sich der Vater beim Abendessen verwundert. „Was ausgefreffen?“ Seine Augen wanderten von seiner Ältesten zu seiner Frau hinüber.

„Hanni ist sicher von der Eisbahn müde, nicht wahr?“ meinte diese lächelnd.

„Ach, keine Spur“, verteidigte sich Hanni.

„Ich weiß, was sie hat“, ließ Kurt sich pfiffig hören. „Die Hanni denkt sicher über den Weihnachtswunschzettel nach.“ Er selbst hatte den ganzen Abend damit zugebracht, seinen Wunschzettel dreimal zu schreiben und wieder zu zerreißen.

„Na, was soll der Weihnachtsmann denn diesmal bringen, ihr Krabben?“ erkundigte sich der Vater.

„Den Funkturm!“ rief Kurt ohne Besinnen.

„Ja, den Funkturm!“ fiel Hanni lebhaft ein.

„Den Funkturm!“ rief es auch aus dem Nebenzimmer, in dem Klein-Mariannchen bereits schlafen sollte.

„Ei der Tausend, wißt ihr nicht noch ein größeres Geschenk?“ Der Vater lachte belustigt. „Du meinst wohl einen Stabilbaukasten, mit dem du einen Funkturm bauen kannst, Kurt?“

„Ne, wir meinen den richtigen Funkturm, der hier bei uns in Charlottenburg steht und abends immer hell und dunkel wird“, beharrte Kurt, der Sprößling.

„Kurt ist dämlicher als dämlich“, spottete Hanni. „Den Funkturm sollt ihr uns natürlich nicht unter dem Weihnachtsbaum aufbauen. Aber du hast uns versprochen, Vater, daß du mal mit uns hinaufsteigst. Man soll von dort über ganz Berlin sehen können.“

„Ja, und die Menschen sollen von da oben wie Ameisen aussehen, die in den Straßen herumkrabbeln, sagt unser Lehrer.“

„Und dann ist man gleich im Himmel oben“, gähnte Nesthäkchen aus dem Bette.

„Ja, Vater, dann werden wir doch wohl mit den Kindern mal auf den Funkturm steigen müssen“, fiel die Mutter lächelnd ein. „Wenn das ihr einziger Weihnachtswunsch ist . . .“

„Jawohl, der einzige! Aber der allergrößte!“ riefen Hanni und Kurt. „Am ersten Weihnachtsfeiertag gehen wir auf den Funkturm — ja, Mutti? Hurra!“

Nählieschen, die sich gerade verabschieden kam, schmunzelte.

„Na, dann bestellt euch nur gleich klares Wetter zu eurer Klettertour, damit ihr auch Aussicht habt. Nehmt ihr mich nicht mit?“

„Natürlich!“ rief Kurt gutherzig. „Vater, das Nählieschen muß auch mit auf den Funkturm.“

„Nählieschen ist noch viel zu klein, die kann gar nicht über das Gitter rübersehen“, ließ sich Nesthäkchen schon ziemlich verschlafen vernehmen.

Hanni schwieg. Sie warf einen vielsagenden Blick auf Lieschens kleine Gestalt in dem altmodischen Mantel, der ihr fast bis zu den Füßen reichte.

„Ich mache mich auch fein dazu“, sagte Lieschen beim Hinausgehen. Merkwürdig, wie das Nählieschen Gedanken erraten konnte.

Etwas beklommen ging Hanni am nächsten Tage in die Schule. Würde Margot böse mit ihr sein?

Nein, Margot war nett und freundlich wie immer. Als ob nichts vorgefallen sei. Sie hatte Besuch bekommen und war deshalb nicht auf der Eisbahn gewesen. Wie dumm, daß sich Hanni überhaupt deshalb Gedanken gemacht hatte.

Sie war wieder ganz obenauf. Keiner war vor ihrem losen Mund sicher. Nicht einmal Freundin Eva, die heute in der deutschen Stunde wegen Schlafmüdigkeit getadelt worden war. Sobald Hanni ihrer ansichtig wurde, begann sie laut zu schnarchen. Natürlich stimmten die andern Mädels in ihr Lachen ein.

Eva war beleidigt.

Sie ging nicht wie sonst mittags mit Hanni nach Hause, sondern mit irgendeiner andern. Hanni folgte im großen Mädchenschwarm. Sie tat so, als ob Eva ihr ganz gleichgültig sei. Aber heimlich nahm sie sich vor, künftig mehr auf ihre spöttische Zunge zu achten. Es war doch nicht angenehm, mit seiner „Besten“ einen ganzen Tag lang schuß zu sein.

Weihnachten rückte näher und näher. Der Tannenwald war in die Großstadt gewandert und erfüllte die nüchternen Straßen mit seinem Duft und seiner Poesie. Weihnachtsfreude auf allen Gesichtern der mit Paketen beladen Dahinhastenden.

Im Besserschen Hause zählte man die Tage bis Weihnachten wie allenthalben, wo sehnsüchtige Kinderherzen dem Feste entgegen schlugen. Ein jedes der Kinder hatte sein Geheimnis, seine Weih-

nachtsüberraschung. Aber der schöne Tannenbaum, der draußen auf dem Balkon der schmückenden Hand harrte, hatte diesmal Konkurrenz bekommen. Der Gunkturm, der am ersten Feiertag erstiegen werden sollte, war den Kindern nicht weniger wichtig. Wenn es bloß klares Wetter zum Fest wurde!

Und dann flammte der Lichterbaum auf. Die altvertrauten Klänge des lieben Weihnachtsliedes durchzogen weihnachtlich den Raum. Kinderfang, Kinderjauchzen und Kinderglück. Und schließlich eine dankbare Müdigkeit nach all der Freude.

„Morgen ist ein ebenso feiner Tag wie heute“, stellte Kurt beim Gutenachtsfagen fest. „Vormittags Gunkturm und Nachmittags Bescherung beim Nählieschen.“ Der Besuch am ersten Feiertag beim Nählieschen gehörte für die Besserschen Kinder zu Weihnachten wie Karpfen und Stolle.

„Lieber Gott, mach', daß es morgen nicht regnet“, betete Nesthäkchen in seinem Bitterbett. Hanni, die daneben schlief, hatte es am liebsten ebenso gemacht. Aber sie war doch schon viel zu groß dazu. Spöttisch lächelte sie. Und gleich darauf erschrak sie. Wenn der liebe Gott sie nun strafe und es regnen ließ?

Nein, blauer Frosthimmel überspannte feiertäglich am andern Morgen die Welt. Die Winter Sonne, sonst so fahl, gab sich Mühe, so golden wie möglich zu strahlen. Auch die Augen der Besserschen Kinder strahlten, als sie in den neuen, vom Nählieschen gefertigten Weihnachtskleidern zu den Eltern an den Frühstückstisch traten.

„Gehen wir gleich auf den Gunkturm?“

„Na, erst wollen wir mal in Ruhe frühstücken, Kurt“, erklärte die Mutter.

Aber die Kinder gaben keine Ruhe. Jede Minute liefen Kurt oder Marianne ans Fenster, um zu sehen, ob die Sonne auch noch schiene, ob Nählieschen sie noch nicht abholen käme.

Hanni sah dem Nähliessen mit geteilten Gefühlen entgegen. So nett Lieschen auch im Hinterstübchen war, auf der Straße, nein, da machte sie doch eine zu komische Figur. Und am Liegensee, ganz nahe am Funkturm, wohnte eine ihrer Schulfreundinnen. Wenn die sie mit dem kleinen, hinkenden Lieschen erblickte!

Die Telefonglocke schlug an. Hanni stürzte zum Apparat. „Mutti, eine Dame will dich sprechen.“

Und gleich darauf die freudig erregte Stimme der Mutter: „Martha, du! Das nenne ich aber eine Weihnachtsüberraschung! Wieviele Jahre haben wir uns nicht gesehen? Ach, bloß auf drei Stunden seid ihr hier? Das ist ja eine kurze Freude. Natürlich sind wir zusammen. Du kommst mit deinem Mann zu uns! Also so bald wie möglich, Martha.“

„Nein — nein — das geht ja gar nicht! Wir müssen doch auf den Funkturm!“ Dreistimmiger Protest der Sprößlinge erhob sich, als die Mutter den Hörer zurücklegte.

„Auf den Funkturm können wir an jedem andern Tage gehen, Kinder. Aber meine Jugendfreundin ist nur heute vormittag in Berlin. Freut ihr euch denn nicht auch auf Tante Martha, von der ich euch erzählt habe?“

„Ne, gar nicht!“ Die Antwort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Dann kann ja Vater mit uns auf den Funkturm gehen“, verlangte selbst die große Hanni enttäuscht.

„Aber Kind, sei doch nicht so unvernünftig! Wenn Tante Martha zum ersten Male mit ihrem Mann zu uns kommt —.“

„Aber uns hast du's zuerst versprochen, Vater. Uns hast du's zu Weihnachten geschenkt. Und was geschenkt ist, bleibt geschenkt. Es ist unser allergrößter Wunsch gewesen.“ Kurt weinte, trotz seiner Sektanerwürde vor Enttäuschung.

„Nähliessen kann ja mit uns gehen“, schlug Nesthäkchen vor.

„Ach, mit Nähliessen ist es lange nicht so schön wie mit Vater und Mutter.“ Daß es nur äußerliche Gründe waren, weshalb Hanni nicht mit Lieschen gehen mochte, verschwieg sie.

Pünktlich wie immer erschien Lieschen. Sie hatte sich wirklich



fein gemacht. Aber trotz Lieschens netten Mantel und Hut blickte Hanni unzufrieden drein. Während sich die Geschwister freudestrahlend in Lieschens Arm einhängten, blieb Hanni auf der Straße sogar immer ein paar Schritte zurück, als gehöre sie nicht zu den dreien. So zogen sie dem hohen Funkturm, dem Wahrzeichen der Stadt Charlottenburg, entgegen.

„Lieschen hat heute nachmittag Überraschungen für uns, für dich auch, Hanni“, rief Nesthäkchen.

Lieschen blieb stehen und wandte ihr gutes Gesicht zurück.

„Schon müde, Hannichen? Du willst ja heute gar nichts von deiner alten Freundin wissen.“

Bis über die Ohren wurde Hanni rot. Sie stotterte irgend etwas. Aber es war, als ob Lieschens klare Augen bis auf den Grund ihrer Seele drangen. Gern hätte sie ihre falsche Scham bezwungen und des guten Lieschens Arm genommen. Aber da kam ja gerade ihre Schulfreundin, schön gepuht, in Begleitung ihrer Eltern ihr entgegen.

Man begrüßte sich. Wozu mußte denn auch Lieschen mit den Kindern stehenbleiben? Da war es kein Wunder, daß die Schulfreundin ihr zuflüsterte: „Was habt ihr denn für ein niedliches Kinderfräulein?“

„Das ist doch bloß unser Nählieschen!“ Hanni stimmte in das Lachen der andern ein. Und dabei hatte sie deutlich das Gefühl ihrer Schlechtigkeit, daß sie ihre alte Freundin verlachte.

Nählieschen schien nichts gehört zu haben. Freundlich betrat sie mit den Kindern den freien Platz, auf dem der Funkturm in den blauen Himmel hineinwuchs. „Was ist das für ein stattliches Bauwerk!“ sagte sie bewundernd. „Man wird schon schwindlig, wenn man es nur von unten ansieht.“

„Abends, wenn der Scheinwerfer vom Turm leuchtet, ist es noch viel feiner“, rief Kurt.

Unwillkürlich maß Hanni die voranhumpelnde kleine Näherin mit dem Riesenturm. Und als Lieschen jetzt am Billettschalter Karten löste, ging ihr Spottmäulchen wieder mit ihr durch.

„Lieschen, du brauchst nur ein Kinderbillet, weil du so klein bist“, spottete sie.

Lieschens blaßes Gesicht überflutete peinliche Röte. Denn die Umstehenden lachten offen oder versteckt. Nur eine ältere Frau sagte verweisend: „Die heutige Jugend kennt keinen Respekt mehr vor den Erwachsenen.“

Jetzt war es an Hanni, rot zu werden. Sie drückte Lieschen heimlich abbittend die Hand: „Ich wollte dich nicht kränken, Lieschen, bloß . . .“

„Bloß die kleine Spottdroffel konnte mal wieder ihren Schnabel nicht halten“, lachte Lieschen gutmütig und begab sich zum Fahrstuhl, der zur Aussichtsgalerie emporführte.

Kurt hielt sie am Mantel fest. „Wir wollen lieber die Stufen hinaufklettern. Wir haben um unsere Marzipanschweinchen gewettet, Hanni und ich, ob mehr als dreihundert Stufen sind.“

„Um Himmels willen, so viele Stufen soll ich mit meinem lahmen Bein steigen!“ entsetzte sich Lieschen. „Nee, Kinder, nee, das könnt ihr nicht verlangen. Man wird ja schwindlig, wenn man nur daran denkt. Das ist ja gerade, als ob man in die Luft hineinsteigt!“

„Ist auch gar nicht erlaubt, mein Sohn“, mischte sich der Fahrstuhlführer hinein. „Bis zum Restaurant auf halber Höhe kann man die Treppe benutzen. Die Turmgalerie ist nur mit Fahrstuhl zu erreichen.“

„Es gehen doch aber Treppen hinauf“, beharrte Kurt. Er wollte doch zu gern seine Wette und Hannis Marzipanschweinchen gewinnen.

Nun standen sie hoch oben auf der Turmgalerie. Weit blickten sie auf Charlottenburg und Berlin hinab, auf alle die beschneiten, vom Sonnenglanz überfluteten Häuser, die so winzig klein wie Spielzeug ausfahlen. Eine Elektrische fuhr unten über den Platz — nein, war die niedrig. Und die Menschen krabbelten da unten auf dem Schnee herum wie Fliegen auf Zucker.

Lieschen hatte nicht Hände genug, um die drei, sich fürwrig an das Galeriegitter wagenden Kinder festzuhalten und gleichzeitig ihren Sonntagshut, der bei dem Winde da oben das Weite suchen wollte. Sie hatte ja heute die Verantwortung für die Besserschen Kinder.

Über den schneeglitzernden Brunwald hinweg sah man die Türme von Spandau, die weiße Weite des Wannsees schimmern.

„Eine richtige Weihnachtsandacht hat man hier oben“, sagte Lieschen. „Man merkt, daß man dem Himmel ein Stück näher ist.“

Die Kinder empfanden weniger Andacht. Mariannchen strebte, von Lieschens fesselnder Hand loszukommen. Die beiden Großen, die sich längst befreit hatten, tuschelten miteinander.

Dabei schielten sie hinüber zu dem Schild an der Turmtreppe, auf dem in großen schwarzen Buchstaben „Verboten“ zu lesen war.

„Komm' nur, schnell, der Wächter merkt es nicht, der ist gerade auf der andern Seite“, flüsterte Kurt aufgeregt Hanni zu.

Und die große Schwester, anstatt den vormwigen Jungen von seinem unerlaubten Vorhaben zurückzuhalten, folgte ihm tatsächlich die steile, in Windungen vom Turm herabführende Eisentreppe hinunter.

Aber schon nach wenigen Stufen klang Lieschens sonst so sanfte Stimme entsetzt hinter ihnen her: „Wollt ihr wohl sofort zurückkommen, Kinder! Das größte Unglück kann ja passieren. Augenblicklich macht ihr kehrt, oder ich hole euch!“

„Jawohl!“ lachte es ausgelassen von der Turmtreppe.

„Bis du mit deinem lahmen Bein bei uns bist, sind wir lange unten“, spottete Hanni.

Plötzlich ein Schrei, ein Stöhnen. Mariannchens Weinen und die aufgebrachte Stimme des Turmwächters klang zu den herzklopfend Lauschenden herab. Da war etwas passiert. Was Lieschens

Worten nicht gelungen war, das bewirkte jetzt ihr Stöhnen. Schreckensbleich kehrten die beiden Ausreißer um.

Oben empfing sie der Turmwächter scheltend.

„Könnt ihr denn nicht lesen? Es steht doch groß und breit hier angeschrieben: „Verboten“. Aber da muß immer erst ein Unglück passieren!“

Ein Unglück? Ja, da lag Lieschen mit geschlossenen Augen, leise wimmernd auf dem Boden. Fremde Menschen bemühten sich um sie. Mariannchen stand mit tränenüberströmtem Gesicht daneben.

„Was ist denn geschehen?“ Kaum vermochten Hannis zitternde Lippen die Worte zu bilden.

„Was geschehen ist, das siehst du ja. Zurückholen wollte euch die Dame und ist dabei schwindlig geworden und gestürzt. Nun liegt sie hier mit 'nem Loch im Kopf. Und ihr seid schuld daran.“

O Gott! Aus Lieschens graublondem Haar sickerte Blut. Eine Dame wusch es mit schnell geholtem Wasser ab, machte einen Notverband um Lieschens Kopf.

„Wir sind schuld daran, — ich habe das arme Lieschen mit ihrem lahmen Bein verspottet — nun straft mich Gott dafür!“ Wie in einem Kreis wirbelten die Gedanken in Hannis Kopf. Sie konnte nichts anderes denken.

„Wir müssen sie nach Hause schaffen und so schnell wie möglich ärztliche Hilfe holen.“ Der Turmwächter trug die leichte kleine Gestalt in den Fahrstuhl. Und nun wurde Lieschen in ein Auto gebettet. Die fremde Dame stieg mit ein. Menschenfreundlich stützte sie die noch immer Bewußtlose. Gegenüber saßen die weinenden Kinder. Hanni streichelte heimlich Nählieschens Hand, die sich so oft für sie gemüht hatte. Und dabei betete sie aus Herzensgrund: „Lieber Gott, laß bloß Lieschen nicht sterben!“

Lieschens Wohnung war bald erreicht. Der Autoführer trug die noch immer Ohnmächtige die vier Treppen hinauf. Oben empfing sie Lieschens Schwester entsetzt. Barmherziger — war Lieschen von einem Auto überfahren worden?

Die fremde Dame half die Bewußtlose zu Bett bringen. Hanni lief zu einem nebenan wohnenden Arzt.

„Herr Doktor, lieber Herr Doktor, kommen Sie bitte schnell. Es ist jemand verunglückt und ich bin schuld daran.“ Der Arzt sah die Seelennot in dem blassen Gesicht des Mädchens. Aufmunternd klopfte er ihr die Wange. „Es wird ja nicht so schlimm sein, Kind, beruhige dich nur.“

Es mußte aber doch wohl schlimm sein. Denn bei der Untersuchung des Arztes stöhnte und wimmerte das arme Lieschen aufs neue. Jeder Ton gab der herzklopfend lauschenden Hanni einen Stich ins Herz.

Es war das Weihnachtszimmer, in dem die Besserschen Kinder auf das Ergebnis der ärztlichen Untersuchung warteten. Ein niedliches, lustigbuntes Tannenbäumchen stand auf dem Tisch. Darunter hatte das gute Lieschen bereits ihre Gaben für ihren jungen Nachmittagsbesuch ausgebreitet. Da war eine ganze Wäscheausstattung für Mariannchens Puppenbaby; allerliebste Windelhöschen, Jäckchen und Häubchen, alles von Nählieschens fleißigen Fingern fertiggestellt. Da gab es einen Stabilbaukasten, aus dem man einen hohen Funkturm bauen konnte, für Kurt. Wie beschämt empfand der Schlingel da seinen Fürwitz und seinen Ungehorsam vor Lieschens Güte. Und da saß in einem kleinen Bauer ein graues, unscheinbares Vögelchen. Das stieß ein merkwürdiges Gezitscher aus. Es hörte sich beinahe wie Lachen an. „Spottdroffel“ stand auf einem Zettel, von Lieschens Hand geschrieben.

Hanni schlug die Hände vor das Gesicht.

Nie, nie mehr wollte sie eine Spottdroffel sein! Wenn der Himmel nur diesmal noch gnädig war und Lieschen gesund werden ließ.

Da knarrte eine Tür. Der Arzt trat ins Zimmer.

„Nun, kleines Fräulein“, sagte er zu der verängstigten Hanni,



„es sieht ja nicht schön aus. Eine Gehirnerschütterung. Aber mit Gottes Hilfe werden wir sie wieder gesund machen.“

Das wurden trübselige Weihnachtsfesttage. Tagelang bangten die Kinder um das Leben ihrer alten Freundin. Kein Wort des Vorwurfs hatten die Eltern für sie. Sahen sie doch, wie schwer sie für ihr Vergehen litten.

Aber Hanni verstand auch gut zu machen. Der Himmel erhörte ihr Flehen. Nähnieschens Befinden besserte sich. Langsam, sehr langsam ging die Genesung vonstatten. Schneeglöckchen und Krokus blühten bereits, als Hanni ihrer alten Freundin die ersten Lenzboten selbst an das Krankenlager bringen durfte. Bleich lag Lieschen in den Kissen, aber ihre Augen blickten gütig und verzeihend auf das sich selbst anklagende Mädchen. „Meine kleine Spottdroffel“, sagte sie liebevoll.

Nein, Hanni war keine Spottdroffel mehr. Auch ohne Lieschens Weihnachtsgabe, die in ihrem Zimmer lustig zwitscherte, vergaß sie nie, daß ihre Spottsucht beinahe ein Menschenleben gekostet hätte.

Erika macht schlechtes Wetter.

„Nächsten Sonntag ist schlesisches Heimatfest, da dürfen wir halt mit im Festzug fahren“, verkündete Friedel freudestrahlend vom Küchenfenster hinaus auf die Wiese. Dort lag die zehnjährige Erika mit ihrer Puppe Inge der Länge nach im duftenden Heu. Alle beide ließen sie sich von des lieben Herrgotts Höhensonne bestrahlen. Jetzt aber war Erika mit einem Satz auf den Füßen und an dem im Parterregechoß gelegenen Küchenfenster.

„Schlesisches Heimatfest, was ist denn das? Ist das ein Kinderfest?“ erkundigte sie sich erwartungsvoll.

„Nee, das ist halt ein Heimatfest, für die großen Leute und auch für die Kinder. Der Batel fährt auf dem Kohlenmeilerrwagen als Köhler mit und die Mutter auf dem Spinnwagen. Ich soll eine Bergblume sein, Enzian meint der Herr Lärter, weil ich so blaue Augen habe“, berichtete die zwölfjährige Friedel voller Wichtigkeit. Dabei trocknete sie geschäftig das Frühstücksgeschirr von den Hausgästen ab, das die Mutter spülte. Jetzt während der Fremdensaison mußten die Krummhübler Kinder in den Ferien alle mit Hand anlegen.

Christel, Friedels etwas jüngere Schwester, stand drüben im Hühnerhof und streute den Hühnern Futter. „Und ich darf im Hochzeitszug mitfahren“, rief sie herüber. „Ein geblümtes Kleidel krieg ich an, ein Samtmieder und halt ein feines Spitzenhäubel.“

„Da fahre ich auch mit“, rief Erika, das Breslauer Stadtmädel, nicht weniger begeistert als die beiden Landkinder. „Nicht wahr, Mutti, ich darf doch?“

Frau Hausmann, die am Gartentisch unter der Linde einen Brief schrieb, nickte ihrem Töchterchen freundlich Gewährung.

„Mutti erlaubt es — hurra — als was soll ich fahren, Christel?“ Erika eilte so ungestüm in den Hühnerhof, daß die eifrig die Körner pickende Hühnerfamilie erschreckt aufflatterte.

„Kannst halt im Hochzeitszug mit Blumen streuen, dazu werden noch Kinder gebraucht. Die Kleinen aus der untersten Klasse werden vor dem Brautpaar hergähnen“, überlegte Christel.

„Was, mit den Kleinen soll ich gehen, wo ich doch schon zehn Jahre alt bin? Denke ja gar nicht dran. Du bist ja bloß sieben Monate älter als ich, Christel. Ich will mit dir im Hochzeitszug fahren oder eine Vergblume sein wie du, Friedel.“

„Das wird halt nicht gähnen, wir sind jetzt vollzählig, spricht der Herr Lehrer“, meinte Christel bedauernd und schloß das Gitter zum Hühnerhof.

Erika machte ein langes Gesicht. „Darf der Hansel auch schon dabei sein?“ erkundigte sie sich.

„Nu freilich komm ich mitte, ich bin einer von des Herrn Liebezahls Zwergen“, rief statt der Schwester der sechsjährige Hansel, der Grünfutter für die Karnickel unweit an der Grabenböschung pflückte, voll Stolz.

Die gutherzige Christel schlang den Arm um ihre Ferienfreundin. „Sei nur nicht traurig, Erika, wir werden den Herrn Lehrer fragen, ob du mit darfst“, tröstete sie.

„Glaub ich halt nicht“, warf die größere Schwester ein, die mit ihrem Tassenaufwasch inzwischen fertig geworden war. „Es ist doch ein Heimatfest für die Einheimischen. Und die Erika ist

nicht von hier aus dem Riesengebirge. Die ist doch von Breslau här.“

„Aber Breslau liegt auch in Schlesiens und — und ich bin überhaupt hier Kurgast. Und mein Vater sagt, wenn die Fremden nicht soviel Geld in den Kurorten lassen würden, dann würde es all den Orten schlecht gehen...“ Das kleine Mädchen brach plötzlich in Tränen aus.

„Aber Erika“, rief Frau Hausmann, welche die Äußerung ihres Töchterchens gehört hatte, unzufrieden, „der Vater hat das doch nicht so gemeint, sondern in einem ganz andern Zusammenhange. Warum weinst du denn, Kind? Kannst du schon wieder nicht Frieden halten mit deinen Spielgefährten?“

„Wir haben ja gar keinen Streit gehabt“, beeilten sich Friedel und Christel zu versichern, während Erika weiter weinte.

„Doch, die Christel hat gesagt, ich soll mit den Kleinen im Hochzeitszuge gehen, wo ich doch schon zehn Jahre alt bin. Und die Friedel meint, ich darf gar nicht mit, weil ich bloß aus Breslau bin und nicht von Krummhübel.“

Jetzt schluchzte Erika richtig aus Mitleid mit sich selbst.

„Du bist ein dummes Mädel, Erika.“ Frau Hausmann mußte unwillkürlich über den Kinderschmerz lächeln. „Die Friedel und die Christel, die können das doch nicht wissen. Aber wir werden den Vater Hampel fragen. Der sorgt gewiß dafür, daß du mit deinen Freundinnen zusammen fahren darfst. Da kommt er ja gerade über die Wiesen.“

Erika war schnell getröstet. Vater Hampel, der Vater von Friedel und Christel, verstand alles. Gebrochene Puppenbeine in Gips zu legen, Fligbogen aus Baumzweigen zu machen, und Rubezahl aus Holz zu schnitzen.

„Nu freilich, Hergel, nu natürlich, du fährst halt mit der

Friedel im Blumenwagen mit", versprach der mit der Sense von der Heumahd Heimkehrende bereitwillig auf die Bitten seines kleinen Gastes. „Für so ein liebes Kindel wird schon noch Platz geschafft werden. Bist ja halt selber eine kleine Erika. Da brauchst du erst gar keine andere Bergblume zu wählen.“

„Au ja — famos!“ Plötzlich lachte Erika wieder über das ganze Gesicht, während noch Tränen in ihren Wimpern hingen.

„Ich fahre als Erika, das blüht schon überall. Da ziehe ich mein weißes Kleid an und wir puken es mit Erikasträußen.“

„Und ein Kränzchen binden wir halt für dein Haar, Erika“, rief auch Christel, nicht weniger erfreut über den Vorschlag des Vaters. Nur Friedel meinte zögernd: „Wenn der Herr Lehrer es nur erlaubt?“ Dann griff sie wie Schwester Christel nach dem Rechen und begann, das zum Trocknen ausgebreitete Gras zu wenden, während Erika eiligst ihre im Heu vergessene Puppe vor den Bahnen des Rechens rettete.

Vierzehn Tage weilte Frau Hausmann bereits in dem am Fuße der Schneekoppe gelegenen Krummhübel. Im Hampelschen „Wiesenhaus“ zwischen Kühen, Ziegen und Hühnern genossen sie erholsame Ferienwochen. Die Wirtsleute, brave, biedere Menschen, machten ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich. Die Hampelschen Blondköpfe waren mit allen Kindern im Hause gut Freund. Sie waren wohlerzogen und fleißig, die drei. Wenn auch der Hansel die kleinen Stadtmädel öfters mal zu einem dummen Streich veranlaßte: Barfuß im kalten Gebirgsbach nach Forellen zu fischen, auf den Birnbaum zu klettern, daß die dünnen Kleider einen Riß als Andenken erhielten, oder gar auf dem großen Leiterwagen mit ins Heu zu fahren, während die Eltern Mittagruhe hielten und keiner wußte, wo die Kinder geblieben waren. Außer Erika Hausmann gab es noch zwei Berliner Kinder, den Herbert



Ury: Für meine Nesthäkchenkinder 2.

Erika macht schlechtes Wetter.

und die Inge, sowie die blondköpfige Margret aus Börlitz als Gäste im Wiesenhaus. Beranda bei Beranda wohnten sie beieinander und waren lustige Spielkameraden.

Als die andern hörten, daß Erika zum Heimatfest mit im Festzug fahren wollte, da mochten sie natürlich nicht zurückstehen. Herbert bestürmte Vater Hampel, ihn mit auf seinen Kohlenmellerwagen als Köhlerbub zu nehmen. Denn das hatte er sich schon immer gewünscht, einen Meiler, in dem die Holzkohlen gebrannt wurden, kennenzulernen. Er ließ es sich nicht ausreden, daß das ja gar kein richtiger Meiler sei, sondern nur eine Nachahmung. Die beiden Mädels, Inge und Margret, machten wie Erika die schönsten Pläne, auf welchem Festwagen und in welcher Verkleidung sie mitfahren wollten. Vergeblich stellten die verschiedenen Mütter ihnen vor, daß ihre geblühten Dirndtleider durchaus stilgerecht seien, und daß ein Blumenkranz im Haar festlich genug wäre.

Und dann kam die große Enttäuschung. Die Hampelschen Kinder waren vom Lehrer in die Schule beordert worden. Auf der großen Wiese hinter der Schule sollte der Kinderzug zur Probe zusammengestellt werden. „Wir gehen alle mit“, schlug Herbert, der älteste, vor. „Ich sage eurem Lehrer, daß ich mit Vater Hampel als Köhlerbub fahre, und euch Mädels kann er dann auf die verschiedenen Wagen vertellen.“

„Ich will aber mit Friedel als Erika auf den Bergblumenwagen“, rief Erika und hingte sich fest in den Arm der älteren Freundin.

Margret, die mit ihren Eltern einen Ausflug zur Riesenbaude machen sollte, verzichtete sogar auf die Bergwanderung, nur um auch beim Festzug dabei sein zu können. Und so zogen die sieben von dem höher gelegenen Wiesenhaus durch Sonne und Heuduft hinunter ins Dorf zur Schule, wo sich schon viele Kinder versammelt hatten. Die Gästekinder hielten sich schüchtern etwas im Hintergrunde. Nur

Herbert mischte sich als fecker Berliner Junge unter die Krummhübler Schuljugend.

Der Lehrer verlas die Listen der zu den einzelnen Festwagen gehörigen Teilnehmer. Mehrere Lehrer und Lehrerinnen stellten die verschiedenen Gruppen auf den Wagen malerisch zusammen. Der Kreis um die kleinen Kurgäste lichtete sich.

„Nanu, wer seid ihr denn, Kinder, gehört ihr auch dazu?“ fragte eine der Lehrerinnen schließlich die noch nicht untergebrachten Gästekinder aus dem Wiesenhaus.

„Ja, freilich“, antwortete Herbert statt der scheu verstummenden Mädchen. „Vater Hampel nimmt mich mit auf seinem Köhlerwagen. Und meine Schwester . . .“ er gab der jüngeren Inge einen aufmunternden Rippenstoß, daß sie ebenfalls ihre Wünsche äußern sollte. Aber Inge kuspfe nur verlegen an der grünen Schürze ihres Dirndkleides und schwieg. Auch Margret wagte keine Bitte, mit in den Festzug eingereiht zu werden. Im Gegenteil, sie versuchte sich hinter der kleineren Erika zu verstecken. Die gab sich einen Ruck.

„Ach bitte, ich möchte so schrecklich gern mit der Friedel Hampel in dem Bergblumenwagen fahren, weil ich nämlich gerade Erika heiße“, bat sie mit einem Knick.

Die Lehrerin lächelte. „Ja, mein Kind, das wird schwer halten. Ihr seid doch keine Riesengebirgskinder. Wir feiern am Sonntag ein altschlesisches Heimatfest, bei dem nur die hiesigen Bewohner und ihre Kinder mitwirken. Die Kurgäste bilden das Publikum. Ihr dürft euch an dem Festzug freuen.“ Damit wandte sich die Lehrerin wieder, grenzenlose Enttäuschung zurücklassend.

Nur eine Sekunde überlegte Erika. Dann eilte sie hinter der Dame her. „Ach bitte, bitte, ich bin doch auch von Schlesien — Breslau ist doch gar nicht weit. Und auf Friedels Blumenwagen ist noch Platz — ich habe es genau gesehen. Bloß zusehen, das ist

ja langweilig. Ach bitte, bitte, lassen Sie mich doch mitfahren“, so bettelte sie.

Die Lehrerin strich der aufgeregten Kleinen beruhigend über das Haar. „Kind, so gern ich deinen Wunsch erfüllen würde — ich darf es nicht. Denke mal, wenn auch all die andern Kinder der Kurgäste dabei sein wollten. Dann hätten wir ja gar keine Zuschauer. Wir dürfen keine Ausnahme machen.“ Die Lehrerin rief jetzt die Zwerge auf, um den Rübezahlwagen zu stellen.

Erika fühlte, wie ein dicker Tränenkloß sie im Halse würgte, wie ein Schleier von zurückgehaltenen Tränen das helle Sonnenlicht ringsherum verdunkelte. Der kleine Hansel Hampel wurde gerade aufgerufen — so ein Knirps — eine Gemeinheit, daß sie nicht dabei sein durfte. Und sie hatte sich doch so darauf gefreut.

„Na, abgeblüht?“ fragte da Herbert hinter ihr lachend.

„Nee, gar nicht“, stieß Erika hervor und schluckte mit Anstrengung den Tränenkloß hinunter. Auslachen ließ sie sich nicht noch obendrein.

„Was hat sie denn gesagt?“ — „Dürfen wir mitfahren?“ Die vorhin so schüchternen Spielkameradinnen bestürmten jetzt Erika. Sie war eigentlich ein wahrheitsliebendes Kind — aber der Herbert machte so ein schadensfrohes Gesicht — „na, meinetwegen, hat sie gesagt.“

„Schwindel!“ riefen die drei wie aus einem Munde.

„Gar kein Schwindel!“ behauptete Erika und wurde so rot wie der Mohn, den sie auf dem Wege gepflückt hatte.

„Hast ja ein Gesicht gemacht wie drei Tage Regenwetter“, spottete Herbert — „olle Schwindelliese!“

„Na, ihr werdet ja sehen, daß ich mitfahre — und das sage ich meiner Mutti, daß du Schwindelliese zu mir gesagt hast!“ Erika war nie sehr verträglich. Und jetzt kam noch die Enttäuschung und

das quälende Bewußtsein dazu, eine Unwahrheit gesagt zu haben. Plötzlich brach sie in Tränen aus.

„Aber Erika“, trösteten die Freundinnen, „Herbert meint es ja gar nicht so schlimm. Komm, wir gehen jetzt in die Blaubeeren.“ Von jeder Seite ärmelte sie eins der Mädels unter und zog sie die Bergwiese hinan in den Wald.

Das Blaubeerensuchen machte heute lange nicht solchen Spaß wie sonst. Erika fand sogar, daß die Blaubeeren bitter schmeckten, und sie mundeten doch sonst so gut. Lag das daran, daß eine Lüge über ihre Zunge gegangen war?

Auch am Abend, wo Erika sonst müde von der würzigen Bergluft und vom Herumtollen sofort einzuschlafen pflegte, fand sie heute keinen Schlummer. Sie wälzte sich so unruhig im Bett, daß die Mutter noch mal nach ihr schaute, ob ihr auch nichts fehle.

„Ist dir etwas, Erika?“ fragte Frau Hausmann besorgt.

Nun wäre es ja das Einfachste gewesen, wenn Erika der Mutter ihren Fehler eingestanden hätte. Dann hätte sie sicher sofort Ruhe gefunden. Aber dann hätte sie auch bestimmt nicht auf dem Blumenwagen mitfahren dürfen, und es war doch noch für sie Platz da. Die Lehrerin würde am Sonntag soviel mit der Festordnung zu tun haben, daß sie gar nicht darauf acht geben würde, ob bei den vielen Kindern noch eins mehr dabei war. Und wie mußte sie sich vor ihren Spielgefährtinnen schämen, wenn sie eingestand, daß sie eine Unwahrheit gesagt hatte! Dann würde Herbert sie mit Recht „Schwindelliege“ nennen. So gähnte Erika nur: „Mir ist ganz gut, Mutti, ich bin bloß müde“ und rollte sich auf die andere Seite.

Eine rege Geschäftigkeit herrschte am nächsten Tage in ganz Krummhübel. Sonnabend gab es in den Logier- und Bauernhäusern immer viel zu schaffen, da wurde gebacken und geschauert, da hatte jeder alle Hände voll zu tun. Aber an diesem Samstag

gab es andere Arbeit. Schon in aller Herrgottsfrühe zog die Jugend in den Bergwald und kehrte mit Lannenzweigen beladen zurück. Die bunten Bauerngärten wurden geplündert. Rosen, Phlox, Akelei, Stiefmütterchen, brennende Liebe und Rittersporn wurden in das Lannengrün zu Festgirlanden gewunden. Über die großen Erntewagen breitete man buntes Leinen, über und über mit leuchtenden Sommerblumen besteckt. Holztruhen mit gemalten Rosensträußen, in denen Urgroßmutter ihren Brautschatz eingebracht hatte, feierten aus vergessenen Winkeln wieder Auferstehung. Geschnitzte Bauernbänke und Tische, Spinnräder und Webstühle einer längst vergessenen Zeit wurden hervorgeholt und auf die Festwagen verteilt. Und nun erst die altschlesischen Bauerntrachten. Fast in jedem Häusel verwahrte man Großvaters und Großmutter Brautstaat auf. Fein säuberlich wurden Kniehose und rote Weste, Häubchen und Schnallenschuhe hergerichtet. Ganz Krummhübel war geschäftig am Werke.

Im Wiesenhaus halfen alle, selbst die Logiergäste. Da der Enzian, den Friedel darstellen sollte, noch nicht blühte, verfertigte man aus leuchtend blauem Seidenpapier künstliche Glocken. Die Kinder aus dem Wiesenhaus hatten sich alle am Erikapflücken beteiligt, um die Breslauer Erika schmücken zu helfen. Inge und Margret waren uneigennützig genug, ihre Freundin so hübsch wie möglich zu machen. Denn Erika war dabei geblieben, daß sie die Erlaubnis erhalten hätte, auf dem Blumenwagen mitzufahren.

Sollte sie vielleicht jetzt noch zugestehen, daß es sich anders verhielt? Das wäre doch eine zu große Schande gewesen. Und Herbert fuhr ja auch mit auf dem Köhlerwagen, auf dem ein großer Holzstoß durch Schwel Feuer angekohlt wurde und der die würzige Bergluft arg beeinträchtigte. Na also!

Die Hampelschen Kinder in ihrer geraden Ehrlichkeit hatten

durchaus kein Arg, daß Erika geklunkert haben könne. Die glaubten ihr aufs Wort, daß die Lehrerin gesagt hatte: „Na meinetwegen.“ Als Friedel erzählte, daß die Festzugler nachher im Garten des Gerichtskreischam mit Kaffee und Kuchen bewirtet werden sollten, da konnte Erika nicht in die Freude der Hampelschen Kinder einstimmen. Wenn man sie nun als nicht zugehörig entdeckte und davon ausschloß? Oder wenn die Lehrerin sie wiedererkannte und heim-schickte? O Gott, wie mußte sie sich dann erst schämen! Mutter Hampels Buttermilch unter der Linde wollte Erika am Vorabend des Festes nicht munden. Warum mußten die andern auch von nichts als von dem dummen Festzug morgen reden. Kein bißchen freute sich Erika mehr darauf. Nur Angst hatte sie, herzklopfende Angst, daß ihre Unwahrheit herauskommen könne.

„Nun müßt ihr halt den Herrn Riebezahl bitten, daß er morgen schönes Wetter zum Heimatfest schickt“, sagte Vater Hampel scherzend zu seinen kleinen Gästen.

„Ich wollte, er schickte morgen Regen“ — wie ein Blitz durchfuhr dieser Gedanke Erika. Scheu sah sie sich um. Hatte sie auch nicht etwa laut ausgesprochen, was sie eben im geheimsten Herzen gedacht hatte? Nein, wie konnte sie nur im Ernst wünschen, daß all die viele Arbeit und Vorfreude der braven Gebirgsleute umsonst sein sollte! Na, zum Glück gab es ja gar keinen Riebezahl, der dumme Wünsche erfüllen konnte. Erika war schon viel zu groß, um noch an den Riesengebirgsgeist zu glauben.

Ein goldener Sonntagmorgen zog über das Krummhübler Bergtal auf. Die Koppenhäuser standen klar gegen den tiefblauen Himmel — „zum Greifen nah, man möcht' sprechen halt gar zu nah“, meinte Vater Hampel, bedenklich den wolkenlosen Himmel musternd. Dann ging er, die Glut an seinem Kohlenmeilermwagen zu führen.

Herbert erschien am Sonntagskaffeetisch anstatt wie sonst sauber gewaschen, mit rußbeschmiertem Gesicht und Händen. Er hatte sich auf diese Weise bereits als Köhlerbub kostümiert und war sehr empört darüber, daß er den „schönen Ruß“ wieder abwaschen sollte.

Keins von den Kindern war heute zu einem Spaziergang zu bewegen. Es gab allenthalben zuviel zu sehen und zu bestaunen. Mutter Hampel besaß ja einen richtigen Spinnrocken wie aus dem Dornröschenturm. Der erschien den Kindern aus der Zeit des Rundfunks und des Flugzeugs doch gar zu merkwürdig. Und nun gar der Webstuhl, der auf einen malerisch mit schlesischem Leinen drapierten Wagen geladen wurde. Ein Handwebstuhl war das, wie man ihn heute in den Tagen der Maschinenteknik gar nicht mehr kannte. Aber der Dichter Gerhart Hauptmann, der nicht weit von Krummhübel daheim war, hatte die armen schlesischen Weber durch sein Theaterstück „Die Weber“ berühmt gemacht. So erzählte Herberts und Inges Vater den Kindern.

Allenthalben wurde heute Punkt zwölf Uhr zu Mittag gegessen. Erika würgte an der süßen Sonntagspeise, die sie sonst so gern mochte. Sie war die aufgeregteste von all den erwartungsvollen Kindern. Aber es war keine freudige Erregung bei Erika. Wie eine Zentnerlast lag es ihr auf der Brust. Um halb zwei sollte sich der Festzug in Ober-Krummhübel versammeln. Ein jedes hatte mit seiner Kostümierung so viel zu tun, daß kaum einer bemerkte, wie hinter dem Koppentegel sich weiße Wolken zusammenballten.

Und nun war man im Wiesenhaus fertig und bewunderte sich gegenseitig. Nein, sah Mutter Hampel in dem schwarzseidenen Bauernrock mit Nieder und Häubchen drollig aus. Und die Christel, — ganz ihr Ebenbild in kleinerem Format.

„Friedel, du könntest ebenso gut eine Glockenblume vorstellen“,

fand Margret. Dabei trug die Friedel doch einen blumengeschmückten Stab mit dem Plakat „Enzian“ in der Hand.

„Erika, du hättest auch einen Blumenstab nehmen sollen“, meinte Inge, die mit ihrem rotviolettten Kränzchen allerliebste aussehende Freundin neidlos bewundernd.

„Das sieht doch jedes Rindvieh auf der Wiese, was Erika vorstellt“, meinte der jetzt in schwärzestem Ruß prangende Köhlerbub Herbert.

Der hatte es gut, der Herbert. Vater Hampel nahm ihn einfach auf seinen Meilerrwagen und kein Hahn krächte danach. Das hätte ja nur gefehlt, daß sie noch durch einen Blumenstab die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte, dachte Erika. Sie würde froh sein, wenn kein Mensch Notiz von ihr nahm.

Hansel, der kleine Zwerg mit brauner Onomenmütze und langem Wattebart, drängte, daß man nun endlich gehen sollte. „Sonst rägnert's halt noch vorhär.“

Nanu, wo war der blaue Himmel denn hingekommen? Hinter allen Berggipfeln krochen dickgeschwollene Wolkenungetüme heran. Die Schwalben, die am Dachfirst nisteten, flogen tief am Boden.

„Das bedeutet Ragen“, meinte Mutter Hampel und nahm den großen roten Bauernregenschirm unter den Arm. „Aber ich denk' halt, es wird erst zur Nacht kommen. Der Herr Niebezahl läßt beim schläfsichen Heimatfest nicht ragen.“

„Willst du nicht lieber hierbleiben, Erika?“ stellte Frau Hausmann ihrem Töchterchen vor, besorgt den sich immer mehr beziehenden Himmel musternd. „Inge und Margret sehen doch auch von der Veranda aus den Festzug mit an.“

Ach, wie gern wäre Erika ebenfalls zurückgeblieben. Nicht nur ihres bösen Gewissens wegen. Sie hatte auch Angst vor einem Gewitter. Da aber hingen sich Friedel und Christel in ihren Arm

und Herbert kommandierte: „Alle Mann los!“ und als er das Zögern bei Erika bemerkte, fügte er spöttisch hinzu: „Oder willst du etwa jetzt noch kneifen?“

Nein, Erika wollte nicht „kneifen“. Möglichst unternehmungslustig schritt sie mit den andern davon. Doch je näher man der



Versammlungswiese kam, um so mehr pochte Erikas Herz. Himmel, wenn man sie mit Schimpf und Schande davonjagte!

Erikas Angst war unbegründet. An dem Versammlungsort war ein solches Gewimmel von bunten Trachten, ein solches Durcheinander von Großen und Kindern, Wagen und Pferden, daß keiner auf den kleinen Eindringling achtete.

Friedel zog sie mit zu dem Bergblumenwagen, einem der ersten

Festwagen. Er trug unter einem Blumenbogen ein Schild: „Schonet die Bergblumen!“

Teufelsbart, Habmichlieb und Berganemone, drei Mädels aus Friedels Klasse, saßen bereits oben auf dem Wagen und sahen voll Verwunderung, wen Friedel da denn noch mitbrachte. Freundlich rückten sie zusammen und machten Platz.

Einen tiefen Atemzug tat Erika. So, nun war sie in Sicherheit. Nun brauchte sie keine Angst mehr zu haben. Die Lehrer waren mit dem Stellen des Hochzeitszuges beschäftigt. Die Lehrerinnen beaufsichtigten Rübezahls Zwerge, die allerlei Unfug bei den Pferden trieben. Keiner würde sie entdecken. Sie konnte nun wirklich anfangen, sich zu freuen.

Ja, wenn Erika bloß nicht immer wieder daran hätte denken müssen, daß sie durch eine Lüge hier auf dem Festwagen saß. „Es war ja eigentlich gar keine richtige Lüge, ich habe ja bloß ein bißchen geschwindelt“, wollte sie vor sich selbst begütigen. Aber sie fühlte es nur zu gut, daß Unwahrheit Unwahrheit blieb.

Inzwischen war Ordnung in das Gewühl der bunten Bauerntrachten gekommen. Die blumengeschmückten Festwagen gaben ein reizvolles Bild, umrahmt von blauen Bergen.

„Schau, da ist Rübezahl, wir wollen nur bitten, daß er unsern Festzug nicht doch noch verräumen läßt“, sagte Friedel zu Erika.

„Wo — wo?“ rief Erika erschreckt und dann lachte sie sich selbst aus. Der da mit dem Furcht einflößenden Rübezahlsbart auf dem Wagen neben ihnen, das war ja der Krummhübler Schuster, der kürzlich erst ihre Schuhe besohlt hatte.

Die Musiker, in Kniehosen, weißen Strümpfen mit bunten Strumpfbändern, in Schnallenschuhen und roten Westen mit silbernen Knöpfen dran, stellten sich an die Spitze des Zuges und begannen, den Festmarsch zu blasen. Es ging los.

Rübezahl mit seinen Zwergen fuhr als erster Festwagen. Der Bergblumenwagen folgte als zweiter. Die schlesische Spinnstube, auf der Mutter Hampel mit ihrem Spinnrocken unter fleißigen Spinnerinnen thronte, konnte Erika noch bewundern. Aber von den nachfolgenden Wagen sah sie nichts mehr. Nicht die Weber, nicht die Grobschmiede und schlesischen Laboranten, nicht einmal den Köhlerwagen, auf dem Herbert neben Vater Hampel den Meiler schürte. Ach, und auf die Bauernhochzeit hatte sie sich doch so gefreut. Den Hochzeitsbitter mit den langen bunten Bändern am Hut, der vor dem Brautpaar hertanzte, die Brautjungfern, all die Hochzeitsgäste in ihren altschlesischen Trachten, der Wagen mit dem Brautgut, auf dem der ganze Hausrat geladen war und mit der hinten angebundenen Kuh, nichts bekam die Erika von all dem zu sehen. Warum hatte sie bloß den Wunsch gehabt, mit im Festzuge zu fahren? Wieviel besser konnten Inge und Margret, die den vorüberkommenden Freundinnen ein lautes Hurra zuriefen und vor Begeisterung in die Hände klatschten, den ganzen vorbeiziehenden Zug mit ansehen. Ach, hätte sie doch bloß nicht geschwindelt!

Aus allen Häusern schauten begeistert Beifall klatschende Sommergäste. Der ganze Weg war von Zuschauern eingefäumt, die den langsam Vorüberfahrenden scherzhafte Worte zuriefen. Photographen mit gezückten Apparaten machten ihre Aufnahmen.

Plötzlich flatterten die Blumengewinde, die Wagenschilder und bunten Tücher wild auf. Jede der Bergblumen griff erschreckt nach ihrem Kranz. Ein Wirbelwind kam von den Bergen über die Wiesen dahergestürmt und brachte im Augenblick Aufruhr in die Festordnung.

„Mein Kränzchen — der Sturm zerzaust mir meine Papierblumen“, rief Friedel erschreckt.

„Es regnet halt schon ein bißchen“, stellte Habmichlieb fest. Die

ersten schweren Tropfen fielen. Mit entsetzten Augen blickte Erika in die schwefelgelben und grauschwarz drohenden Wolken. Da — der erste Blitz — im Zickzack fuhr er von der Schneekoppe herunter, donnerndes Krachen folgte ihm.

„Das hat eingeschlagen“, sagte Teufelsbart.

Erika hielt sich weinend die Augen zu. Sie fürchtete sich entsetzlich vor dem Gewitter, noch dazu in den Bergen unter freiem Himmel.

„Ich will nach Hause, — ich will zu meiner Mutti“, schluchzte sie.

„Das geht jetzt halt nicht mähr, Erika, dann hättest du gleich nicht mitfahren sollen.“ Friedel war ärgerlich, daß Erika oben auf dem Festwagen saß und heulte, anstatt den Zuschauern lachend zuzuwinken. Den Kindern aus den Bergen machte das bißel Gewitter nicht viel.

Aber allmählich verging auch den andern Bergblumen das Lachen und Winken. Ein tolles Unwetter setzte ein; Blitz, Donner, Sturm, wolkenbruchartiger Regen brauste über den so schönen Festzug hernieder und durchweichte alles bis auf die Knochen. Die Bergblumen waren geknickt. Die Zwerge scharten sich ängstlich um ihren Meister Rübezahl. Den Flachs an Mutter Hampels Spinnrocken zauste der Sturm. Der Kohlenmeiler war von den Regenfluten gelöscht. Der Hochzeitsbitter mit seinem blumengeschmückten Stab tanzte nicht mehr vor dem Brautpaar einher, sondern hatte einen alten Kartoffelsack, den ihm einer mitleidig zugeworfen, über den bunt behänderten Hut gezogen. Brautpaar, Brautjungfern und Gäste hatten baumwollene Familienregenschirme von gewaltigem Ausmaß aufgespannt. Der den Schluß des Festzuges bildende Berg- und Wintersport mit seinen Skiern, Rodeln und Hörnerschlitten hätte sich bei dieser Überschwemmung sicher lieber einen Rahn gewünscht. Die Zuschauer am Wege hatte der Sturm davon-

geblasen. Nur aus den Fenstern und Veranden blickte man voller Mitleid auf den armen verregneten Heimatzug.



Wieder ein Krachen in den Lüften. Erika barg den Kopf an Friedels triefender Schulter.

„Riebezahl zürnt“, sagte Friedel leise, denn solch ein schweres Gewitter machte selbst dem beherzten Krummhübler Mädcl bange.

„In keinem Jahr ist das Heimatfest verräget.“

„Ich bin schuld daran — ich ganz allein“, schluchzte Erika unter Donner und Blitz. „Es ist gar nicht wahr, daß ich die Erlaubnis hatte, mit euch auf dem Bergblumenwagen zu fahren. Ich habe gelogen. Und dann habe ich noch obendrein gewünscht, daß es heute regnen sollte, weil ich solche Angst hatte, daß man mich wieder nach Hause schicken könnte. Und nun gießt es und blizt es.“ Wieder bedeckte Erika die Augen vor einer gelben Blitzschlange.

„Du hast das böse Wetter nicht gemacht“, tröstete die gutherzige Friedel.

„Doch — doch, weil ich so schlecht gewesen bin, ist das Unwetter heraufgezogen — ich bin schuld daran.“ Dabei blieb Erika. Sie zitterte vor Aufregung, Kälte und Nässe.

Als der triefende Festzug den Kretscham erreicht hatte, stahl sich der erste Sonnenstrahl wieder durch flatternde Wolkenfetzen. Das Gewitter hatte ausgetobt. Die Gebirgsleute waren an Wind und Wetter gewöhnt, die trockneten alsbald wieder in der Sonne und wurden bei Kaffee und Kuchen, bei Bier und Wein wieder warm. Erika aber, die von ihrer sich um sie sorgenden Mutter vom Kretscham heimgeholt wurde, lag am nächsten Tage mit starkem Erkältungsfieber zu Bett.

Während die lachenden Stimmen der draußen im Freien spielenden Kinder durch das geöffnete Fenster hereindrangen, mußte Erika mit brennendem Kopf das Bett hüten. Da hatte sie Zeit, darüber nachzudenken, wieviel Unheil aus Unaufrichtigkeit entsteht.

Am nächsten Sonntag wurde das Heimatfest bei strahlendem Sonnenschein wiederholt. Zwar noch ein wenig blaß, aber mit frohen Augen konnte Erika sich diesmal unter den Zuschauern an dem malerischen Aufzug freuen. Man muß nicht überall dabei sein wollen. Und das Wettermachen soll man unserm Herrgott überlassen.

Wie Inge ihren elften Geburtstag feierte.

Die Ordnerin der Quinta sammelte vor Beginn des Unterrichts die Frühstückspäckchen ein. Jede Schülerin des Gymnasiums brachte an bestimmten Wochentagen außer ihrer Stullenration noch ein Extrapäckchen mit in die Klasse, das zur Verteilung an bedürftige Schüler, denen die Eltern kein Frühstück mit in die Schule geben konnten, weiter geleitet wurde, denn es war ein bitterer Winter. Viele Väter hatten keine Arbeit mehr, Not herrschte in vielen Familien.

Herta Trott zählte die eingegangenen Frühstückspäckchen. „Sechsenddreißig, — zwei Schülerinnen fehlen wegen Krankheit, folglich sind zwei Drückeberger dabei. Vierzig müßten es sein. Schämt euch, daß ihr nicht mal für die Winterhilfe ein paar Stullen übrig habt“, wandte sie sich mit erhobener Stimme gegen die unbekannten Drückeberger.

Zwei von den achtunddreißig Quintanerinnen wurden rot. Eine braune und eine blonde. Beide steckten sie voll Übereifer den Kopf in den Atlas, als gelte es, in aller Eile die noch fehlende Weisheit zu erhaschen. Der Eintritt des Geographielehrers lenkte zum Glück die Aufmerksamkeit der Klasse auf die Landkarte. So merkte keiner, wie Inges blutrotes Gesicht allmählich wieder normale Farbe annahm. Die einige Bänke weiter sitzende Lotte Müller hielt den blonden Kopf immer noch krampfhaft über ihren Atlas gesenkt. Keine der Mitschülerinnen sollte die Tränen sehen, die Hertas Worte ihr in die Augen getrieben hatten.

„Wir fahren jetzt durch die Straße von Gibraltar und kommen — Lotte Müller, wohin kommen wir?“

Dem Lehrer war der gesenkte Kopf unter all den der Landkarte zugewandten Augen aufgefallen.

„In — in . . .“ Lotte schreckte empor. Keine Ahnung hatte sie, wovon die Rede gewesen war.

„Du scheinst noch nicht ausgeschlafen zu haben, mein Mädel — gute Nacht, wünsche wohl zu ruhen“, lachte Doktor Peters. Die Klasse stimmte in sein Lachen ein.

Jetzt ließen sich Lottes Tränen nicht länger zurückhalten. Schnell das Taschentuch gegen den Mund gestopft, um bloß nicht laut zu schluchzen. Es kam nicht oft vor, daß Lotte Müller getadelt wurde. Sie zählte zu den Besten.

„Aber Kind, das brauchst du dir doch nicht so zu Herzen zu nehmen, wie kann man nur gleich so empfindlich sein“, begütigte der Lehrer. „Ein anderes Mal paß besser auf.“ Der Zeigefinger schwamm weiter durch den Atlantischen Ozean in den Golf von Biskaya.

Lotte bemühte sich, ihres Schmerzes Herr zu werden und durch verdoppelte Aufmerksamkeit ihr Versäumnis wettzumachen. Hatte sie nicht als Freischülerin die Pflicht, sich mit allen Kräften beim Unterricht einzusetzen? Wie oft sagte ihr die Mutter daheim, daß sie sich dankbar und der Wohltat, die sie in der Schule genoß, als gute Schülerin würdig zeigen mußte. Aber manchmal nützte aller gute Wille nichts. Oft war Lotte matt und abgespannt in der Schule. Besonders in letzter Zeit, wo die Mahlzeiten zu Hause immer kärglicher wurden. Seit einigen Tagen brachte sie auch keine Frühstücksbrote mehr mit in die Schule. Das Brot und der Aufstrich mußten zum Abend aufgespart werden. Und da bezeichnete sie Herta Trott sogar noch als „Drückeberger“! Wie gern hätte

sie selbst eins von den Frühstückspaketen gehabt, die Herta nach Schluß der Stunde für die Winterhilfe ablieferte. Aber die Scheu, von den Kameradinnen über die Achsel angesehen zu werden, schloß Lotte den Mund. Lieber hungerte sie.

Drückeberger Nummer zwei, Inge Riemann, biß in der großen Pause wie immer eiligst in ihr Butterbrot. Die ganze Geographie-stunde über hatte sie geschwankt, ob sie ihr eigenes Frühstück statt des vergessenen Päckchens für arme Kinder abliefern sollte. Aber warum sollte sie denn selber hungern? Nein, das konnte kein Mensch von ihr verlangen. Es waren ja so viele Päckchen da. Aus allen Schulen kamen sie zusammen. Davon konnten genug arme Kinder gespeist werden.

„Inge, wo bleibst du?“ riefen die Freundinnen Ellen und Ruth vom Korridor zur Klassentür hinein. Schnell noch einen Bissen, ehe sie dem Ruf Folge leistete, — Schinken schaute lecker zwischen dem Brot hervor. Gut, daß sie es nicht fortgegeben hatte. Im Hinausgehen begegneten Inges Augen denen von der ebenfalls in der Klasse zurückgebliebenen Lotte Müller. Es war ein merkwürdiger Blick, halb sehnsüchtig, halb traurig, der Inge bannte.

„Warum sitzt denn so traurig auf die Banke?“ begann Inge ein Berliner Couplet zu trällern, um sich gegen ein unbequemes Wehgefühl, das der traurige Blick in ihr auslöste, zu panzern.

„Hast dir wohl den Anschnauzer von Peters zu sehr zu Herzen genommen? So'n Blödsinn!“ Damit war Inge zur Tür hinaus. Im lebhaften Geplauder mit Ruth und Ellen vergaß sie schnell den traurigen Blick der Schulkameradin.

Lotte Müller hatte keine richtige Freundin. Sie war mit allen gut Freund, aber eine sogenannte „beste“ fehlte ihr. Sie war immer fleißig und freundlich, „ehrpüßig“ nannten sie die Mädel. Und „ehrpüßige Dinger“ waren nicht besonders beliebt in der Klasse.

Da war Inge Riemann, die für jeden dummen Streich zu haben war, doch ein ganz anderes Mädel. Die sprühte vor Lust und Leben und schien aus lauter Frohsinn und Lachen zusammengeleht.

In der französischen Stunde bei der Ordinaria ging es Lotte Müller heute auch nicht so gut wie sonst. Sie verwechselte die Artikel und schrieb ein fehlerhaftes Extemporale.

„Nanu, was ist denn heute mit unserer fleißigen Lotte los?“ wunderte sich Fräulein Studienrat. „Ich kenne dich ja gar nicht wieder, Mädel. Bist du nicht wohl?“

Lotte schüttelte den Kopf. Blässe und Röte wechselten in ihrem Gesicht. Es war ihr peinlich, von allen angestarrt zu werden.

„Sie hat Kopfschmerzen“, rief Inge, die gern Hans in allen Gassen war.

„So ist eine Kleinigkeit, Kind“, riet die Lehrerin sorglich. „Dann wirst du wieder frischer.“

„Ich habe — ich habe — mein Frühstück zu Hause vergessen“, schwindelte Lotte Müller. Nein, bloß sich nicht bemitleiden lassen, weil man arm war.

„Warum hast du das nicht früher gesagt? Es sind so viele Frühstückspäckchen heute mitgebracht worden. Wolltest wohl keinem armen Kinde die Wohltat entziehen? Na, wer hat für die vergeßliche Lotte noch ein Brot übrig?“ wandte sich die Lehrerin an die Klasse.

„Alles bereits aufgefressen . . .!“ Es zeigte sich, daß der Appetit in der Quinta nichts zu wünschen übrig ließ. Die meisten schämten sich, daß sie so gefräßig gewesen waren. Nur Inge Riemann hatte sich noch ein Brot für die nächste Pause verwahrt. Das gab sie aber nicht her, nein, noch dazu, wo es gerade mit Schinken belegt war. Warum war die Lotte Müller auch so vergeßlich.

Lotte hungerte weiter und wurde immer blässer. Inge schielte

ab und zu unbehaglich zu ihr hinüber. Hätte sie ihr nicht lieber doch die Schinkenstulle geben sollen?“

Nach Schluß der französischen Stunde wandte sich die Ordinaria noch einmal zur Quinta.

„Hört mal, Kinder, ich möchte noch etwas mit euch besprechen. Ihr wißt doch, was für einen schweren Winter wir durch die große Arbeitslosigkeit haben, daß viele Familien darben müssen. Euch, die ihr im Elternhause satt zu essen habt und warm gekleidet werdet, euch glücklichen Kindern möchte ich die Kinder ans Herz legen, denen es nicht so gut geht wie euch. Jeder von euch hat sicher eine Sparsbüchse. Ich mache euch den Vorschlag, daß ihr in jeder Woche ein paar Pfennige herausnehmt und dafür ein Pfund Mehl oder ein Pfund Nudeln, Reis, Graupen, Grieß, Erbsen, — irgend welche Lebensmittel, was es auch sei, kauft und es mit in die Schule bringt, zur Verteilung an arme Familien. Ich weiß, daß ihr sicherlich alle gern dabei seid, wenn es gilt, zu helfen, — daß ihr auch bereit sein werdet, mal auf eine eigene Freude, die ihr euch von eurem Spargeld verschaffen wolltet, zu verzichten, um andern Freude zu machen.“

„Ja, ja, natürlich“, riefen die Schülerinnen hilfsbereit.

„Ich besitze überhaupt keine Sparkasse“, meinte Ruth Kleinlaut.

„So bitte deine Mutter um ein Pfund Lebensmittel. Sie wird sicher etwas für den guten Zweck übrig haben. Oder ihr könnt auch ein abgelegtes warmes Kleidungsstück mitbringen. Irgend etwas findet sich überall“, schloß Fräulein Studienrat.

„So, Lotte Müller, und nun komme du mal mit mir, wollen mal sehen, ob wir nicht noch etwas für dich zu essen finden.“

„Ich habe ja gar keinen Hunger“, sagte Lotte und fühlte zu ihrem Schreck, daß ihr leerer Magen laut zu knurren begann. Wirklich, der Hunger war ihr durch den Vorschlag, den Fräulein

Studienrat soeben der Klasse gemacht hatte, vollständig vergangen. Wie sollte sie jede Woche Geld zu Lebensmitteln aufbringen! Ihre Sparbüchse war längst geleert. Seitdem der Vater abgebaut war, bekam sie überhaupt kein Taschengeld mehr. Sicher würden die andern Mädels sie wieder als Drückeberger ansehen, wenn sie nichts mitbrachte.

„So, Kind, nun laß dir's schmecken.“ Freundlich reichte die Lehrerin Lotte ihren eigenen Apfel. „Und ein anderes Mal vergiß nicht wieder...“ Da hielt sie inne. Irgend etwas in Lottes blassem Gesicht hatte stumm gegen ihre Worte Einspruch erhoben. Schmal und elend war das Kindergesicht, wie man es sonst hier in der höheren Schule kaum zu sehen bekam. Sollte Not...

„Was ist dein Vater, Lotte?“ begann Fräulein Studienrat zu examinieren.

„Bankbeamter.“

„In fester Stellung?“

Lotte schüttelte den Kopf. „Abgebaut“, kam nach einem Weilchen die zögernde Antwort.

Aha, — hatte sie es sich doch gedacht. Die menschenfreundliche Lehrerin beschloß, Lotte Müller im Auge zu behalten.

Trotz des grauen Novemberregens legten die Quintanerinnen heute noch langsamer als sonst den Heimweg von der Schule zurück.

Der Vorschlag der Ordinaria, allwöchentlich die Sparbüchse für die Winterhilfe zu plündern, mußte eingehend besprochen werden.

„Was wird da aus unsern Weihnachtsgeschenken?“ überlegte Ellen besorgt. „Seit Oktober spare ich jeden Groschen, um dafür Handarbeiten für die Eltern und für Großmutterchen zu kaufen. In der nächsten Woche wollte ich sie besorgen. Und nun muß ich ein Loch in den Sparschatz, den ich glücklich beisammen habe, reißen.“

„Ich habe mein Weihnachtsgeld noch gar nicht beisammen“, meinte Inge unbekümmert. „In meiner Sparkasse ist immer Ebbe.“

„Weil du solche Naschkatze bist und dein Taschengeld meistens in Eiswaffeln anlegst“, lachte sie Ruth aus.

„Freilich, solch ein Knauser wie du bin ich nicht“, wehrte sich Inge Riemann.

„Inge ist wenigstens menschenfreundlich und hat immer die Spendierhosen an“, kam Ellen anerkennend der Freundin zu Hilfe.

„Meine Mutti sagt, für Überflüssiges hat man jetzt kein Geld.“ Den „Knauser“ mochte Ruth nicht auf sich sitzen lassen.

„Na, dann wird sie ja von den Lebensmittelpaketen, die du zur Schule mitbringen sollst, nicht sehr begeistert sein.“

„Doch, für andere, für Arme hat Mutti immer noch was übrig“, beteuerte Ruth.

Unter den regenberieselten Weiden des Parks huschte eine schmale Gestalt mit freundlichem Gruß vorüber.

„Na, Lotte, vom Hungertod wieder auferstanden?“ rief ihr Inge übermütig nach.

Es kam keine Antwort. Das Nebelgrau hatte Lotte Müller bereits verschluckt.

„Aus Lottes Mantel würde ich mir an ihrer Stelle lieber eine Badehose machen lassen, so kurz ist er“, spottete Inge hinter ihr drein.

Während Ellen den Wisz belachte, äußerte Ruth nachdenklich: „Ihre Eltern werden kein Geld haben, ihr einen neuen Mantel zu kaufen.“

„Mit dem dünnen Fähnchen kann sie sowieso nicht den ganzen Winter herumlaufen. Sie trägt überhaupt noch einen Sommermantel“, meinte Ellen kopfschüttelnd.

„Ich bekomme zu meinem Geburtstag einen neuen Wintermantel mit feinem Pelzbesatz“, frohlockte Inge.

„Ich finde deinen Mantel eigentlich noch sehr anständig.“ Ruth betrachtete die nasse Schulfreundin von allen Seiten. Solchen „anständigen“ Mantel hätte sie selbst noch lange tragen müssen.

„Richtig, du hast ja bald Geburtstag, Inge. Fein! Gibt es dieses Jahr wieder eine Überraschung?“ erkundigte sich Ellen eifrig.

„Sicher. Kindergesellschaft ohne was Besonderes ist mopsig. Mutti wird schon was Hübsches ausdenken. Vielleicht ein Glücksrad, wo man was gewinnen kann. Oder mein großer Vetter macht wieder eine Kintoppvorführung oder — halt, Kinder, ich habe eine famose Idee. Wir wollen Theater spielen, irgendwas Ukktiges . . .“

„Ach, Kasperletheater haben wir ja schon ein paarmal an deinem Geburtstag gehabt“, wandte Ellen ein.

„Wer spricht denn von Kasperle? Wir selbst wollen Theater spielen in Kostümen wie die Großen. Das wird famos!“

„Au ja — das wird famos!“ fielen die Freundinnen ein, und alle drei vollführten einen Freudensprung über eine Pfütze hinweg.

Inge Riemanns Geburtstagsgesellschaft war stets ein wichtiges Ereignis im Schulleben. Sie war das einzige, etwas verwöhnte Lädchen. Ihre Eltern pflegten daher ihren Geburtstag ganz besonders zu feiern. Nirgends gab es so viel Schlagfahne wie bei Riemanns. Tagelang vorher überlegte man schon in der Klasse, wen Inge wohl einladen würde und wen nicht.

Die Freundinnen hatten sich getrennt. Eine jede eilte schleunigst heim zu Tisch. Man hatte sich heute tüchtig verplaudert.

Es war ein gemütliches, warmes Heim, das Inge erwartete. Marie trug bereits die Suppe auf, denn der Vater hielt auf Pünktlichkeit. Er gönnte sich nur eine kurze Mittagspause.

„Na, nachgegessen, Strolch?“ empfing er die aus der Schule heimkehrende Lädchen.

Während Inge beteuerte, daß sie nur mit Ellen und Ruth noch ein wenig auf und ab spaziert sei, rief die Mutter besorgt: „Bei diesem Regenwetter! Wechsele erst Schuhe und Strümpfe, Kind, bevor du zu Tisch kommst, damit du dich nicht erkältest!“

„Wir haben nämlich etwas ganz Wichtiges zu besprechen ge-



habt“, berichtete Inge, als man dann bei der Suppe saß. „Es handelte sich um meinen Geburtstag.“

„Damit hättest du dir ja noch vierzehn Tage Zeit lassen können“, meinte der Vater belustigt.

„Wo denkst du hin, Vati! Wir wollen doch zu meiner Kindergesellschaft Theater spielen, meine Freundinnen und ich. Das eilt

sehr, wenn wir es noch richtig lernen und proben wollen. Und Kostüme müssen wir doch auch dazu haben."

"Was wollt ihr denn für ein Theaterstück aufführen?"

"Noch keine blasse Ahnung von 'ner Idee. Mutti wird schon was Hübsches für uns herausfinden. Nicht wahr, Muttichen?"

"Hör mal, mein Kind, ich wollte diesmal gar nicht so viel von deinem Geburtstag hermachen. Du weißt, daß viele Leute in diesem Winter Not leiden müssen. Da soll man für unnötige Dinge . . ."

"Aber eine Kindergesellschaft ist doch sehr nötig. Alle freuen sich schon darauf." Inge begann mit den Tränen zu kämpfen. "Und Vati verdient doch noch genug Geld, der ist doch nicht abgebaut . . ."

"Na, die Mutti wird schon ein Einsehen haben, Kind. Dein Geburtstag ist ja nur einmal im Jahr", tröstete Herr Riemann. Denn er mochte sein lustiges Töchterchen nicht gern betrübt sehen.

"Vater, es ist notwendig, daß unsere Inge auch den Ernst der Zeit begreifen lernt", stellte die Mutter ihm vor. "Sonst wird sie ein oberflächliches Mädchen."

"Bitte erst nach meinem Geburtstag, Muttichen, ja? Dann bin ich doch schon elf Jahre alt, da begreife ich den Ernst bestimmt besser", beteuerte der Schlaukopf. "Und wir helfen überhaupt auch bei der Winterhilfe. Jede Woche sollen wir ein Pfund Reis oder Nudeln oder so was Ähnliches für arme Familien zur Schule mitbringen, noch dazu aus unserer eigenen Sparbüchse."

"Dann spare nur fleißig", neckte der Vater.

"I wo! Mutti oder Luise" — das war die Köchin — "gibt mir sicher ein Pfund Reis", meinte Inge zuversichtlich.

"Das ist nicht das Richtige, Inge. Von eurem eigenen Geld sollt ihr etwas für arme Menschen, die hungern müssen, übrig haben", erklärte ihr die Mutter.

"Mein Taschengeld brauche ich selber nötig", behauptete Inge,

wurde aber doch etwas rot dabei. Denn eigentlich ließ sie sich alles, was sie für die Schule brauchte, von den Eltern kaufen. Meistens wurde das Taschengeld in Sahnenbonbons oder in Eiswaffeln angelegt.

"Du weißt nicht, wie gut du es hast, Kind. Was sehe ich täglich für Elend, wenn ich von der Winterhilfe aus meine Nachforschungen in den notleidenden Familien machen muß. Heute ist mir die Patenschaft über eine hochachtbare Familie in unserer Nähe übertragen worden. Der Mann abgebaut, die Frau versucht, durch Strickarbeiten etwas zu verdienen. Die Kinder sind blaß und elend. Ich habe die drei in unserem Bekanntenkreis als Mittagsgäste verteilt. Jeder kann schließlich noch ein Kind mit satt machen. Die Älteste soll zu uns essen kommen. Das Mädchen ist total unterernährt. Für die Eltern werden wir vier Familien, wo die Kinder zu Gast sind, abwechselnd das Mittagbrot mitschicken. Wenn jeder, der noch zu essen hat, sich an der Nachbarnhilfe beteiligt, kann dem ärgsten Elend gesteuert werden."

"Unsere Mutti hat ein warmes Herz für andere", sagte der Vater, nickte seiner Frau liebevoll zu, strich Inge über das Haar und ging, den Wagen anzukurbeln. Denn seine freie Zeit war zu Ende.

"Mutti, wird das Bettelkind, das bei uns Mittagessen bekommen soll, bei Luise und Marie in der Küche essen?" erkundigte sich Inge.

Einen Augenblick zögerte Frau Riemann. Sie hatte eigentlich beabsichtigt, das fremde kleine Mädchen in der Kinderstube essen zu lassen, damit es sich nicht unter den ihm Fremden scheue, tüchtig zuzulangen. Aber Inges Frage zeigte ihr, daß dies nicht das Richtige sei. An ihren Tisch und an ihr Herz mußte sie das arme Kind nehmen.

"Nein, Inge, die Kleine ist mit uns am Tisch."

Inge machte ein langes Gesicht. „Das schmutzige Bettelkind?“ Sie sah sich in dem mit behaglicher Eleganz ausgestatteten Raum um. „Es wird sicher unmanierlich und unappetitlich essen.“

„Du irrst dich, Inge. Die Kleine ist ein sehr wohlherzogenes Mädchen. Ich sagte es ja schon, daß der Vater stellungslos ist, und die Familie dadurch in Not geraten. Wie kannst du nur so überheblich sein und ein Kind, dem es weniger gut geht als dir, ein ‚schmutziges Bettelkind‘ nennen?“ Frau Riemann war recht unzufrieden mit ihrer Tochter.

Gleich am andern Tage sollte die „Nachbarhilfe“, zu der sich Frau Riemann gemeldet hatte, einsetzen. Inge war nun doch ziemlich neugierig, wie das fremde Mädchen ausschauen, und wie es sich wohl benehmen mochte. Sicher hatte es unsaubere Hände, daß einem der Appetit verging. Inge dachte nicht daran, daß sie selbst öfters von Tisch geschickt wurde, weil sie vergessen hatte, sich vorher die Hände zu waschen.

„Heute gibt es einen Spaß bei uns“, erzählte Inge den Freundinnen auf dem Nachhauseweg von der Schule. „Ein armes Kind soll bei uns mit zu Mittag essen.“

„Das ist doch kein Spaß“, wunderte sich Ruth. „Das ist doch traurig, wenn es zu Hause hungern muß.“

„Sei doch nicht so tranig, Ruth. Natürlich wird das ulkig werden. Sicher schlingt das Bettelkind vor Hunger. Hoffentlich maust es keinen silbernen Löffel.“

In diesem Augenblick lief gerade Lotte Müller wieder an den dreien vorbei. Sie nahm sich nicht einmal Zeit zum Gruß. Sie lief, als ob sie verfolgt würde.

Heute war Inge rechtzeitig zu Hause. Neugierig spähte sie nach dem fremden Gast aus. Als es pünktlich um zwei Uhr klingelte, war sie noch vor dem Stubenmädchen an der Entree.

„Mutti — Muttchen — das Mädchen ist ja ein Junge!“ rief Inge aufgeregt zum Wohnzimmer hinein.

„Nanu?“ wunderte sich Frau Riemann. Wirklich, draußen in der Diele stand ein nett aussehender Junge von ungefähr zehn Jahren. Gesicht und Hände glänzten vor Sauberkeit.

„Wer bist du denn, Kleiner?“

„Fritz Müller.“ Es folgte eine wohlherzogene Verbeugung. „Ich habe mit meiner Schwester getauscht. Sie wollte lieber zu Neumanns essen gehen, wo ich eigentlich heute hinkommen sollte. Die Mutter meinte, es würde wohl gleich sein.“ Inge wunderte sich, daß der Junge ganz richtig deutsch sprach.

„Dann lege nur ab, mein Junge“, sagte Frau Riemann freundlich. „Lieber wäre es mir freilich gewesen, wenn deine Schwester gekommen wäre, weil ich selbst ein Töchterchen habe und bei Neumanns Knaben in deinem Alter sind. Na, morgen tauscht ihr dann wieder aus. Du gehst zu Frau Neumann und schickst deine Schwester zu uns, nicht wahr?“

„Sie wollte ja durchaus nicht, Mutter war ärgerlich auf sie“, erzählte Fritz.

Sicher ein scheues Mädchen, dem es peinlich war, zu Fremden zu gehen, dachte Frau Riemann. Dabei machte der Junge einen freien und unbefangenen Eindruck. Auch bei Tisch zeigte es sich, daß man ein gut erzogenes Kind zu Gaste hatte. Der fremde Junge aß durchaus manierlich, er steckte weder das Messer in den Mund, noch nahm er die Hände zu Hilfe, worauf Inge noch ganz besonders achtete. Trotzdem sah man, wie gut es ihm mundete. Kein Wort sprach Inge mit ihm. Sie starrte ihn nur an. Aber als der Junge auf eine Frage des Vaters, in welche Schule und in welche Klasse er gehe, antwortete: „In die Sexta, Reform-Gymnasium“, da rief Inge erstaunt: „Was, du bist Gymnasiast? Und dann gehst

du zu fremden Menschen . . ." Das Wort „essen“ verschluckte Inge rasch auf einen mahnenden Blick der Mutter hin.

Aber Friz mußte es doch wohl erraten haben. Er wurde rot und sagte: „Wenn unser Vater doch abgebaut ist.“ Dabei sah er, wie um Entschuldigung bittend, zu Inge hin. An wen erinnerte sie bloß dieser Blick?

„Willst du noch ein bißchen mit Inge spielen, Friz?“ fragte Frau Riemann, als die Mahlzeit beendet war.

Noch ehe Friz antworten konnte, rief Inge: „Ich habe heute sehr viel Schularbeiten zu machen. Ich muß gleich anfangen, sonst werde ich nicht fertig.“ Das sollte ihr fehlen, auch noch mit dem fremden Jungen zu spielen.

So verabschiedete sich Friz mit „bestem Dank“ und versprach, am nächsten Tage seine Schwester zu schicken.

Frau Riemann hoffte, daß Inge mit einem gleichaltrigen Mädchen sich besser stellen würde. Sie hatte ja gar nicht gewußt, daß solch ein Hochmutsteufel in dem Kinde steckte.

Inge saß an ihrem Arbeitspult und studierte ein Kinder-Theaterstück, das ihr der Vater aus einer Buchhandlung mitgebracht hatte. Die „vielen Schularbeiten“ hatten noch Zeit. Das ulkige Theaterstück „Puppengeburtstag“, wo die kleinen Schauspieler als lebendige Puppen auftraten und über ihre Puppenmütter herzogen, war viel belustigender.

Am nächsten Tage gab es in der Schule eifrige Besprechungen wegen der Rollenverteilung. Daß die beiden besten Freundinnen Ellen und Ruth dabei sein mußten, war selbstverständlich. „Aber den Puppenjungen muß ich spielen, das ist die Hauptrolle, — weil ich das Geburtstagskind bin“, erklärte Inge. „Außerdem bin ich dann schon elf Jahre alt, und ihr seid erst zehn.“

Ellen und Inge stritten um die Hauptrollen, während Ruth

dachte, daß ihre Mutter immer zu sagen pflegte, daß die Wirtin hinter ihren Gästen zurücktreten müsse.

Als Inge sich endlich von den Freundinnen trennte, hatte man sich immer noch nicht über die Hauptrolle geeinigt.

„Das fremde Mädchen ist schon da, Inge“, empfing sie daheim die Marie. „Ich habe sie in die Kinderstube geführt, weil Mutti noch nicht zu Hause war.“

„Na, hoffentlich geht sie mir da nicht an meine Bücher heran“, meinte Inge ungehalten. Sie war ärgerlich. Erstens, weil Ellen durchaus den Puppenjungen spielen wollte. Zweitens, weil Marie das fremde „Bettelmädchen“ in ihr Zimmer geführt hatte. Und vor allem, daß Marie immer noch „Kinderstube“ sagte. Es war doch schon ein richtiges Jungmädchenzimmer, das ihr die Eltern eingerichtet hatten. Wenn sie erst elf Jahre alt war, ließ sie sich das aber bestimmt nicht mehr gefallen.

Unter diesen Überlegungen trat Inge in ihr Zimmer und — lachte laut auf.

„Du bist es, Lotte? Hahaha, und die Marie dachte, du sieiest das fremde Mädchen. Willst dir wohl irgendeine Arbeit von mir holen oder ein Buch leihen?“ Auf dem kleinen Kretonnesofa saß Lotte Müller und las in einem Schulbuch.

Ihr blaßes Gesicht färbte sich blutrot bei Inges Anblick. Sie wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus vor Erregung.

„Hast wohl heute nicht aufgepaßt in der Schule und willst dir von mir Bescheid holen? Hahaha, die fleißige Lotte Müller weiß auch mal nichts“, neckte Inge.

Da öffnete sich die Tür. Die heimkehrende Mutter nickte dem Töchterchen liebevoll zu und reichte dem sich in peinlichster Verlegenheit erhebenden fremden Mädchen die Hand.

„Sei uns willkommen, Kind. Wie heißt du doch? Richtig, Lotte — Lotte Müller. Ich sehe, ihr habt euch schon beide bekannt gemacht, Kinder. Das ist recht. Haltet nur Freundschaft miteinander.“

„Aber das ist ja Lotte Müller aus meiner Klasse, Mutti.“ Inge wollte sich ausschütten vor Lachen, daß die Mutter die Lotte mit dem erwarteten Mittagsgast verwechselte.

„In einer Klasse seid ihr? Davon hast du mir ja gar nichts erzählt, Inge. Um so besser, da braucht ihr euch ja nicht erst miteinander anzufreunden. Kommt zu Tisch, Kinder, der Vater wartet.“

„Zu Tisch? Die Lotte Müller soll bei uns essen? Ja, aber —“ Inge brach plötzlich ab. Hieß der Junge, der gestern da gewesen war, nicht auch Müller? Und hatte er nicht erzählt, seine Schwester wollte nicht zu ihnen kommen? Plötzlich hatte Inge die Wahrheit erfaßt. Nein, war das peinlich, war das bedrückend, daß Lotte Müller das fremde Bettelmädel war! Was würden nur Ellen und Ruth dazu sagen?

Inge mundeten die Klöße mit Backobst heute gar nicht. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit stocherte sie stumm in dem Essen herum. Wie schrecklich, daß die Lotte, ein Mädchen aus ihrer Klasse, und noch dazu eine der fleißigsten, zu Hause nichts zu essen hatte, daß sie zu anderen Menschen gehen mußte, um satt zu werden! Zum ersten Male in ihrem Leben empfand Inge Not und Elend nicht als etwas Fremdes, sie selbst nicht Berührendes. Ein Kind wie sie, das sie kannte, ein Mädel aus ihrer Klasse litt Hunger — wie furchtbar war das — ein Tränenstrom ergoß sich plötzlich über Inges Klöße.

„Aber Kind, Herzchen, was ist dir denn?“ Raslos stand der Vater dem plötzlichen Schmerzensausbruch seines Lieblings gegen-

über. Die Mutter verstand ihre Inge besser. Sie hatte vergeblich versucht, ein unbefangenes Gespräch zwischen den beiden Schulkameradinnen in Gang zu bringen. Lotte antwortete auf alle Fragen leise und mit gesenkten Augen. Dabei rührte sie das gute Essen kaum an, trotzdem sie doch Hunger haben mußte.



„Nun eßt mal eure Klöße auf, Kinder — Klöße mit Tränensoße schmecken nicht, Inge“ — da mußte die Inge trotz ihres Kummers wieder lachen.

Als die beiden Mädel, nachdem man „gesegnete Mahlzeit“ gewünscht hatte, in Inges Zimmer gegangen waren, meinte Herr Riemann zu seiner Frau: „Es wäre vielleicht besser, wenn wir den

Jungen wieder zu uns kommen ließen, der ist munter und frisch. Das Mädel saß heute ja wie der steinerne Gast bei Tisch. Ordentlich beklommen wurde einem zumute. Unsere Inge muß auch darunter gelitten haben, daß sie plötzlich zu weinen begann. Das Kind ist zu weich.“

„Unsere Inge hat heute zum ersten Male in ihrem Leben die Not anderer als eigene Not empfunden. Ihr soziales Empfinden ist heute erwacht. Das ist mit einem ungemütlichen Mittagessen nicht zu teuer bezahlt“, war Frau Riemanns ernste Antwort.

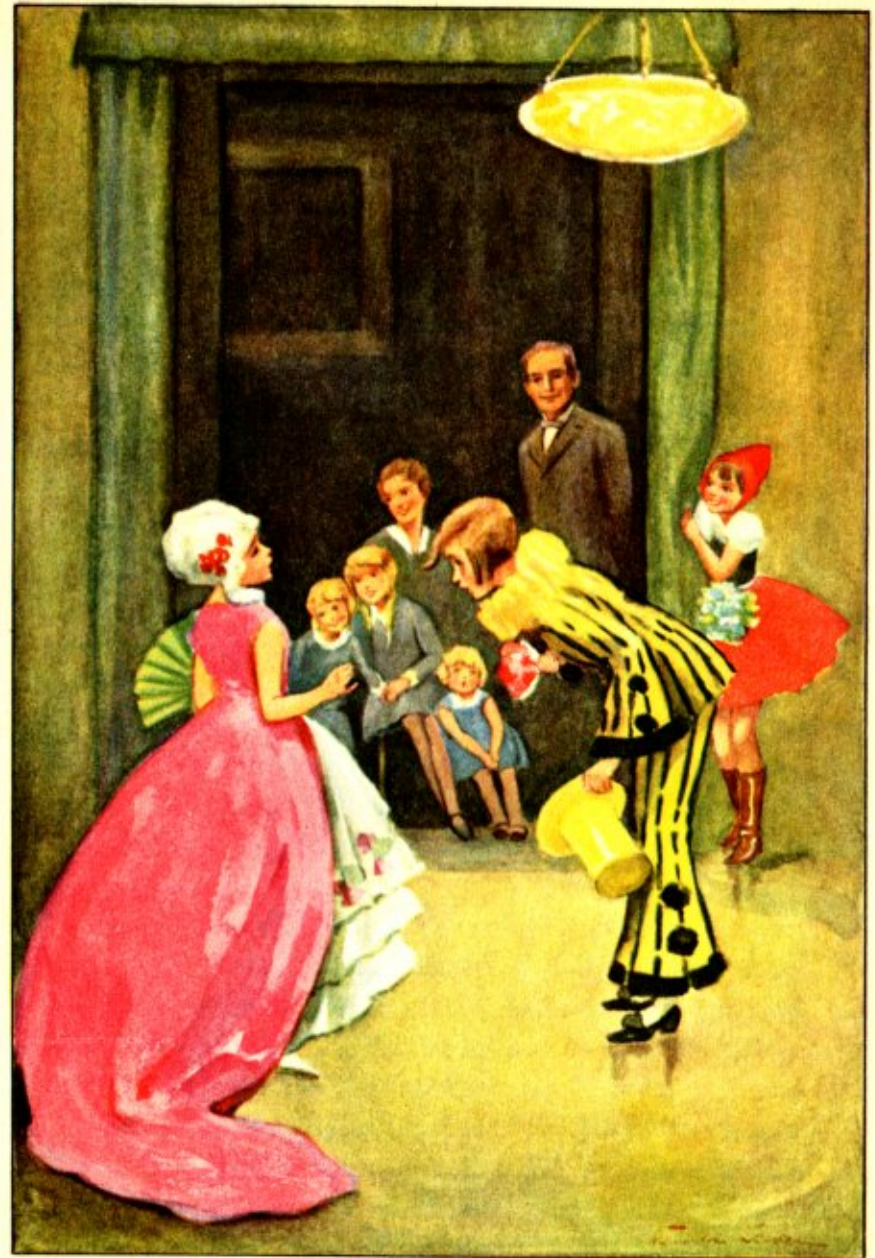
Zwischen den weißen Möbeln und dem geblümten Kretommesofa in Inges Zimmer standen sich die beiden Schulkameradinnen zuerst stumm gegenüber.

„Ich habe gleich nicht herkommen wollen, aber meine Mutter wünschte es“, begann Lotte sich zu entschuldigen. „Sie meinte, das Komitee von der Winterhilfe würde sich am Ende sonst nicht mehr um uns kümmern. Ich habe es gewußt, daß es dir unangenehm sein würde.“

„Unangenehm?“ Ja, war es ihr denn zuerst nicht höchst peinlich und unangenehm gewesen? Aber dann hatte sie doch nur ein starkes Weh um Lotte empfunden, Mitleid, — nur viel schmerzhafter.

„Auf Wiedersehen, Inge!“ Lotte reichte ihr die Hand zum Abschied, da Inge immer noch kein Wort der Erwiderung fand. „Ich lasse deinen Eltern vielmals danken, aber wiederkommen kann ich nicht. Du wirst ja verstehen, daß es noch viel schwerer für mich ist, zu euch zu kommen als zu ganz Fremden.“

„Nein, Lotte, nein“ — jetzt fand Inge endlich die Sprache wieder. „Jeden Tag mußt du zu uns kommen, gerade, weil wir in dieselbe Klasse gehen. Und Ellen und Ruth brauchen überhaupt nichts davon zu erfahren. Keinem Menschen sage ich es. Ich halte dich“, versicherte Inge.



Ury: Für meine Nesthäkchenkinder 3.

Wie Inge ihren elften Geburtstag feierte.

„Meine Mutter sagt, es ist keine Schande, wenn man unverschuldet in Not gekommen ist, die Hilfe von denen anzunehmen, denen es besser geht. Aber was du neulich auf der Straße zu Ruth und Ellen gesagt hast von ‚Bettelmädel‘ und ‚silbernen Löffel mausen‘, das war so schrecklich, daß ich lieber hungern wollte, als zu euch gehen. Nur Mutter zuliebe habe ich es doch getan.“

Inges Gesicht färbte sich dunkelrot. O Gott! Das hatte die arme Lotte mit angehört, diese unüberlegten bösen Worte?

Einer warmherzigen Regung folgend, schlang Inge den Arm um Lottes Schulter. „Es war sehr häßlich von mir. Bitte, bitte, denke nicht mehr daran, Lotte. Nicht wahr, du kommst trotzdem mittags zu uns?“

Lotte nickte. Dankbar drückte sie Inges Hand.

Als Frau Riemann etwas später nach ihrer kleinen Pflegebefohlenen schaute, saßen die beiden einträchtig auf dem Kretonnesofa und spielten Halma. Frau Riemann nickte ihnen befriedigt zu. Die Freundschaft schien geschlossen.

Am Abend legte Inge plötzlich ihr belegtes Brot beim Abendessen hin. „Ich kann nicht mehr“, erklärte sie.

„Aber Inge, du bist doch sonst nicht satt zu machen“, wunderte sich die Mutter.

„Ich — ich — ich kann nicht essen, wenn die arme Lotte hungern muß. Sicher bekommt sie kein Abendbrot. Und Frühstück hat sie gewiß auch nicht in der Schule. Neulich hat sie so sehnsüchtig nach meiner Schinkenstulle geschaut. Und ich habe sie ihr nicht gegeben, weil ich selbst so gefräßig war“, so klagte sich Inge an.

„Du kannst deine Mahlzeit doch nicht mit jedem, der Hunger leidet, teilen, Herzchen. Du mußt dankbar sein, wenn du selbst was zu essen hast“, sprach ihr der Vater zu.

„Aber die Lotte Müller ist nicht jeder. Die Lotte kenne ich doch.“

Darf ich ihr nicht mein belegtes Brot hintragen, Mutti? Sie wohnt ja gar nicht weit."

"Marie hat bereits einen Korb mit Lebensmitteln zu Müllers hingebracht", beruhigte die Mutter das aufgeregte Kind. "Lotte bekommt heute ihr Abendbrot wie du."

"Aber morgen und alle die folgenden Tage?" Inges Mitgefühl war jetzt geweckt. Und plötzlich kam ihr ein Gedanke: "Bati, liebes Batichen, kannst du nicht Lottes Vater in der Fabrik anstellen?"

"Aber Kind, wie denkst du dir denn das? Wir haben selbst einen Teil unserer eingearbeiteten Leute entlassen müssen, da nicht genug zu tun ist. Unmöglich, jemanden anzustellen."

Es war wohl das erstemal, daß der Vater seinem Töchterchen einen Wunsch versagte. Und noch dazu einen, den es nicht für sich selbst tat.

Am nächsten Tage in der Schule, als Inge auf dem gewohnten Platz Lotte Müller sitzen sah, aufmerksam wie immer dem Unterricht folgend, da erschien es ihr kaum möglich, daß Lotte daheim hungern sollte. Bleich und schmal sah sie ja aus, freilich. Und ihre Augen blickten auch nicht so hell und froh wie die der andern Kinder. "Ehrpußlig" hatten Inge und ihre Freundinnen sie deshalb genannt.

In der Pause ärmelten Ellen und Ruth Inge unter und zogen sie aus der Klasse. Eigentlich hatte Inge auf Lotte warten und sehen wollen, ob sie Frühstück mit hatte. Aber als Ellen sagte: "Wir müssen die Rollen zu dem Theaterstück nochmal besprechen, Inge, und dann wollen wir auch gleich die Proben festsetzen", da fand Inge das doch im Augenblick wichtiger.

Lotte Müller spazierte, wie meistens, allein auf dem Schulhofe auf und ab. Sie hielt ein Frühstückspäckchen in der Hand. Fräulein Studentat hatte es ihr mit freundlichen Worten eingehändigt. Aber

es schmeckte ihr nicht so gut, wie Inge geglaubt hatte. Sie blickte zu Inge Riemann und ihren Freundinnen herüber. Lächerlich, daß sie gehofft hatte, Inge würde sich jetzt auch in der Schule ihrer annehmen. Die kümmerte sich ebensowenig um sie wie früher. Wie die drei lachten. Ob Inge den beiden am Ende erzählte, wer das "Bettelmädchen" war?

Nein, Inge hielt, was sie versprochen hatte. Sie erzählte nichts. Aber trotzdem Ellen auf die Rolle des Puppenjungen im Theaterstück verzichtet hatte, wurde Inge dessen nicht recht froh. Sie gab sich Mühe, mit den Freundinnen zu scherzen und zu lachen, aber es kam ihr nicht von Herzen. Ihr Blick wurde immer wieder zu Lotte hingezogen. Was wollte sie denn? Lotte hatte ja eine Stulle in der Hand, die hungerte heute nicht. Aber sie ging ganz allein. Warum konnte sie denn nicht mit ihnen gehen? Ja, aber was würden Ellen und Ruth bloß dazu sagen?

Noch ehe Inge mit dieser Frage im reinen war, klingelte es zur nächsten Stunde.

Beim Nachhauseweg, da wollte Inge aber bestimmt auf Lotte warten. Doch Lotte war nirgends zu sehen. Vergeblich spähte Inge am Schultor nach ihr aus. Dann folgte sie mit einem Gefühl der Erleichterung den Freundinnen.

Der Mittagsgast kam heute spät zu Riemanns. Die Suppe stand bereits auf dem Tisch. Inge überlegte bedrückt, ob ihr unfreundliches Verhalten etwa schuld sei, daß Lotte nicht erschien. Gott sei Dank, da klingelte es. Gleich darauf entschuldigte sich die knickende Lotte bei den Eltern, daß sie sich verspätet habe.

"Warum kommt ihr denn nicht zusammen aus der Schule nach Hause, Mädels?" wunderte sich die Mutter.

Jetzt kam es heraus. Jetzt würde Lotte sie verpeßen, daß Inge sich in der Schule nicht um sie kümmerte. Aber nichts dergleichen

geschah. Lotte wurde rot und sagte: „Meine Mutter war heute morgen nicht wohl, da wollte ich noch mal nach ihr sehen.“

„Was fehlt ihr, Kind? Liegt sie zu Bett? Was sagt der Arzt?“ erkundigte sich Frau Riemann.

„Wir haben ihn noch nicht gerufen, weil . . .“ Der Nachsatz, daß sie kein Geld dazu hatten, wurde verschluckt. „Mutter ist sehr schwach“, fügte Lotte leise hinzu.

„Ihr bekommt von der Wohlfahrt aus einen Arzt, Lotte.“ Frau Riemann hatte den Nachsatz richtig erraten.

„Komm, Lotte, wir wollen noch ein bißchen zusammen spielen oder willst du lieber mit mir Französisch präparieren?“ schlug Inge nach Tisch vor in dem Wunsche, ihr Verhalten gegen Lotte in der Schule wieder gut zu machen.

„Danke, Inge, aber ich möchte nach Hause. Mutter soll nicht den Abwasch selbst besorgen, und um die Kleinen muß ich mich auch kümmern.“ Vom Fenster aus sah Inge, wie Lotte die Straße entlang heimließ.

Eigentlich hatte Inge nach Erledigung der Schularbeiten die Rollen für das Theaterstück ausschreiben wollen. Aber die Lust fehlte ihr dazu. Warum mußte sie bloß unausgesetzt an Lotte denken, wie die jetzt gewiß fleißig der kranken Mutter im Haushalt zur Hand ging. Inge nahm ihre Sparbüchse, eine kleine silberne Mühle, vor und zählte den Inhalt. Sechs Mark siebenzig Pfennige waren darin. Neulich waren es doch noch über zehn Mark gewesen. Hatte sie das tatsächlich für Krimschram und Näschereien ausgegeben? Ach, morgen war ja der Tag, an dem sie Lebensmittel für die Winterhilfe mit in die Schule bringen sollte. Beinahe hätte sie es vergessen. Ob Lotte Müller wohl daran dachte? Die hatte doch bestimmt kein Geld dazu, Nudeln oder Reis für andere zu kaufen.

Eilends lief Inge in die Küche hinaus. „Luise, was kostet denn ein Pfund Reis?“ erkundigte sie sich.

„Zeld“, meinte die Köchin lachend.

„Das weiß ich, aber wieviel?“

„Willst du einkaufen gehen, Inge? Das überlaß nur Mutti'n oder mir. Morgen gibt es überhaupt gar keinen Reis nich, sondern Mohrrüben und Schoten.“

„Aber Luise, wir sollen doch in die Schule Kaffee oder Zucker, Reis oder Nudeln mitbringen, irgendwas zur Winterhilfe für arme Leute.“

„Nanu wird's Tag in der Nachtmüße! Was jeht das die Schule an. Da sollt ihr euch belernen, aber nich mit Reis und Nudeln losjehn.“

„Mutti sagt, das wäre eine sehr schöne Einrichtung, daß wir Schulkinder auch für die armen Leute, die nichts zu essen haben, mit sorgen helfen sollen. Nicht wahr, Luise, Sie geben mir ein Pfund Reis und ein Pfund Grieß oder Nudeln?“ bettelte Inge.

„Ich werd' mir ja hüten. Da käme mir Mutti schön auf'n Kopp. Wenn du was für arme Leute tun willst, Inge, dann berappe man jefälligst aus deine Sparkasse.“

„Das Geld brauche ich für was anderes.“

„So, das werden jewiß Sahnenbonbons oder Lutschwaffeln sein. Man weiß ja, wozu du dein Zeld verbrauchst. Willste Jutes tun, dann mußte dir selbst was absparen und nich aus Vaters Tasche.“ Luise war meistens kurz angebunden, aber ihr einfaches Empfinden traf oft das Rechte.

Wieder saß Inge an ihrem Arbeitspult und rechnete. Es waren keine Rechenaufgaben für die Schule. Da rief die Mutter nach ihr.

„Inge, hast du Lust, mich zu begleiten? Ich will noch einige Besorgungen machen.“

„Ja, gern.“ Inge war im Nu fertig. „Dann kann ich gleich noch was für die Winterhilfe mitbesorgen.“ Luise sagt, ich müßte den Reis und die Nudeln selber von meinem Gelde kaufen. Sie will mir nichts geben.“

„Da hat Luise ganz recht. Du weißt ja, wie ich darüber denke.“ Frau Riemann machte sich mit ihrem Löchterchen auf den Weg.

„Für Lotte kaufe ich auch ein Pfund Mehl oder sowas, was am billigsten ist. Die kann sicher morgen nichts mitbringen“, sagte Inge.

„Das ist lieb von dir, Herzchen. Obgleich Lotte ruhig sagen sollte, daß sie keine Pakete mitbringen kann.“

„Dann halten die andern sie am Ende für einen Geiztragen, Mutti. Ob die Pakete mehr als eine Mark kosten?“

„Sicher nicht.“

„Fein, dann behalte ich noch fünf Mark und siebenzig Pfennige übrig für unser Theaterstück. Wir wollen uns Kostüme aus Krepppapier selber machen. Das ist nicht teuer.“

„Jede unnütze Ausgabe ist in einer so schweren Notzeit zu teuer, Inge. Aber du bist wohl noch zu jung, um das zu verstehen.“

„Das verstehe ich schon sehr gut, Mutti. Aber die Kostüme zu dem Theaterstück sind doch notwendig.“

„Wäre ein warmer Mantel für Lotte Müller nicht notwendiger?“ Wer hatte das nur eben gesagt? Die Mutti nicht, die war ja gerade in einen Laden getreten. Konnte eine innere Stimme so deutlich sein?

„Mutti, findest du meinen Wintermantel noch anständig?“ erkundigte sich Inge, als sie das Geschäft wieder verlassen hatten.

Die Mutter lachte. „Aber Inge, seit wann bist du denn eitel? Zur Schule und bei schlechtem Wetter da geht er noch sehr gut. Zum Geburtstag sollst du ja einen neuen für Sonntags bekommen.“

„Mutti, die Lotte Müller läuft noch bei dem kalten Wetter

mit ihrem ausgewachsenen Sommermantel herum. Könnte ich nicht den neuen Mantel, den ich bekomme, gleich für die Schule tragen und der Lotte meinen alten Wintermantel schenken?“

Eigentlich bedeutete das gar kein Opfer für Inge. Sie trug viel lieber den neuen Mantel gleich für die Schule.

Mutti machte ein nachdenkliches Gesicht. „Was meinst du denn dazu, Inge, wenn du auf den neuen Mantel verzichten würdest, und wir stattdessen der Lotte einen warmen Mantel kaufen würden?“

„Das — das — nein, Mutti, das geht nicht. Lotte soll den schönen, neuen Mantel kriegen und ich den alten behalten? Nein, Mutti, das . . .“ Inge konnte vor Erregung nicht weiter.

„Überlege es dir, mein Mädel. Du bekommst eher mal ein neues Kleidungsstück als Lotte, die solch einen Mantel jahrelang tragen muß.“

Was gab es da zu überlegen? Gar nichts. War es nicht genug, daß sie morgen von ihrem Spargeld ein Pfund Grief für Lotte mit in die Schule brachte, damit sie nicht vor den andern als Geiztragen galt? Sie wollte es ihr sogar heimlich in die Mappe schmuggeln. Gar keinen Dank wollte sie dafür haben. Aber den neuen Mantel, nein, den überließ sie der Lotte nicht. Mütter verlangten doch manchmal wirklich zu viel von ihren Kindern.

Die Lebensmittelpakete für die Winterhilfe waren von Fräulein Studientrat in der Quinta eingesammelt worden. Keine Schülerin hatte sich davon ausgeschlossen. Alle waren sie freudig dabei. Selbst Lotte Müller hatte zu ihrer Verwunderung, als sie die Bücher zur nächsten Stunde zurecht legen wollte, die Tüte mit Grief in ihrer Mappe entdeckt. Hatte Fräulein Studientrat, die ihr jetzt jeden Tag das Frühstück mitbrachte, etwa auch dafür gesorgt? Oder sollte gar Inge . . . Ein fragender Blick flog zu der Schulkameradin und begegnete Inges beobachtenden Augen. Ja, sicher war es Inge.

Fräulein Studienrat hätte ihr das Paket doch auch gleich mit dem Frühstück übergeben und es nicht heimlich in ihre Mappe getan. Nein, das mußte Inge gewesen sein. Ein warmer Strom freudiger Dankbarkeit durchfloß Lotte und färbte ihre blassen Wangen, gerade als Inge überlegte, warum bloß die Lotte Müller trotz des guten Essens, das sie jetzt täglich bekam, noch immer so elend aussah? Vielleicht sorgte sie sich um ihre kranke Mutter.

Als Lotte in der darauffolgenden Pause wieder allein unter den zu dreien und vierein eingehakten, kauenden und schwafenden Schülerinnen unter den entlaubten Schulhoflinden auf und ab ging, bekam das Gute in Inge die Oberhand über peinliche Bedenken. Sie gab sich einen Ruck, zog Ruth und Ellen zu der Einsamen hin, ärmelte sie unter und sagte lachend: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

Lotte errötete halb erfreut, halb verlegen. Aber das noch eben so muntere Gespräch der Freundinnen schien plötzlich eingefroren. Selbst Ruth, die eigentlich den besten Willen hatte, sich mit Lotte Müller zu unterhalten, fand nicht das richtige Wort. Mit einem Gefühl der Erleichterung begrüßten sie alle vier das Klingelzeichen zum Unterricht.

„Hast du einen Piepmaß, Inge?“ erkundigte sich Ellen erstaunt, als Inge Riemann nach Schulschluß erklärte, auf Lotte Müller warten zu wollen, da man ja doch denselben Weg habe.

„Es hat sich doch an unserem Schulweg nichts geändert und an der langweiligen Lotte Müller erst recht nichts.“

„Ihre Mutter ist krank und sie ist sehr traurig“, erklärte Inge ein wenig unbehaglich.

„Du bist ein gutes Mädel, Inge.“ Ruth drückte den Arm der Freundin, während Ellen brummte, daß man sich hier an der zugigen Ecke auch noch etwas holen könnte.

Lotte kam nicht. Sie mußte wohl schon fort sein. Aber auch

mittags erschien sie nicht bei Riemanns. Inge wollte spornstreichs nach Tisch zu der unweit gelegenen Müllerschen Wohnung, um nach dem Grund des Ausbleibens zu forschen. Doch Frau Riemann war ängstlich, daß Grippe oder sonst eine ansteckende Krankheit bei Müllers herrschen könnte. Sie versprach, selbst nachzuschauen.



„Lotte Müller ist ein Prachtmädel“, berichtete Frau Riemann heimkehrend. „Sie ist heute mittag nicht gekommen, weil der Arzt die Mutter ins Krankenhaus hat bringen lassen. Sie hat sich zu Hause nicht die notwendige Ruhe gegönnt. Nun macht das fleißige Mädel den ganzen Haushalt allein. Ich werde ihr unsere Marie nachher zur Hilfe hinschicken.“

„Ich würde der Lotte auch gern helfen, wenn ich es könnte“, sagte Inge und schämte sich etwas. Zog sie nicht schon ein Gesicht, wenn eins der Mädchen Ausgang hatte und sie nur beim Tischdecken helfen sollte? Und Lotte, die nicht älter war als sie, versah jetzt den Haushalt ganz allein.

„Mutti“, sagte Inge nach längerem Nachdenken, „ich habe mir das mit dem Wintermantel überlegt. Es ist doch wohl besser, ihr kauft der Lotte einen derben, warmen Mantel als mir einen eleganten.“ Inges Stimme zitterte ein wenig. Leicht wurde es ihr nicht, auf den neuen Mantel zu verzichten.

„Brav, Inge!“ Anerkennend strich die Mutter ihrem Kinde über das Haar.

Auch ihr Spargeld vernaschte Inge nicht mehr. Jeder Pfennig kam in die kleine silberne Mühle zu Weihnachtsgeschenken für Lotte Müller und ihre kleinen Geschwister.

Inges elfter Geburtstag aber wurde gefeiert. Anders als sonst. Die drei Freundinnen, Ellen, Ruth und Lotte mit ihren kleinen Geschwistern kamen zur Nachmittagschokolade. Auf eine große Kindergesellschaft wie sonst verzichtete Inge, denn sie hatte selbst eingesehen, daß jetzt keine Zeit war, kostspielige Feste zu feiern. Nie hatte ihr die Geburtstagschokolade so gut gemundet wie heute, wo sie sah, wie die kleinen Müllers mit strahlenden Augen es sich schmecken ließen. Das Theaterstück „Puppengeburtstag“ wurde aber trotzdem aufgeführt. Die Kostüme dazu hatten sich die Freundinnen aus ihrem eigenen Vorrat, ohne etwas dazu zu kaufen, recht nett zusammengestellt. Vater und Mutti, Lotte Müller und ihre kleinen Geschwister, Marie und Luise waren ein dankbares Publikum.

Am merkwürdigsten jedoch war Inges Geburtstagstisch in diesem Jahre. Elf Lichter brannten um das dicke, rote Lebenslicht wie immer — nur, daß es in jedem Jahre eins mehr wurde. Statt

der vielen schönen Gaben, welche die Eltern sonst ihrem Töchterchen aufzubauen pflegten, lagen nur ein paar nützliche Geschenke unter Blumen. Aber ein Mantel, ein schöner warmer Wintermantel war da. Und als Inge ihn der erstaunten Lotte überzog, empfand sie über Lottes dankbare Überraschung eine größere Freude, als wenn sie selbst den neuen Mantel bekommen hätte.

Das Schönste, das Allerschönste aber war, daß der Vater Inge versprach, Herrn Müller eine Tätigkeit in seinem Büro zu verschaffen, da er sich inzwischen von seinen Fähigkeiten überzeugt hatte.

Inge hatte an ihrem elften Geburtstag gelernt, für andere Opfer zu bringen.

Margots neue Armbanduhr.

Erzählung aus den Jahren des Weltkrieges.

Margots größter Wunsch war in Erfüllung gegangen. Auf dem Geburtstagstisch lag die ersehnte Armbanduhr. Trotz der schweren Zeiten hatte die Mutter den Wunsch ihres Töchterchens erfüllt. Natürlich mußte sie sofort angelegt werden, die neue Uhr. Was würden nur ihre Schulfreundinnen dazu sagen?

„Kind, willst du die Armbanduhr gleich in der Schule tragen? Du wirst dich dadurch vom Unterricht ablenken lassen“, wandte die Mutter ein. „Und auch die neue rosa Sportjacke hast du an. Die soll doch erst für den Sommer sein.“

„Ach, Muttchen, an meinem Geburtstag muß ich sie doch einweihen. Ich muß sie doch meinen Freundinnen zeigen. Himmel — es ist ja schon drei Viertel acht.“ Margot warf einen entsehten Blick auf die neue Uhr. Dann jagte sie die Treppe hinunter.

Lustiges Flockengewirbel umtanzte sie auf der Straße. Hohe Schneeböschungen türmten sich längs des Fahrdamms. Es mangelte an Gespannen und an Menschen zum Abfahren des Schnees; denn es war während der schlimmen Jahre des Weltkrieges. Männer und Tiere wurden im Felde gebraucht.

Von dem Kirchturm dröhnten acht Schläge. Margot verdoppelte ihre Eile. Trotzdem hatte der Unterricht bereits begonnen, als Margot herzklopfend die Klasse erreichte.

„Ei, Margot Burg, beinahe eine Viertelstunde hast du dich verspätet. Das darf nicht wieder vorkommen.“ Mißbilligend blickte die Lehrerin auf das unpünktliche Mädchen.

O weh, das war ein schlechter Beginn ihres neuen Lebensjahres. Eine Rüge gerade von Fräulein Gabriel, ihrer Lieblingslehrerin.

„Margot hat ja heute Geburtstag“, rief es da von einer Bank. Freundin Edith war es, die sich der Gescholtenen getreulich annahm.

„Ei, Margot, da wünsche ich dir, daß es das einzige Mal im neuen Lebensjahr sein möge, daß du deine Pflicht versäumst“, sagte die Lehrerin freundlich.

Schillers Laucher wurde durchgesprochen. Aber die Aufmerksamkeit der Quinta war geteilt. Die neue Armbanduhr, die Margot heimlich ihren Nachbarinnen zeigte, fesselte das Interesse mehr als der goldene Becher, den der König in den tosenden Strudel warf.

Der Lehrerin entging die Unaufmerksamkeit nicht. „Was ist denn das für ein ungehöriger Lärm da in der dritten Bank? Margot Burg, ich denke, du hast doch wohl allen Grund, dich zusammenzunehmen und durch rege Teilnahme am Unterricht dein Versäumnis wieder wettzumachen.“ Das war der zweite Ladel, den Margot an ihrem Geburtstag erhielt. Wie sie sich schämte. Hatte die Mutter nicht recht, daß derartige Sachen nicht für die Schule geeignet waren?

So viel Mühe sich Margot jetzt auch gab, all ihre Gedanken dem Laucher und seinem goldenen Becher zuzuwenden, die kleine silberne Armbanduhr an ihrem Handgelenk ließ das nicht zu. Die tickte so laut in Margots aufmerksamste Gedanken hinein, bis sie ihre Augen von dem Gesicht der Lehrerin löste und eifrig

das Vorrücken des kleinen Zeigers beobachtete. Da war es nur gut, daß es zum Schluß der Stunde läutete, sonst wäre es am Ende noch zu einer dritten Rüge gekommen.

„Heute nachmittag gibt es Geburtstagschokolade“, erzählte Margot in der Pause den sie umdrängenden Freundinnen. „Muttschen hat sie für meinen Geburtstag aufgespart. Und Kuchen hat sie auch gebacken. Richtigen Kuchen mit Butter, Mehl, Zucker und Eiern, keinen Kriegskuchen.“ Mit erwartungsvollen Augen lauschten die Mädels. Schokolade — Kuchen — das waren in den Kriegsjahren ungewohnte Genüsse geworden.

Die Glocke zur französischen Stunde scheuchte den schwärmenden Kreis auseinander. Vom Unterricht entwichte öfter mal ein Gedanke zur Geburtstagschokolade. Sicher hätte es auch in dieser Stunde manchen Ladel gegeben, wenn nicht plötzlich die untersekte Gestalt des Schuldieners Kugel im Lürzrahmen erschienen wäre.

„Ich soll man bloß melden und zu wissen tun, daß die Quinta heute von zehn bis zwölf Uhr zum Schneeschippen abkommandiert ist.“ Kugel kam mit seiner Meldung nicht weiter. Lautes „Hurra!“ übertönte seine Stimme. Schneeschippen war während des Krieges eine beliebte Beschäftigung der Schuljugend. Alles war im Felde; allenthalben mußte die Jugend in die Bresche springen. Daran dachte natürlich keiner, nur an den Ausfall des Unterrichtes.

„Kinder, macht nicht solchen Lärm.“ Die Lehrerin hielt sich die Ohren zu. „Wer nicht sofort ruhig ist, wird vom Schneeschippen ausgeschlossen.“

Der Schuldieners konnte nun endlich seine weiteren Mitteilungen, daß die Schülerinnen um zehn Uhr auf dem Schulhof anzutreten hätten, um die notwendigen Gerätschaften in Empfang zu nehmen, zu Ende führen. Dann rollte Kugel in die nächste Klasse. Große

Aufmerksamkeit war für den französischen Unterricht nicht mehr vorhanden.

„Ob wir wohl auf dem Schulhof schippen sollen?“ — „Bewahre, natürlich auf der Straße.“ — „Mein Bruder, der in der Tertia ist, hat gestern auch Schnee geschaukelt.“ — „Und die Volksschulen sind schon in der vorigen Woche dazu abkommandiert worden.“ Das Getuschel wollte kein Ende nehmen.

„Liebe Kinder, ich möchte euch darauf aufmerksam machen, daß es sich nicht um ein Vergnügen handelt, zu dem ihr von den städtischen Behörden herangezogen werdet“, sagte die Lehrerin eindringlich, als das Glockenzeichen wieder mit vielstimmigem Jubelgeschrei begrüßt wurde. „Es ist eine vaterländische Pflicht, der ihr nachkommen sollt. Ihr sollt helfen, den großstädtischen Verkehr aufrecht zu erhalten, da die Männer, die sonst derartigen Dienst getan haben, im Felde sind. Daran denkt und daß es euch ernst sein muß mit eurer Arbeit. Zieht euch nur recht warm an. Es weht ein scharfer Wind draußen. Und wer von euch vielleicht erkältet ist, mag zurückbleiben. Der kann in einer anderen Klasse zuhören.“

Zurückbleiben — na so etwas! Da war manche darunter, die den üblichen Winterschnupfen oder Husten hatte. Aber zurückbleiben mochte sie darum noch lange nicht. Unterricht haben, während die andern sich übermütig im Schnee tummelten. Dafür dankte man. Alles griff nach den an den Garderobenhaken hängenden Mänteln.

Nur eine kleine Hand zögerte. Sie gehörte dem Geburtstagskinde Margot Burg.

Was — Schneeschippen sollte sie? Und noch dazu an ihrem Geburtstage? Das konnte keine städtische Behörde von ihr verlangen. Das war untergeordnete Arbeit. Und Muttschen würde

auch ganz gewiß nicht damit einverstanden sein. Die hätte sicherlich Sorge, daß sich das Lächterchen durch das lange Stehen im Schnee erkälten könnte. Margot war ja jetzt ihre Einzige, seitdem der Vater in Rußland kämpfte und der Bruder bei Verdun im Schützengraben lag.

Halt — ein Gedanke kam Margot. Sie zog nur die rosa Sportjacke über. Da sah doch jeder gleich, daß sie derartige Arbeit bloß dem Vaterland zuliebe tat.

„Margot, du willst doch nicht etwa in der dünnen Jacke gehen?“ empfing Freundin Edith sie verwundert auf dem Hof.

„Doch — natürlich — es ist ja eine Sportjacke. Im Gebirge zum Schneesport tragen die Damen alle solche Jacken.“

„Na, ich finde die helle Jacke als Straßenkehreruniform etwas merkwürdig“, lachte Edith sie aus.

„Wir sind keine Straßenkehrer, sondern im vaterländischen Dienst.“ Nun behielt Margot die Jacke erst recht an, trotzdem sie sich nicht verhehlen konnte, daß es empfindlich kalt war.

Schuldiener Kugel händigte Edith eine Schaufel ein und Margot einen langen Holzstiel unten mit einem Brett, ganz so, wie ihn die Straßenkehrer zu gebrauchen pflegen. Ausgelassen schulterten die Mädchen ihre Schaufeln, Eisenhacken und Holzbesen. Im Schneegestöber ging es in eine der regsten Verkehrsstraßen des Berliner Westens. Schmunzelnd blickte manch ein Vorübergehender auf die hübsche Straßenkehrergilde.

Margot gewahrte es nicht. Die hielt den Blick krampfhaft auf den glitzernden Schneeboden geheftet. Wie sie sich schämte. Daß es auch gerade durch diese belebte Straße ging. Wenn sie nur keinen Bekannten traf. Mit solchen törichten Gedanken quälte sich das dumme Mädel, während die anderen übermütig lachten und schwätzten.



„Halt!“ hieß es auf dem großen Platz. Ein Teil der Schülerinnen wurde angewiesen, den vereisten Schnee auf den Bahngleisen der Elektrischen aufzuhacken. Ein anderer hatte ihn als weißen Ball gegen den Fußsteig zu schaufeln.

Der Nordost pfiff eisig über den Platz. Er zauste die Mädchen an den schneegepuderten Haaren. Er machte die fleißigen Hände erstarren und färbte die Nasenspitzen so rosenrot wie Margots Sportjacke. Auf die hatte er es besonders abgesehen. Hui — fuhr er durch die feinen Wollmaschen. Margot fühlte seine Kälte bis ins innerste Mark hinein. Hätte sie doch bloß ihren dunklen warmen Wintermantel an.

Aber noch andere, außer dem Nordostwind, hatten es auf die helle Sportjacke abgesehen. Das waren die Quartaner, die drüben auf der anderen Seite des Platzes Schneeschipperdienst taten. Die versüßten sich die Arbeit durch Schneeballgeschosse, die sie aufeinander, lieber aber noch auf die Mädchen da drüben schleuderten. Die rosa Jacke unter den dunklen Mänteln bildete alsbald eine Zielscheibe für die Knaben. Poßtaufend — von vorn, von hinten, von allen Seiten kamen die weißen Bomben geflogen. Die arme Margot befand sich plötzlich in einem wahren Kugelregen. Mutig ging sie zum Gegenangriff vor. Die Freundinnen unterstützten sie dabei. War das ein Juchhei. Den eigentlichen Zweck ihres vaterländischen Hilfsdienstes vergaß die ausgelassene Gesellschaft vollständig.

Doch da nahte das Verderben. In Gestalt eines hohen Zylinderhutes nahte es. Er gehörte einem älteren Herrn, der zu irgendeiner Feier wollte und sorgsam den Schirm über den schön gebürsteten Hut hielt. Da traf ihn eins der tausenden Geschosse oder vielmehr seinen Zylinderhut, was noch schlimmer war. Die Buben johlten vor Vergnügen. Die Mädels lachten und kicherten. Aber bald

sollte ihnen das Lachen vergehen. Empört donnerte der Herr sie an: „Schämt ihr euch denn gar nicht, ihr großen Mädchen, in so ernster Zeit solchen Unfug zu treiben? Ist das die Hilfe, die ihr eurem Vaterland leistet?“

O weh, vorüber war es mit Lachen und Juchhei. Beschämt griff jede wieder nach dem Schneegerät.

Margot Burg fröstelte trotz der muskelanstrengenden Arbeit. Hätte sie doch bloß die dünne Jacke nicht angezogen.

Aus einem der Häuser trat die behäbige Hausmeistersfrau. Sie trug eine braune Buzglauer Kanne in der Hand und ein paar Löffel. Damit wandte sie sich freundlich an die vor ihrer Tür schneeschippenden Kinder. Das waren Schülerinnen einer Volksschule.

„Kommt, Kinderchen, wer so fleißig arbeitet, muß auch belohnt werden. Jott, ganz klamm seid ihr ja, ihr armen Dinger. Na, der heiße Kaffee wird euch juttun.“ Damit goß sie die Löffel voll mit dampfendem Kaffee und bot sie gutherzig den kleinen Schneeschipperinnen dar.

Die ließen sich nicht lange bitten. Wie das mundete — wie das wärmte. Gierig schlürften die durchkälteten Kinder den heißen Labetrunk.

Die Lyzeumschülerinnen, die unweit davon ihr Arbeitsfeld hatten, schauten angelegentlich zu. Besonders Margot. Die hatte unter den fremden Mädchen ein bekanntes Gesicht und vor allem einen bekannten Mantel entdeckt. Das war ja die Trude aus dem Grüntramladen bei ihnen nebenan — die Trude mit Margots abgelegtem Mantel, den ihr Margots Mutter geschenkt hatte. Die Kleine war öfter mit ihrer Mutter zu Burgs gekommen, Kartoffeln und Gemüse abzuliefern. Manchmal hatte auch Margot mit Trude gespielt. Aber je größer sie wurde, um so dummer

wurde sie. Meistens tat sie, als ob sie Trude auf der Straße gar nicht sähe.

Trude hatte Margot jetzt ebenfalls entdeckt. Einer gutherzigen Regung folgend, nahm sie den Kaffeetopf, den sie gerade an den Mund führen wollte, und kam damit eilig durch den Schnee auf Margot zugestapft.

„Da, Margot, trinke mal, du wirst sicher auch tüchtig kalt sein“, sagte sie freundlich.

Aber unsanft stieß Margot ihre Hand zurück. „Ich mag nicht.“ O weh — der heiße Labetrunk ergoß sich über Trudes Hand. Die schrie auf und verzog das Gesicht weinerlich.

„Tut's arg weh, Trude?“ Erschreckt griff Margot nach der verbrannten Hand, die ihr Gutes hatte tun wollen.

Trude schüttelte den Kopf und ging schnell wieder zu ihren Kameradinnen. Margot blieb mit einem jämmerlich schlechten Gewissen zurück. Es war wirklich ein Unglückstag heute, trotzdem ihr Geburtstag war.

Die menschenfreundliche Hausmeisterfrau hatte inzwischen ihre Kanne frisch gefüllt. Diesmal machte sie die Runde bei den Lyzeumschülerinnen. Auch Margot hätte recht gern etwas Heißes zu sich genommen. Aber sie mochte Trude nicht noch mehr kränken.

Die gute Frau ließ sich nicht zurückweisen. „Nee, Kindchen, nee, das is dich jut, 'n bißken wat Warmes von inwendig. Du bibberst ja ordentlich vor Kälte. Warte, ich hole dich 'n warmes Tuch, und die nasse Jacke nehme ich mit an 'n Ofen zum Trocknen.“ Geschäftig lief sie ins Haus und kehrte alsbald mit einem großen grauen Umschlagetuch zurück. Alles Sträuben half der eiteln Margot nichts. Die Frau streifte ihr die nasse Jacke ab und wickelte sie in das Tuch.

Eine wohlthuende Wärme durchzog alsbald Margots fröstelnde Glieder. Tat das unscheinbare Tuch ihr nicht bessere Dienste als die elegante Jacke? Ob es mit den Menschen am Ende ebenso war?

Nach zwei Stunden wurden die jungen Schneeschipperinnen abgelöst. Margot gab mit Dank das mißachtete Tuch zurück und nahm dafür ihre getrocknete Jacke in Empfang.

„Also kommt nicht zu spät heute nachmittag zu mir. Punkt vier Uhr müßt ihr da sein, sonst wird die Geburtstagschokolade kalt“, rief Margot den Schulfreundinnen nach, als man sich trennte. Sie warf einen Blick auf ihr linkes Handgelenk, um die neue Armbanduhr mit der Normaluhr zu vergleichen. Da — setzte ihr Herz vor Schreck aus — die Armbanduhr war fort — sie mußte sie beim Schneeschaukeln verloren haben.

So schnell es der glatte Schnee gestattete, jagte Margot den Weg wieder zurück. Dort auf dem Platz hatte sich das Bild nur wenig verändert. Es wurde geschippt, es wurde gelacht gerade so wie vorher. Nur andere Kinder waren bei der Arbeit.

Die Aussicht, ihre Uhr in dem hohen Schnee wiederzufinden, war äußerst gering. Auch schneite es unentwegt fort. Jede Minute deckte eine neue Schneeschicht über die alte. Ja, wenn ihre Schulkameradinnen noch dagewesen wären. Aber da drüben war ja noch die Trude mit ihrer Klasse bei der Arbeit. Sollte sie die bitten, ihr suchen zu helfen?

Ach, sie schämte sich zu sehr, von Trude jetzt eine Gefälligkeit anzunehmen. Lieber wandte sie sich an die fremden Kinder, die sie beim Schneeschaukeln abgelöst hatten.

Die machten lange Gesichter. Was, die hohen Schneewälle, die mit vieler Mühe errichtet waren, sollten sie wieder abtragen! Die Uhr würde man ja doch nicht in den hohen Schneemassen finden.

Keiner wollte sich dazu finden, Margot bei ihren Nachforschungen zu helfen. Soviel sie auch den Schnee durchsuchte, die Armbanduhr blieb verschwunden.

Vom Kirchturm schlug es zwei Uhr. Die Mutter würde sich bereits um ihr Ausbleiben sorgen. Es half nichts, sie mußte nach Hause.

„Warum weinst du denn, Margot, kann ich dir nicht helfen?“ fragte da eine mitleidige Stimme.

Trude — wieviel besser war doch die Trude als sie. Trude machte ein bestürztes Gesicht, als sie von dem Verlust der Armbanduhr erfuhr. „Du Ärmste, hast du denn schon überall nachgesucht?“

Margot nickte. „Soweit es in dem tiefen Schnee möglich ist. Aber nun muß ich nach Hause.“

„So komm doch nach Lisch wieder“, schlug Trude vor. „Ich will dir gern beim Suchen helfen.“

Margot schwankte. „Ich habe meine Freundinnen heute nachmittag zu meinem Geburtstag eingeladen.“

„Dann gratuliere ich dir schön, Margot, und nach Lisch will ich für dich suchen gehen. Vielleicht habe ich mehr Glück als du.“

„Ach, liebe Trude, wenn du das tun wolltest.“ Dankbar griff Margot nach der Hand, die sie vorhin fortgestoßen. Eigentlich hatte sie gar keine Hoffnung mehr. An der belebten Ecke mochte sie einer aufgenommen und eingesteckt haben.

Auch die Mutter daheim hatte keinen Trost für das Töchterchen. „Ich habe es dir gleich gesagt, du sollst die Uhr nicht in der Schule tragen“, sagte sie vorwurfsvoll.

Pünktlich um vier Uhr traten die Geburtstagsgäste an. Sie waren entsetzt, als sie hörten, daß Margot ihre neue Armbanduhr verloren hatte. Aber die Geburtstagschokolade und der schöne Kuchen verscheuchten die trübe Wolke bald. Nur die Wirtin war



nicht so fröhlich als sonst. Sie blickte in dem behaglich warmen Raum umher, auf die heiße Schokolade vor sich in der Tasse — wie mochte die arme Trude jetzt für sie im Schnee frieren.

Es klingelte. Bei der lauten Lustigkeit hatte man dessen nicht acht. Das Mädchen meldete: „Draußen ist die Trude aus dem Grünramladen. Sie möchte dich durchaus sprechen, Margot. Ich habe ihr gesagt, daß du Besuch hast; aber sie ließ sich nicht abweisen.“

Margot sprang so ungestüm auf, daß der Stuhl umflog. Schon war sie draußen. Da stand die Trude, über und über beschneit, von ihren Haaren und Kleidern taufen kleine Bächlein.

„Da, Margot — das ist mein Geburtstagsgeschenk für dich“, sagte Trude. Damit streckte sie ihr die klamme Hand entgegen.

Die Armbanduhr — wahr und wahrhaftig — Margot traute ihren Augen nicht.

„Trude, du hast sie gefunden — wie soll ich dir danken?“ Sie ergriff die Hand, die sie am Vormittag fortgestoßen und zog Trude ins Zimmer hinein.

„Die Trude hat meine Armbanduhr gefunden — hurra!“ Da verstummte Margot. Es kam ihr plötzlich der Gegensatz zwischen den gepußten Freundinnen und der triefenden Trude zum Bewußtsein. Aber sie überwand die falsche Scham. „Trude muß bei uns bleiben, Trude muß mit uns Schokolade trinken und Geburtstag feiern“, sagte sie mit lauter Stimme.

In Trudes blassem Gesicht leuchtete es auf. Trotzdem schüttelte sie den Kopf. „So naß wie ich bin — ich verderbe euch das schöne Zimmer.“

„Du kannst ja von mir trockene Sachen anziehen. Nicht wahr, Muttschen, du erlaubst es?“

Freilich erlaubte es Frau Burg. Sie war glücklich, daß Margot ihren falschen Stolz überwunden hatte; denn eine Mutter kennt auch die geheimsten Regungen ihres Kindes.

So vergnügt war Margot lange nicht gewesen. Nichts macht glücklicher, als andern eine Freude zu machen.

Die zerbrochene Hochzeitstafel.

„Ich sitz' auf dem Kutscherbock — ja Mutti, darf ich auf den Bock klettern? Der Erwin will mich nicht hinauflassen, und er ist überhaupt schon viel zu groß dazu“, so bettelte ein reizendes kleines Mädchen von etwa elf Jahren. Es hatte den Fuß bereits auf die Räderspeiche gesetzt, um sich im nächsten Augenblick hinaufzuschwingen. Aber eine derbe Jungenhand zog die kühne Turnerin energisch zurück.

„Weiber gehören nicht auf den Kutscherbock, für die ist im Wagen Platz. Der Kutschersitz ist nur für Männer!“ Der noch nicht ganz vierzehnjährige große Bruder sagte dies sehr von oben herab, denn er hatte inzwischen selbst die heiß umstrittene Höhe des Kutscherbocks erklimmen.

„Mutti, ach Mutti — ich hab' mich doch so darauf gestreut!“ Die dunklen Augen des Mädchens füllten sich bei diesen Worten mit Tränen.

„Aber Kinder, müßt ihr denn schon wieder streiten! Wie kann ich da ruhig um euch sein und euch in der Vereinsamkeit dort oben allein mit Fräulein lassen, wenn ihr euch so schlecht vertragt!“ Die schlanke blasser Dame fuhr sich erregt über die Stirn.

„Im Gegenteil, Emmi, ich sehe nur, wie recht ich damit hatte, daß ich darauf drang, die Kinder irgendwo anders unter-

zubringen. Du brauchst vor allem Ruhe, um dich nach deiner Krankheit wieder vollständig zu erholen. Und die hast du nicht, wenn das Kleinzeug hier rumort!“ Liebevoll besorgt legte der Vater eine warme Decke um die zarte Gestalt seiner Frau.

Die Tränen, die das Mädchen bis jetzt krampfhaft zurückgehalten hatte, begannen nun die Wangen entlangzurollen. Erst langsam und gemächlich, dann schneller, immer schneller. Und um die Verlegenheit darüber zu verbergen, und weil der Erwin ein gar so triumphierendes Gesicht da oben auf seinem Kutscherbock machte, beschäftigte sich Senta damit, ihn heimlich in die mit graugrünen Waderln bestrumpften Beine zu fassen. Oh, nur ein ganz klein wenig, aber doch genügend, daß besagte Beine nach ihr zu stoßen begannen. Die Gäste des vornehmen Hotels, die von der Frühstücksterrasse aus die Abfahrt der Familie Holm beobachteten, machten belustigte Gesichter über das heimliche Gesecht. Eigentlich tat es ihnen allen leid, daß die reizenden Kinder des Bergdirektors Holm die Pension schon nach wenigen Tagen verließen. Besonders Senta, die kleinste, die selten eine Antwort schuldig blieb, war trotz der kurzen Zeit schon mit jedem, vor allem mit den Kellnerinnen und dem Hausmeister, gut Freund.

Der das Gepäck verstauende Kutscher machte dem allmählich erbitterte Formen annehmenden Kampf der beiden Kinder ein Ende.

„No, weinen's nur net, floans Fräulein, für so a Dingerl ist scho no Platz genua. I sitz' bei moane Pferd auf, und dann können's die drei junge Herrschaft den ganzen Bock für Ihna hoab'n.“ Er klappte, gutmütig lachend, einen bisher verborgenen Sitz neben der Deichsel herunter.

Im Umsehen waren Tränen und Feindseligkeiten versiegt. „Hurra — wir können alle drei hier oben sitzen — komm, Rätchen, für dich ist auch noch Platz“, jubelte die noch eben weinende Senta

und versuchte, die um ein Jahr ältere Käte, die bereits im Wagen Platz genommen hatte, herauszuholen.

„Ach nein, laß, Senta, ich möchte so gerne noch bei Mutti bleiben“, bat Käte. Die bevorstehende Trennung wurde ihr von den dreien am schwersten. Auch Frau Holm hätte gern ihr sanftes Rädchen, das sie niemals aufregte und dessen stille, weibliche Art ihr im Gegenteil besonders wohlthat, bei sich behalten. Aber sie fürchtete mit Recht, daß Fräulein allein mit Erwin und Senta, den beiden temperamentvollen, nicht fertig werden würde. Rätchens guter Einfluß auf die Geschwister war notwendig. Darum hatte Frau Direktor Holm, wenn auch schweren Herzens, in eine Trennung von all ihren dreien gewilligt.

So, nun konnte die Abfahrt erfolgen. Das letzte Gepäckstück, Fräuleins Malstasche, war untergebracht. Der Kutscher saß auf, schmalzte mit der Zunge und der Peitsche — „Hü — ho!“ Die kräftigen Braunen zogen an.

„Auf Wiedersehen — auf Wiedersehen!“ Die Kinder schrien und ließen ihre Taschentücher im Bergwind flattern. Die Hotelgäste nickten ihnen einen Abschiedsgruß zu. Resi, das Zimmermädchen, winkte mit dem Staubwedel aus einem Fenster hinterher, und der Joseph kam eiligst, in der einen Hand einen Stiefel, in der andern die Bürste schwingend, ans Tor gerannt.

Nun war das in der Sonne liegende leuchtend weiße Hotel mit seinen Veranden und Balkonen den Blicken entschwunden, soviel auch Senta den Kopf zurückdrehete. Jetzt hieß es vorwärts schauen.

Und das tat sie frohgemut. Die Welt lag ja so wunderwunderschön an diesem sonnengoldenen Augustmorgen vor ihr. Hei — war das eine Lust, durch die Dorfstraßen an all den kleinen Häuslein mit ihrem bunten Nelkensmuck vorüberzufahren.

„So, nun könnt ihr Oberstdorf noch ein letztes Lebemuhl zuwinken, ehe der Wagen ins Trettachtal einbiegt, vier Wochen lang seht ihr's nicht wieder“, rief der Vater den Kindern zu.

Erwin schwang sein grünes Hütchen lustig zum Kirchturm zurück. Senta stimmte mit heller Stimme „Nun ade, du mein lieb' Heimatland“ an, trotzdem dies nicht ganz paßte. Denn ihr Heimatland war nicht Bayern, sondern Westfalen. Käte aber griff nach der feinädri gen Hand der Mutter.

„Vier Wochen sollen wir da oben in Spielmannsau bleiben, Muttchen? Und gar nicht nach Oberstdorf herunterkommen? So lange werden wir uns nicht sehen? Das — das halte ich nicht aus.“ Sie schluckte ein paarmal, ehe sie weitersprechen konnte. „Ich dachte, wir dürften euch alle paar Tage besuchen, und ihr kommt zu uns. Dann weiß ich ja gar nicht, wie es dir geht und ob du dich auch erholst, Muttchen.“ Nun gehorchte ihr die Stimme nicht weiter.

„Muttchen wird sich schon erholen, wenn sie euch Quälgeister für eine Weile los ist. Wir rufen täglich durchs Telephon an. Und wenn wir Gutes von euch hören, besuchen wir euch einmal zur Belohnung“, versprach der Vater.

Der Mutter Hand strich sanft über das braune, glattgeschneitete Haar ihres Rätchens. Das wirkte noch beruhigender als des Vaters Versprechen. Trotzdem sah Käte die schöne Bergwelt ringsum wie durch einen Tränenschleier.

Über saftig grüne Matten hinein in den rauschenden Hochwald.

„Do schauen's die Trettachspiz!“ Der Kutscher wies mit dem Peitschenstiel auf den den Talgrund krönenden kühngeschwungenen Bergriesen.

„Da möchte ich hinauf!“ Erwin maß mit unternehmungslustigen Augen die gewaltige Höhe.

„Dös werden's schön bleiben lassen, junger Herr, die Trettachspitz ist tückisch, do hoat sich scho so manch oaner verfliege“, schmunzelte der Kutscher.

„Unterstehe dich, Junge, irgendwelche Bergtouren ohne Fräulein zu unternehmen. Schöne Spaziergänge gibt es dort genug, die ihr gemeinsam machen könnt. Lassen Sie die Kinder nicht von Ihrer Seite, liebes Fräulein“, sagte der Vater mahnend.

„Ich werd' schon achtgeben. Erwin wird sicher brav sein und Senta gleichfalls.“ Daß Käte brav war, nahm jeder als selbstverständlich an. Erwin schnitt eine nicht sehr respektvolle Grimasse und stieß Senta vielsagend in die Seite. Sie mochten das ältliche Fräulein mit dem Nasentneiser, das erst kurze Zeit in ihrem Haus war, nicht besonders. Mit ihrer gleichmäßigen Ruhe und Freundlichkeit war sie für die ausgelassenen Kinder nicht energisch genug.

Auch Frau Bergdirektor Holm hatte ihr Auge über die gewaltige Gipfelfette der Allgäuer Alpen, denen sie entgegenfuhr, gleiten lassen. Aber nicht unternehmungslustig wie ihr Sprößling, sondern sorgenvoll. Was konnte den Kindern nicht alles in den tiefen Bergschluchten, der gefährlichen Felswildnis dort oben geschehen! Nein, wirklich, tausendmal ruhiger wäre sie gewesen, wenn sie ihre drei drunten in dem harmlosen Oberstdorf behalten hätte. Aber ihr sanftes, nachgiebiges Wesen, das Käte von ihr geerbt, ließ sie der bestimmten Art ihres Mannes gegenüber, der ja stets ihr Bestes wollte, nicht ihre Ansicht durchsetzen.

Das Tal verengte sich. Der tiefblaue Christlessee, von hängenden Silberweiden umbuscht, träumte wie ein verwunschener Märchenweiher inmitten des Bergwaldes. In dem netten Gasthaus an seinem Ufer wurde eine kurze Erholungsrast gemacht.

Dann ging's weiter. Enger und enger schoben sich die Berge

ihnen zu seiten zusammen. Schmäler wurde die Straße an dem kristallklaren rauschenden Trettachbach entlang.

„Das Haus — ich sehe unser Haus schon — hurra, jetzt sind wir da!“ trompetete Senta von ihrem erhöhten Sitz herab, indes die Erwachsenen die erhabene Großartigkeit des gewaltigen Bergfessels stumm auf sich wirken ließen.

„Da sind wir — juchhu!“ Erwin sprang vom Bock. Senta folgte mit einem kühnen Satz.

„Aber Senta, wie wild und unmädchenhaft!“ gab Fräulein leise zu bedenken, ohne jedoch bei ihrem Jüngling irgendwelches Gehör zu finden. Der war schon oben auf der Veranda und begrüßte lebhaft die ihr bereits von einem Ausflug hierher bekannte Kellnerin Resi.

„Da sind wir, Resi, mit Sack und Pack. Und nun bleiben wir vier Wochen da — das soll lustig werden! Wo haben Sie denn Ihre süße kleine Jenz?“ so quirlte das aus dem Kindermund, ebenso ursprünglich und unaufhaltsam wie die Wasser der vorüber-rauschenden Trettach.

„Ei, schön willkommen, junge Herrschaft. Nun bekomme ich Hilfe, gelt?“ scherzte die Resi. Sie war mit ihrer Kleinen, da ihr Mann aus dem Kriege nicht zurückgekehrt war, ins Gasthaus als Kellnerin übergesiedelt. So verdiente sie sich den notwendigen Lebensunterhalt für sich und ihr Kind.

Inzwischen hatte Frau Bergdirektor Holm den Ort, der ihren dreien für Wochen Erholungsaufenthalt werden sollte, einer näheren Besichtigung unterzogen. Das Haus war schlicht und sauber. Dies sagte Frau Holm, die ihre Kinder gern möglichst einfach erziehen wollte, durchaus zu. Die Trettach floß etwas beängstigend nahe. Darauf mußte sie Fräulein noch besonders aufmerksam machen.

Erwin half die Pferde ausspannen und das Gepäck verladen. Räte hatte die kleine, noch nicht ein Jahr alte Jenz auf der sonnigen Wiese am Haus entdeckt und kniete auch schon bei der nur mit einem Hemdchen bekleideten Kleinen. Inzwischen war die Wirtin aus der Tür getreten. Sonnengebräunt und breit-
hüftig, kein Knitterchen in der schlohweißen Schürze, bewill-
kommnete sie mit treuherzigem Händedruck ihre Gäste.

„Grüß euch Gott — willkommen da heroben. Ei, mir können's die kleine Gesellschaft schon ruhig anvertrauen, gnä' Frau. Wir wollen sie hier schon herausfüttern. Und eine arg gute Milch gibt's da bei uns, da können's trinken, soviel sie wollen.“

„Ja, das ist mir besonders lieb, daß die Kinder hier Milch bekommen können“, erwiderte Frau Holm, aufs angenehmste berührt von der biedereren Art der Wirtin.

Senta, die zu ihnen getreten war, rümpfte das Näschen. Milch — ei, die schenkte sie der Wirtin gern, wenn sie auch gut war. Milch mochte sie ganz und gar nicht.

Der Vater hatte inzwischen auf eigene Faust einen Spaziergang nach dem Sperrbachtofel unternommen.

Das Mittagessen vereinigte die Familie wieder. Das Gasthaus beherbergte nur wenige Pensionäre, aber um so mehr Touristen. Der vielbegangene Weg zur Kemptner Hütte und für Hochtouristen weiter zum Hohen Licht führte hier vorbei. Da war ein ständiges Kommen und Gehen. Die Kesi hatte nicht Hände genug, alle Wünsche zu befriedigen. Langerweile würden die Kinder hier nicht haben. Da konnten die Eltern beruhigt sein.

Das Essen war wohlschmeckend, aber einfach. Gut gekochte Hausmannskost. Herr und Frau Holm waren recht befriedigt von ihrer Wahl. Ja, am liebsten wäre Frau Holm selbst hier



Ury: Für meine Nesthäkchenkinder 4.

Die zerbrochene Hochzeitstafel.

in dieser großartigen Vereinsamkeit geblieben. Aber sie sollte ja gerade ein paar Wochen von den Kindern getrennt sein.

Die Trennung kam schneller, als man gedacht. Gleich nach dem Kaffee spannte der Kutscher seine Pferde wieder ein.

Erwin zeigte sich beim Abschied männlich gefaßt. Auf alle Mahnungen der Mutter, um's Himmels willen bloß vorsichtig zu sein, hatte er nur ein ausgelassenes „Unkraut vergeht nicht!“ als Antwort. Senta war stürmisch und zärtlich, machte aber dabei gleich Pläne, wie man sich in der nächsten Woche in Christlessee treffen könnte. Kätschen zerfloß in Tränen. Die wollte sich gar nicht von der Mutter Hals lösen.

„Wir sprechen uns durch das Telephon, Herzchen, ich rufe jeden Tag an, wie es euch ergeht“, tröstete die Mutter.

„Hü — ho!“ Der Kutscher sowohl wie seine Pferde fanden, daß jetzt reichlich genug Zärtlichkeiten verschwendet worden waren. Die Braunen setzten sich in Trab, und der Wagen mit den zurückwinkenden Eltern entwand Kätschens Blicken.

„Jetzt bist halt mein Dirndl, und nun wird net mehr geknnt. Bei uns da droben wird gelacht“, munterte die freundliche Wirtin das weinende Kätschen auf. Das versuchte auch rasch die Tränen zu trocknen. Nein, was mochten die vielen Leute, die da auf der Veranda versperten, nur von ihr denken!

Aber die salzige Flut wollte nicht so schnell versiegen. Erst als die Kesi, trotz ihrer vielen Arbeit, nach ihrer pausbackigen kleinen Benz griff und sie der Käte auf den Arm gab: „Da, Benzerl, nu sei mal g'spassig und mach das kleine Fräulein halt recht lustig“, da flog es wieder wie Sonnenschein über Kätes feines Gesichtchen. Freilich zuerst war's noch Sonnenregen. Aber als das Benzerl ihr jetzt mit den dicken Patschhändchen die kullernden Tränen von der Nase nehmen wollte, da mußte sie

doch kindlich hell auflachen. Von diesem Augenblick an waren Kätchen und Jenzel die besten Freunde.

Gräulein war aus Auspacken der Koffer gegangen. „Wollt ihr mir helfen, Kinder?“ hatte sie gefragt. Aber Käte mochte sich nicht von ihrer lebendigen Puppe, der Jenz, trennen. Senta fand es viel unterhaltsamer, der Resi zur Hand zu gehen, und Erwin steckte bereits in den Ställen. So blieb Gräulein die Arbeit allein, und eigentlich war sie ganz einverstanden damit. Es ging sicherlich so schneller.

Um so begeisterter war die Resi von der Senta. „Dös ist eine fixe Dirn, die könnt' im Löwen drunten in Oberstdorf Kellnerin spielen. Wie die sich dreht, und wie schnell sie mit den leeren Gläsern ins Haus zurückspringt! Und schwätzen kann's mit den Fremden, die bleibt koanem net eine Antwort schuldig. Ja, dös is eine!“ So rühmte die Resi am späten Feierabend, während die Hausleute noch auf der Bank den milden Abend genossen und der Geißbub der Zither lustige Weisen entlockte.

Doben schliefen die neuen kleinen Gäste derweil schon, oder vielmehr Gräulein nahm an, daß sie schliefen. Dem war aber nicht so. Während Gräulein ihren Brief im Nebenzimmer heim schrieb, überkam Kätchen wieder der ganze Jammer ihrer Verlassenheit und die Sehnsucht nach der noch nicht ganz zwei Stunden entfernten Mutter. Die jüngere Schwester, der das unterdrückte Schluchzen nicht entgangen, war wie der Wind aus dem Bett und kauerte nun auf dem Kätchens.

„Heul' doch nicht, Kätschen“, — das war der Rosenname — „es ist ja so herrlich hier. Morgen ziehen wir unsre Dirndtleider an, und dann helfen wir der Resi den ganzen Tag beim Bedienen. Au, fein! Jeder denkt, ich bin die richtige Kellnerin. Und Trinkgeld wollte mir heute schon einer geben. Da hab' ich mich aber

arg geschämt und schnell die Resi zum Kassieren geschickt. Aber wenn mir morgen wieder jemand was schenken will, dann nehm' ich's. Und weißt du, Kätschen, was ich damit tue?“

Nein, die Käte wußte es nicht. Sie schüttelte den Kopf,



aber die Tränen waren bei dem lebhaften Geflüster der jüngeren Schwester versiegt. „Du, Senta, das wird dem Vater aber nicht recht sein, wenn du von Fremden Trinkgelder annimmst“, gab sie verständlich zu bedenken.

„Ich will sie doch nicht etwa für mich! Eine Kasse wollen wir einrichten für die Resi oder vielmehr für ihr Jenzel. Die

Jenz braucht ein Sonntagsröckchen, feuerrot soll's sein. Aber die Resi hat kein Geld, ihr eins anzuschaffen. Da hab' ich gedacht, die vielen Trinkgelder, die wir verdienen, wenn wir der Resi jeden Tag helfen, die legen wir alle in die Kasse, und dann kaufen wir dem Jengerl das rote Sonntagsröckchen davon. Da soll die Resi aber mal Augen machen. Und süß wird das flachblonde Jengerl in dem roten Kleid anschauen, meinst du nicht auch, Käzchen?"

Ja, die Käte war auch Feuer und Flamme für den Plan. „Aber wir sagen der Resi nichts vorher davon, das soll eine Überraschung für sie werden, ja?" Klang es getröstet und schlafmüde.

Und auch Senta schlummerte alsbald in dem gegenüberstehenden Bett und träumte von vielen Kaffeetassen, die sie alle herbeischleppen mußte, von Biergläser, die es zu füllen galt, und von Trinkgelder über Trinkgelder, die man der kleinen Kellnerin spendete. Jengerls Kasse füllte sich, aber — leider vorläufig erst im Traum.

Der Erwin nebenan war auch auf Fräuleins Beheiß nicht sogleich zu Bette gegangen. Der hatte noch lange an der Balkonbrüstung gelehnt und den Schnadahüpfeln des Geißbuben drunten gelauscht. Mit dem mußte er unbedingt Freundschaft schließen.

Goldene Tage kamen. Tage voll Sonnenglanz und ungebundener Freiheit, wie die drei Stadtkinder sie noch nie auf einer Ferienreise genossen hatten. Früher war man entweder im Bade gewesen, wo man sich zum Kurkonzert anpußen mußte, oder wo es galt, mittags bei der Gasttafel sich höchst gesittet und langweilig zu benehmen.

Das alles fiel hier fort. Die weißen Stickerkleider hingen vergessen im Schrank. Fräulein bekam die Mädchen nicht aus ihren schwarzgeblühten Dirndtleidern heraus.

„Für wen sollen wir uns denn hier fein machen? Etwa für die Kühe? Denen sind wir auch so schön genug. Und den fremden Gästen erst recht. Gestern gerade hörte ich, wie die Dame mit dem Kneifer uns in Augenschein nahm und dann meinte: ‚Die jungen Mädchen sehen wirklich ganz allerliebste aus in ihrer kleidsamen Bauerntracht.‘“ Die lose Senta ahmte den etwas gezierten Ton der fremden Dame so täuschend nach, daß Käte hell auflachen mußte. Fräulein aber drohte der Übermütigen.

Ja, tatsächlich, die Gäste des Wirtshauses waren alle ganz begeistert von den reizenden kleinen Kellnerinnen. Denn auch Käte hatte ihre Schüchternheit so weit überwunden, daß sie bei der kurzweiligen Arbeit sich gern beteiligte. Freilich beschränkte sie sich meist nur darauf, die leeren Gläser und das abgeessene Geschirr fortzuschaffen. Bestellungen entgegenzunehmen, wie die Senta das ganz fest tat, dazu kam es nur selten, weil sie sich immer scheu im Hintergrund hielt, wenn neue Gäste kamen. Auch die bestellten Speisen und Getränke herbeizutragen, traute sich Käte nicht recht, aus Angst, irgend etwas dabei zu vergießen oder gar zu zerbrechen. Und den Leuten freimütig und dreist Rede zu stehen wie die jüngere Schwester, das verstand sie nun schon gar nicht. Wenn einer mit ihr seinen Scherz trieb, wie das bei dem übermütigen Touristenvolk oft vorkam, dann nahm sie schnell Reißaus zum Jengerl. Dem wurde sie in den vier Wochen ein richtiges Mütterchen. Die Kleine hing mit zärtlicher Liebe an ihr, und die Resi brauchte sich gar nicht nach dem Kinde umzuschauen, mußte sie das Kätechen bei ihm.

Fräulein war zuerst gar nicht recht einverstanden mit der neuen Tätigkeit ihrer jungen Pflegebefohlenen. Sie fand sie nicht recht schicklich für Kinder aus gutem Hause. Auch wollte sie, der großen Verantwortung wegen, die Kinder am liebsten

nicht von ihrer Seite lassen. Aber am ersten Tage, als sie, mit Staffelei, Pinsel und Palette bewaffnet, sich ein besonders malerisches Plätzchen für ihre Kunst erkoren hatte, streiften die drei bereits. Himmel, war das langweilig! Fräulein konnte stundenlang auf ihrem Klappstuhl sitzen, die Berge anstarren, um sie mit ihren Kunstprodukten zu vergleichen. Der Irrwisch, die Senta, dagegen mochte nicht einen Augenblick stillsitzen. Bald ging sie zu nahe an den Abhang, bald kullerte sie mit Erwin um die Wette die abfallenden Almen herab. Ja, sogar der Schuhe und Strümpfe hatten sich die beiden, während Fräulein gerade ganz besonders vertieft in die Schattierung eines Berggrates gewesen, entledigt und sprangen nun, jauchzend und sich gegenseitig bespritzend, mitten im tosenden Bach von Felsstein zu Felsstein. Fräulein standen die Haare vor Entsetzen zu Berge, als das Jauchzen und Rätchens ängstliche Warnung sie aus ihrer Versunkenheit rissen.

„Kinder, wollt ihr wohl gleich ans Ufer kommen — aber sofort, ihr könnt euch ja den Tod in dem eiskalten Bergwasser holen.“

„Das Wasser ist herrlich warm, die Sonne scheint ja gerade darauf!“ Senta sprang nur um so ausgelassener.

„Fräulein, probieren Sie es doch auch einmal, Sie glauben gar nicht, wie angenehm das Waten ist. Und gesund ist es auch, sagt der Kuhhirt, das erhitzte Blut wird dadurch abgekühlt“, ließ sich Erwin von einem wildumstrudelnden Felsstück her vernehmen.

Aber Fräulein zeigte weder Lust, der Aufforderung Folge zu leisten, noch Verständnis für die medizinische Wissenschaft des Kuhhirten.

„Sofort kommt ihr aus dem Bach, schnell — schnell!“ So ärgerlich und energisch war Fräulein noch nie gewesen.

Die Kinder folgten denn auch ein wenig betreten der Weisung. Rätens dunkle Augen blickten ganz verstört drein, und sie bat so hergibeweglich, die wilden Geschwister möchten doch bloß Fräulein gehorchen und wieder auf festen Boden kommen, daß selbst Erwin sich ihrem guten Einfluß nicht entziehen konnte.

Mittags bestürmte Senta durchs Telephon die Eltern — denn Muttychen hielt ihr Wort und klingelte täglich in Spielmannsau an, um zu fragen, wie es ihren ausgefetzten Rücken gehe —, ob sie und Rätchen nicht der Resi ein paar Stunden jeden Tag beim Bedienen helfen dürften. Die Eltern hatten nichts dagegen. Die Kinder waren dabei in der frischen Luft, da nur im Garten und auf der Veranda Gäste aufgenommen wurden, und wenn es ihnen Spaß machte — immerhin. „Ländlich — schändlich“, hatte der Vater aus Scherz gesagt.

Auch Erwin erhielt die Erlaubnis, mit seinem neuesten Freunde, dem Geißloisel, die Ziegen auf die Alm zu treiben. Allerdings erst, nachdem festgestellt worden war, daß besagte Alm eine harmlose, etwas höher gelegene Matte war, wo dem Sproßling beim besten Willen nichts zustossen konnte.

Heute war großer Betrieb in Spielmannsau. Nach einem Regentag strahlte wolkenlos blauer Himmel und lockte all die Wanderfreudigen hinauf in die Berge. Die hatten ein schloßweißes Neuschneekleid angelegt, unsagbar schön lagen sie von tiefgrünen Waldungen umschmiegt im Sonnenglanz. Wanderer kamen und gingen. Es gab alle Hände voll zu tun. Die Resi wußte nicht, an welchen Tisch sie zuerst eilen sollte. Ohne ihre kleinen Gehilfinnen wäre sie wohl schwerlich damit zustande gekommen. Die verdoppelten ihre Kräfte heute. Besonders die Senta. Leichtfüßig wie ein Elfenkind sprang sie von der Veranda zur Küche und dann wieder in den Garten. Überall zugreifend,

alle Wünsche entgegennehmend, stets ein freundliches „Grüß Gott“ und „Guten Weg“ auf den Lippen. Denn so hatte sie es der Resi abgelauscht. Die Gäste hatten ihre Freude an den reizenden Kindern. Man wunderte sich, wie der derbe bayerische Bauernschlag zu so zierlichen Gliedmaßen, zu derart feingeschnittenen Gesichtern käme.

„Seid ihr die Haustöchter?“ Diese Frage mußten sie täglich soundso oft beantworten.

„Nein.“ Senta lachte übermütig und griff geschickt sechs leere Biergläser auf einmal, um sie frisch zu füllen. Fort war sie.

Aber die Neugier der Gäste, die nichts weiter zu tun hatten, war dadurch noch nicht befriedigt.

„Dann seid ihr wohl nur zu Besuch hier?“ Ein dicker, gemüthlicher Herr, der schon jetzt, bevor es ans Steigen ging, wie ein Backofen glühte, packte das vorübereilende Rädchen an einem ihrer langen Prachtzöpfe.

„Ja“, nickte diese, vor Verlegenheit nicht weniger erglühend.

„I wo, wir sind hier als Kellnerinnen angestellt“, fiel die gerade mit ihren frisch gefüllten Gläsern zurückkehrende Senta ausgelassen ein. „Im Winter da bedienen wir im Münchner Hofbräu. Zum Wohl, die Herren!“ So pflegte die Resi auch stets zu sagen.

Die lachten dröhnend. Sie hatten nicht übel Lust, sich mit dem allerliebsten Ding, das den Mund so auf dem rechten Fleck hatte, weiter zu unterhalten. Aber die Senta hatte mehr zu tun als zu schwätzen. Die mußte erst ganz geschwind der Schwester einen freundschaftlichen Rippenstoß versetzen: „Warum sagst du es denn, daß wir nur zu Besuch da sind? Dann bekommen wir doch keine Trinkgelder für des Jenzers Kasse!“ Die nahm jetzt von frisch Ankommenden, einer ganzen Schar junger Burschen

und Mädchen mit buntbebanderten Zupfgeigen, die durcheinanderschwirrenden Bestellungen auf. „Drei Limonaden, zwei Bier, ein Kaffee, fünf Käs, sonst noch was gefällig?“ Sie stand schon wieder auf dem Sprunge.

„Ach, können wir nicht ein Glas Milch haben?“ Ein junges Mädchen, das soeben mit einem „Puh, ist das heiß!“ den schweren Rucksack abschnallte, fragte es bittend.

„Milch ist nicht mehr da, die wird nur bis zehn Uhr morgens verschenkt“, war die geschäftsmäßige eilige Antwort.

„O weh, da kann ich doch unmöglich morgen wiederkommen, wenn ich zur Remptner Hütte hinauf will“, scherzte die andere. „Und ich bin so verlehzt nach einem Glas Milch, es steigt sich dann noch einmal so tapfer.“

Senta schwankte. Sie hätte dem netten Mädchen gern den Gefallen erwiesen, ihm ein Glas Milch zu bringen, und sich selbst dazu. Denn das hatte sie schon manchmal getan, daß sie jemand, dem ganz besonders viel an einem Glas Milch lag, ihre eigene verschenkt hatte. Dann brauchte sie die Milch wenigstens nicht zu trinken. Aber sie hatte vorhin gehört, daß die Resi einem unweit sitzenden älteren Herrn sein Verlangen nach Milch mit der gleichen Begründung abgeschlagen hatte, es sei keine mehr da, nur bis zehn Uhr werde Milch abgegeben. Der Herr war sehr ärgerlich darüber gewesen. „Da kommt man nun ins Allgäu, wo's von Kühen wimmelt — jeden Morgen wecken sie mich aus dem Schlaf mit ihrem Geläut — und dann bekommt man nicht einmal ein Glas Milch zu trinken“, hatte er ingrimmig gesagt. Senta war heilfroh gewesen, daß sie den Brummbär nicht zu bedienen hatte, sondern die Resi. Und Käte — ei, die hatte sich sogleich an das andere Ende der Veranda zurückgezogen.

Ob der Herr es wohl merkte, wenn sie dem netten Mädchen,

dessen Augen so treuherzig baten, Milch brachte? Ach wo, er hatte den Kopf ja tief in die Zeitung vergraben. Der sah weder die Berge noch was um ihn herum vorging. Und überhaupt, was konnte er denn dagegen haben, wenn sie ihre eigene Milch verschenkte? Sie konnte doch mit ihrer Milch machen, was sie wollte. Freilich, Fräulein durfte davon nichts erfahren.

Aber ein ganz reines Gewissen hatte die Senta nicht, als sie jetzt dem mit strahlendem Gesicht dankenden jungen Mädchen das Glas Milch hinsetzte.

Die Gefährten der Betreffenden wurden aufmerksam.

„Ei Milch — hier wird Milch verschenkt? Wenn wir das gewußt hätten, würden wir auch lieber Milch bestellt haben als das süße Limonadenzeug. Mir kannst du noch ein Glas Milch bringen — mir auch eins — na, dann trinke ich zur Gesellschaft auch noch eins mit“, so erklang es hier und da an dem langen Holztisch.

Zum erstenmal in ihrem Leben wurde die Senta verlegen. „Es gibt ja keine mehr, das ist das letzte Glas, ich hab’ meine eigene Milch hergegeben, weil das junge Fräulein gar so verschmachtet war“, verteidigte sie sich halblaut. Und dabei schielte sie ängstlich zu dem bärbeißigen Herrn am Nachbartisch hin. Wenn er doch bloß nichts merkte!

Aber der war längst aufmerksam geworden. Durch seine Brille, deren Gläser im Sonnenlicht funkelten, verfolgte er gelegentlich die Vorgänge am Nebentisch. Und als jetzt einer der jungen Burschen übermütig rief: „Wenn du mir auch ein Glas Milch bringst, kleines Fräulein, bringe auch ich dir was — das schönste Ständchen auf meiner Zupfgeige“ — ja, da schlug der Bärbeißige sogar mit der Faust auf die Tischplatte.

„Kellnerin, was ist denn das hier für eine Wirtschaft! Ent-

weder es wird hier Milch verschenkt oder nicht. Aber den einen Gast bevorzugen vor dem andern, das sind ja unerhörte Zustände. Das muß man im Allgäuer Boten bekanntmachen. Ich lass’ das auf keinen Fall stecken!“ Seine Stirnader schwoh vor Empörung derart an, daß die entsetzt herbeieilende Kesi fürchtete, er könnte einen Schlaganfall bekommen.

„Ja, was ist denn dem Herrn Unrechtes g’schehn? Bei uns da ist doch ein Gast grad so gut wie der andere. Was gib’t denn gar so Schlimmes?“ forschte sie erschreckt.

„Haben Sie mir nicht selbst gesagt, es wäre keine Milch mehr da? Und was steht dort drüben, he? Aber ich lass’ das nicht stecken. In den Baedeker bring’ ich’s und in die Allgäuer Zeitung.“ Er schnappte nach Luft wie ein Karpfen. Die Kesi war ganz benommen von dem Wortschwall.

„Aber wie werden’s denn, um so a Glas Milch! — Dirndl, Senterl, was hast denn bloß ang’sstellt? Weißt denn nimmer, daß jetzt ka Milch net mehr verschenkt werden darf? Geh, Dirndl, dös ist net brav, daß d’ mi so in Ungelegenheit bringst“, wandte sich die Kesi jetzt mit Recht ärgerlich an die ganz kleinlaut dastehende Senta.

„Ich — ich — das ist doch meine eigene Milch — mit meiner Milch kann ich doch machen, was ich will“, kam es trotzig von den Kinderlippen. Aber es klang lange nicht so selbstbewußt wie sonst.

„Trinken sollst deine Milch selbst, aber mir net damit die Gäst verheßen. Nun sein’s nur wieder stad, lieber Herr. ’s Dirndl hat’s halt net böß g’maint“, begütigte sie noch einmal den aufgeregten Gast in ihrer netten Art, ehe sie wieder davoneilte.

Der Schimpflustige brummte und knurrte noch eine ganze Weile vor sich hin, während Senta mit jämmerlichem Gefühl

danebenstand. Keine Strafpredigt von Fräulein oder in der Schule war dem übermütigen Ding je so nahegegangen. In Ungelegenheit hatte sie die Resi gebracht, ihr die Gäste „verheßt“. Und dabei hatte sie doch nur das Beste gewollt, dem netten jungen Mädchen die gewünschte Erquickung bringen.

„Sei nicht so betrübt, Kleine.“ Das junge Mädchen, das den unangenehmen Zwischenfall verursacht hatte, strich ihr aufmunternd über das glatte dunkle Haar. „Ich mach's schon wieder wett, du sollst ein gutes Trinkgeld von mir bekommen“, tröstete sie.

Ein gutes Trinkgeld? Ja, das war wirklich ein Trost. Das konnte sie der Resi einhändigen, an Stelle der Einbuße, die sie durch den aufgebrauchten Herrn doch sicher haben würde. Diesmal mußte des Benzerls Kasse zurückstehen.

Senta hatte keine Zeit, lange zu grübeln und zu feiern. Von drei verschiedenen Tischen rief man nach ihr. Neue Gäste waren gekommen, da galt's das gebrauchte Geschirr wieder abzuräumen und die Tische einladend herzurichten. Senta tummelte sich; aber die Hände zitterten ihr von der Aufregung noch so arg, daß sie ihr nicht gehorchen wollten.

Und da geschah's.

Eine von den schönen bunten Bauerntassen der Wirtin entglitt ihr und zerschellte an der Steinschwelle des Hauses in tausend Scherben.

Senta stand entgeistert davor. Ein Unglück kommt selten allein. Nun hatte sie auch noch eine der schönen Tassen zerbrochen, die überhaupt gar nicht für die Gäste benutzt werden sollten. Zu ihrer Hochzeit hatte die Wirtin sie bekommen; nur an Sonn- und Festtagen tranken sie und ihr Mann den Kaffee daraus. Um den Kindern eine Freude zu machen, hatte die Wirtin ihnen hin und wieder den Kakao darin vorgesetzt. Senta hatte ganz genau

gemerkt, daß die Hochzeitstassen nicht für die Gastwirtschaft gebraucht werden durften. Aber heute bei dem starken Betrieb hatte sie, um recht schnell allen Wünschen nachzukommen, das erste beste ergriffen, was ihr gerade in die Hände gekommen war.

Wie versteinert starrte die Senta auf die bunten Scherben. Doch nur sekundenlang. Dann ließ sie die Augen blitschnell nach allen Seiten fliegen. War es bemerkt worden, daß sie etwas zerschlagen hatte? Nein, es schien nicht so. Die lebhafteste Unterhaltung der Gäste hatte das Geräusch übertönt. Keiner hatte acht auf sie, selbst die Resi nicht.

Auch drin in der Küche hatte man bei dem lauten Getriebe nichts gehört. Senta atmete auf. Dann beugte sie sich rasch und sammelte die Scherben in ihr grünes Bauernschürzchen. So, nun geschwind damit hinunter zum Trettachbach. Der würde das Zeugnis ihrer Ungeschicklichkeit bald davonspülen.

Auf der Matte hinter dem Hause kugelte Käthen die jauchzende kleine Jenz. Die schüchterne Schwester hatte bei dem erzürnten Wortwechsel vorhin sofort das Hasenpanier ergriffen und sich zur Jenz zurückgezogen.

„Ist er fort, der unfreundliche Herr? War er noch sehr böse auf dich, Senta? Ach, hab' ich mich vor ihm gefürchtet! Warum bist du denn nicht mit davongelaufen?“ Auch Käthe war noch ganz aufgeregt.

„Pah — was kümmert mich denn der alte Brummbär?“ gab Senta ziemlich unwirsch zur Antwort.

Der Aufenthalt war ganz und gar nicht nach ihrem Sinn. Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Keinen Blick hatte sie für die reizende kleine Jenz.

Doch die machte sich selbst bemerkbar. Sie tappelte mit ihren unsicheren Schritten auf sie zu. „Da“ — sagte sie und

stieß mit dem Köpfchen gegen Sentas krampfhaft zusammengehaltene Schürze. Aber gleich darauf verzog sich das lachende Gesicht schmerzhaft, und das Kind fing an zu weinen.

Bestürzt knieten die Schwestern zu ihr nieder.

„Jenzerl, was hast du denn? Tut was weh?“ erkundigte sich Rätchen mütterlich besorgt. „Himmel, das Kind blutet ja, schau nur, eine Schramme hat's an der Stirn. Wo hat es sich denn bloß verletzt? Hast du eine Nadel am Kleid gehabt oder — ja Senta, was hast du denn da in deiner Schürze drin?“

„Ach — gar nig, bloß ein paar Glascherben, da mag sich die Jenz wohl ein bißchen gericht haben“, stotterte Senta hastig. „Einer der Gäste hat ein Bierglas zer schlagen, ich will's nur gleich zur Seite bringen.“ Damit sprang sie davon, um bloß den forschenden Augen Rätchens nicht mehr Rede stehen zu müssen.

Der Schwester war weder Sentas Verlegenheit aufgefallen noch, daß sie bei ihrer Lüge so rot geworden war wie die Blumen in ihrem Kleid. Die hatte sich zärtlich zum weinenden Jenzerl herabgeneigt, ihr Taschentuch hervorgezogen und versuchte nun lieblosend, das Blut und die Tränen zu stillen. Sie hatte nur Augen für ihren weinenden kleinen Liebling.

Senta hatte inzwischen die rauschende Trettach erreicht.

Klirr — da flogen die Scherben der Hochzeitstafel auf die Felsstücke, die der zum Frühling tosend anschwellende Bach aus den Bergen mit hinab zu Tale riß. Aber wenn Senta gedacht hatte, daß die lustig dahinspringende Trettach die Spuren ihrer Ungeschicklichkeit eilends mit davonführen würde, so hatte sie sich gründlich getäuscht. Die bunten Scherben der schönen Hochzeitstafel blieben auf dem Grunde liegen und leuchteten durch das klare Wasser im Sonnenlicht.

Himmel — was nun? Ein schlechteres Versteck hätte sie sich ja gar nicht aussuchen können. Wenn Marie die Wäsche am Bach spülte, mußte sie unweigerlich die bunten Scherben finden, falls es nicht schon eher jemand entdeckte. Ob man sie nicht geschwind wieder herausfischen konnte und irgendwo sicher vergraben?

Nein, es ging nicht. Da kam Räte, das Jenzerl auf dem Arm, gerade den Wiesenweg zum Bach herab. Was hatte denn die Räte hier zu suchen und zu spionieren? Zum erstenmal in ihrem Leben hegte Senta unfreundliche Gedanken gegen die Schwester, mit der sie sonst ein Herz und eine Seele war.

Rasch eilte sie ihr entgegen, um sie möglichst von der Trettach fernzuhalten.

„Ach, Senta, tu mir den Gefallen und feuchte mein Taschentuch mal am Bache an, ich will's der Jenz um die Stirn binden, es blutet immer noch“, bat Räte, da ihr das Kind auf dem Arm allmählich zu schwer wurde. Nur zu gern erfüllte Senta die Bitte. Bald sah die kleine Jenz wie ein verwundeter Krieger aus.

Von der Veranda her rief die Resi jetzt nach ihnen. „Dirndl, wo steckt's denn? Grad' heut, wo man nicht weiß, wo man zuerst hin soll, da laßt ihr mich allein schaffen? Geh, dös is net lieb von euch. O Jegerl, was hat denn das Jenzerl? Ist's g'fallen?“ Trotz der vielen Arbeit sprang die Mutter die Stufen herab und war auch schon bei ihrem Kinde. Das lachte bereits wieder und angelte jauchzend nach der Mutter.

„Es ist nicht arg, ein bißel gericht hat sich die Jenz nur“, beruhigte sie Rätchen, während Senta mit bösem Gewissen danebenstand.

Zum Glück forschte die Resi nicht weiter. Zu viele verlangten nach ihr. Sie drückte das Kleinkind eilig wieder der Räte in den

Arm. „Da, Käterl, gib brav Obacht aufs Zengerl, daß ihr nig zustoßt. Und du, Senterl, gelt, du gehst mir wieder a bisserl zur Hand. Oder bist noch bang vor dem arg garstigen Herrn? Der hat schon g'schaut, daß er weiterkommt; aber koan Trinkgeld hat er mir net geben.“

Senta schüttelte den Kopf. Nein, wegen des arg garstigen Herrn war es nicht. Nur die zerbrochene Hochzeitstasse, die drunten im Bach lag, war schuld, daß sie der Resi nicht so frei und fröhlich wie sonst in die Augen schauen konnte. Die zerbrochene Tasse lag ihr wie Bergeslast auf der Seele. Die Gäste kannten die muntere kleine Kellnerin, die sonst jedem so schlagfertig Rede stand, kaum wieder. Scheu und befangen wurde sie, sobald man sie ansprach. Es konnte doch einer von ihnen gesehen haben, daß sie die Tasse zerbrochen hatte.

Die lustige Gesellschaft, Buben und Mädels, die zur Kemptner Hütte hinauf wollten, rüsteten gerade zum Aufbruch. „Gut, daß du kommst“, rief das junge Mädchen, „da hast du was für deine Milch.“ Damit drückte sie der Senta fünfzig Pfennige in die Hand.

Die kleine Kellnerin errötete. Wenn sie der Resi die Hälfte davon gab, war die für das ausgebliebene Trinkgeld des arg garstigen Herrn entschädigt. Und der Rest konnte der Kasse des Zengerls zugute kommen. Oder... Sentas rosig gebräuntes Gesicht verfärbte sich. Ganz blaß wurde sie bei dem Gedanken, der ihr soeben gekommen war. Alles Blut entwich ihr zum Herzen.

Nein — nein, das wär' doch ein Unrecht an der Resi und am Zengerl erst recht. Wie sollte das rote Kleidchen da wohl zusammenkommen? Ja, und es war ja auch noch die Frage, ob man solche schöne Hochzeitstasse überhaupt für fünfzig Pfennige

bekam. Und wo sollte sie die wohl kaufen? Dazu mußte sie erst nach Oberstdorf hinunter.

Trotz der Für und Wider hatte Senta die Hand mit dem Geldstück bereits in die Tasche ihres Bauernkleides gleiten lassen. Sie konnte es sich ja noch überlegen. Aber wenn man erst überlegt, anstatt gleich das Rechte zu tun, so hat man sich auch schon für das Unrechte entschieden.

Am Abend erschien es Senta gar nicht mehr so schlimm, daß sie die Resi und das Zengerl um das Geld bringen wollte. Die wußten ja davon gar nichts. Und es war doch ihr Trinkgeld, für ihre eigene Milch hatte sie es bekommen. Wer weiß, wann sich wieder eine so günstige Gelegenheit fand, die Hochzeitstasse zu ersetzen.

Aber das Wie machte noch Kopfzerbrechen. Sie mußte nach Oberstdorf. Das stand fest. Und zwar bald, denn heute war schon Donnerstag. Am Sonntag würde die Frau Josepha, wie die Wirtin allgemein gerufen wurde, ganz sicher das Fehlen der zweiten Hochzeitstasse bemerken. Da mußte sie bereits gekauft sein.

Ja, die kleine Kellnerin hatte schwere Sorgen. Ihr lustiges Amt, das sie sonst so gern erfüllte, machte ihr heute kein bißchen Freude. Sie war ordentlich erleichtert, als Fräulein mit ihrem Malkasten erschien und es Mittagessen gab. Auch bei dem alltäglichen telephonischen Anruf machte sie der Mutter nicht solch fröhlichen Eindruck wie sonst. Eine Mutter hat selbst in der Ferne ein feines Ohr für die Stimme ihres Kindes. Immer wieder mußte Fräulein ihr versichern, daß Senta auch ganz wohl sei.

Doch auch Fräulein wollte es am Nachmittag bei dem gemeinsamen Ausflug ins Traufbachtal dünken, als ob der Senta

irgend etwas fehle. Das lebhafteste Kind, das sonst keinen Augenblick auf dem Wege bleiben konnte, bald voraussprang, einem Schmetterling nach, bald zurückblieb, um eine besondere schöne Blume zu pflücken, an den Abhängen wie eine Gans zu Fräuleins Aufregung nach Himbeeren herumkletterte, ja, die Senta ging heute still und gesittet neben ihr, als wäre sie das Rädchen. Selbst die tausenderlei Fragen, die sich wie ein Sturzbach sonst über Fräulein zu ergießen pflegten, waren heute ganz verstummt. So angenehm und erholend dieser Zustand auch an und für sich war, er kam Fräulein doch nicht recht geheuer vor.

Auch den Geschwistern fiel das Ansichgekehrtsein der Schwester auf. „Du“ — Erwin versuchte sie mittels eines brüderlichen Puffs ihrer Versunkenheit zu entreißen — „du, Senta, von wem hast du denn heute einen Anschneider gekriegt?“

„Von gar keinem“, gab Senta möglichst passig zurück. Aber in Erinnerung an den „arg garstigen“ Herrn Klang's doch nicht ganz glaubwürdig. Nein, wenn der Erwin sie aufzog, dann sollte er nicht ihres Vertrauens theilhaftig werden. Den ganzen Spaziergang über hatte sie nämlich schon hin und her überlegt, ob sie nicht eines der Geschwister in ihre Nöthe einweihen sollte. Vielleicht kam der andere auf irgendeinen Ausweg. Und das Herz würde ihr auch leichter werden, konnte sie einen Theil ihres Vergehens auf eine mitfühlende Seele abwälzen. Aber wenn der Erwin so war, nein, dann erfuhr er nichts!

Und Rädchen? Die hatte schon einigemal den Arm um die Schulter der Jüngeren geschlungen und zärtlich geforscht: „Was ist dir bloß, Senta, habe ich dich etwa gekränkt?“

Warum vertraute sie sich bloß ihrem Rädchen nicht an?

Einfach aus der festen Überzeugung heraus, daß Rädchen ihr raten würde, ihr Unrecht wieder gutzumachen. Aber anders,

als es nach Sentas Sinn war. Sicher würde die brave Räte es entsetzlich unrecht finden, daß sie das Trinkgeld einbehalten hatte, anstatt es der Resi und Benz zukommen zu lassen. Und was die zerbrochene Tasse anbetraf, so würde sie ihr bestimmt zureden, der Frau Josepha ehrlich ihr Unrecht zu beichten. Das würde ja auch eigentlich das bequemste gewesen sein, wenn — ja, wenn es nur nicht gerade die Hochzeitskasse gewesen wäre!

Die bunten Scherben verfolgten die kleine Sünderin auf Schritt und Tritt. Aus den sprudelnden Wassern des Traufbaches, an dem sie aufwärts stiegen, schienen sie immer wieder vor ihr aufzutauhen. Senta, die sonst ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur hatte, sah heute nicht, wie wunderbar der dunkle Föhrenwald gegen den schloßweißen Hermelin der Berge stand, nicht die saftiggrünen Matten, von denen melodisches Herdengeläut herüberklang. Sie empfand den Frieden, der hier in diesem stillen Tale wohnte, nicht. Denn in ihrer Seele war kein Frieden.

Des Abends, da bedrückte es sie ordentlich, weil die Frau Josepha gar so lieb zu ihnen war. „Geschmälzertes“ hatte sie trotz ihrer vielen Arbeit eigens für die Kinder gebacken, weil die das besonders gern mochten. Und nach dem Essen, als die Wirtsleute mit ihren Gästen dem Zitherspiel des Haussohnes lauschten — denn Spielmannsau hatte seinen Namen von all den Spielleuten, die dort daheim waren —, da schlang die Frau Josepha liebevoll den Arm um die neben ihr sitzende Senta.

„Das Dirndl, das geb' ich nimmer wieder her. Das tät' ich halt am liebsten für immer hierbehalten. So alt wär' mein Eiserl jetzt auch, wenn's mir unser Herrgott g'lassen hätt'!“

Da hatte es die Senta durchzuckt: Gesteh dein Vergehen ein, die Frau Josepha ist so gut, die verzeiht dir. Aber nein, gerade weil sie so gut zu ihr war, durfte sie sie nicht derart enttäuschen. Senta schwieg und ging mit ihrer Zentnerlast auf dem Herzen zu Bett.

Doch Ruhe fand sie auch hier nicht. Das Rauschen der Tretschach, das sie sonst sanft in Schlummer gewiegt, dröhnte ihr jetzt in die Ohren: Ich weiß, wie schlecht du gewesen bist, wenn du's auch zehnmal verheimlichst. Ich flüstere es jedem Vorüberwandernden zu. Und dem Loifel, dem Geißbub, zeig' ich morgen in aller Früh schon die Scherben, wenn er seine Herden zu Berg treibt. Da warf die Senta mit jähem Entschluß die Decke fort und sprang aus dem Bett.

Schließ Rätchen schon? Freilich — leise, regelmäßige Atemzüge kamen aus dem Bett gegenüber. Wer ein reines Gewissen hat, der kann ruhig schlafen.

Aber Erwin — am Ende war der Erwin noch munter. Der tat ihr sicher den Gefallen und ging mit ihr zum Bach hinunter, die Scherben wieder herauszuholen. Er war ihr ja immer ein guter Kamerad. Denn allein — nein, allein fürchtete sie sich doch zu sehr.

Mit fliegender Hast hatte Senta ihr Röckchen übergeworfen. Barfuß, damit sie am Bach nicht erst Schuh und Strümpfe ausziehen hatte, huschte sie hinaus auf die Holzgalerie, die rings um das Haus lief und auf die alle Türen mündeten.

An dem offenen Fenster, das zu Erwins Stube gehörte, machte sie halt. „Erwin — du — schläfst du schon?“ flüsterte sie gedämpft durch den geblümten Vorhang. Alles still. Keine Antwort. Irgendwo schlug ein Hund an.

„Erwin“ — noch einmal versuchte Senta ihr Heil. Melodisches

Schnarchen antwortete. Lauter wagte Senta nicht zu rufen. Wenn Gräulein sie hörte!

Was nun? Ach was, es war ja so hell drunten im Garten



und auf der Wiese, fast tageshell im Vollmondschein. War sie denn ein Hasenfuß wie Rätchen?

„Schäme dich, Senta, tußt stets wunder wie mutig, und wenn's drauf ankommt, bist du feige!“ schalt sie sich selbst.

Husch, husch! war sie die Holztreppe hinab, die in den Gras-

garten führte. Ganz hell war es hier, in lichtem Silbergrün dehnte sich die Wiese, als wäre sie der Eingang zu einem Märchenland. Man brauchte wirklich keine Angst zu haben.

Schnell liefen die kleinen Barfüßchen, und bald darauf stand sie am Bach. Wie flüssiges Silber glitt er im Mondglang dahin. Die zerbrochene Hochzeitstasse leuchtete daraus hervor, bunten Blumen gleich, die auf seinem Grunde wuchsen.

Einen Augenblick zauderte das kleine Mädchen.

Aber jetzt galt es zu handeln. Den über den Bach hängenden Erlenaft ergriffen und behutsam den Fuß auf einen Felsstein gesetzt. Hu — war das Wasser kalt! Senta fröstelte vor Kälte und vor Aufregung. Trotzdem der Bach nicht tief war, schien es gar nicht so einfach, sich auf dem unsicheren Standort zu bücken und die Scherben herauszufischen.

Plötzlich schreckte sie zusammen. Sie fühlte die Nähe eines menschlichen Wesens. Kaum wagte sie es, das angstvoll entsezte Gesicht dem Ufer zuzuwenden.

Da — stand der Erwin, nur mit Hemd und Hose bekleidet. Das frische Jungengesicht schreckhaft bleich im Mondschein, die Hände wie zur Abwehr vorgestreckt. Sein Mund war halb geöffnet, aber kein Laut entschlüpfte ihm.

Er hatte Sentas Ruf von der Galerie wohl vernommen, nur aus Ull hatte er das Schnarchen vorgetäuscht. Heimlich aber war er aufgestanden und ihr gefolgt, neugierig, was sie wohl vorhabe. Nun aber stand er starr und entsezt am Ufer der Tretbach. Kein Zweifel — die Senta war mondsüchtig. Um's Himmels willen sie bloß nicht anrufen, sonst wachte sie auf und stürzte — darum stand der Erwin mit aufgerissenem Munde stumm am Bach.

Senta aber stürzte auch ohne Anruf. Schreck und Freude

beim Anblick des Bruders ließen sie den Erlenaft loslassen — plumps! — das Wasser spritzte hoch auf an ihrem unbestrumpften Bein.

„Au — au — mein Fuß, ich bin auf die Scherben getreten!“ jammerte sie weinend vor Schreck und Schmerz.

In Erwin war jetzt Leben gekommen. Senta schien ja aus ihrer Mondsüchtigkeit erwacht zu sein. Nun hieß es, sie dem nassen Element zu entreißen. „Hier, nimm meine Hand, halte dich fest, so — aber setze doch den Fuß ans Ufer! Du wirst doch nicht die ganze Nacht im Bach bleiben wollen“, kommandierte er.

„Ich kann nicht, ach, ich kann ja nicht! Au, tut mir mein Fuß weh! Ich habe mir bestimmt Porzellanscherben hineingetreten“, heulte die Schwester.

„Quatsch!“ entschied der Bruder. „Im Bach gibt's keine Scherben. Du hast dich an den Steinen verlegt.“

Senta wußte das nun besser, aber sie behielt es wohlweislich für sich.

„Wenn ich dich nur erst glücklich am Ufer hätte, du kannst doch nicht, bis der Fuß heil ist, als Wassernixe im Bach bleiben“, sagte der Junge ratlos.

„Vielleicht hebst du mich hinüber, Erwin. Auf der Wiese werde ich sicher besser auftreten können“, schlug Senta vor.

Das war nun eine schwierige Geschichte. Bei einem Haar wäre auch der ältere Bruder, der nicht gerade geschickt war, bei seinem Rettungswerk mit in die Fluten gestürzt. Und als er die Schwester nun endlich glücklich erwischt und am Ufer hatte, da schüttelte er sich wie ein nasser Pudel.

„Brrr — du trieffst ja, Mädels! Flink nach oben, sonst holst du dir noch obendrein einen Schnupfen“, riet er verständig.

Das war leichter gesagt als getan. Der verletzte Fuß wollte auch auf festem Boden seiner kleinen Herrin nicht gehorchen. Ja, er schmerzte und brannte noch weit mehr als in dem kührenden Bachwasser. Auf einem Bein hüpfte Senta wie eine Krähe dem Hause zu.

„Du, Senta“, flüsterte Erwin merkwürdig scheu, „du, sag’ mal, wie ist das denn nun eigentlich?“

„Was denn?“ fragte Senta beklommen. Nun kam die Geschichte mit der zerbrochenen Hochzeitstasse heraus.

„Tu doch nicht so — du weißt doch schon.“

„Ja, Erwin, ich konnte wirklich nicht dafür.“

„Das weiß ich, da kann kein Mensch was dafür. Das ist ein Unglück.“

„Pech ist es — aber du darfst keinem Menschen was davon erzählen — rechte Hand, Ehrenwort.“

„Jungen schwagen nicht wie Mädchen — aber nun sag’ mal, ist das, als ob der Mond dich holt?“

„Wer holt mich?“ fragte Senta mit nicht gerade geistreichem Gesicht.

„Der Mond — — —.“

„Junge — Erwin“, die Schwester schüttelte ihn ängstlich, „hast du den Verstand verloren?“

„Nein, aber ich weiß, was ich weiß. Gute Nacht, und wenn du wieder Lust hast zu nachtwandeln, dann laß mich wenigstens schlafen.“ Erwin war nämlich ärgerlich auf Senta. Was machte die denn solch Geheimnis daraus, daß sie mondsüchtig war. Das war doch riesig interessant. Oder wußte sie es am Ende selbst gar nicht? Solche Leute sollten ja alles im Schlaf tun.

Die kleine Nachtwandlerin war inzwischen, das Stöhnen, das ihr das Auftreten verursachte, möglichst unterdrückend, um

Mädchen nicht zu wecken, in trockene Wäsche geschlüpft. Sie zitterte trotz der warmen Sommernacht vor Kälte und Aufregung. Noch geschwind das Taschentuch angefeuchtet und um den schmerzenden Fuß geschlungen. So — morgen war sicher alles wieder gut. Der Fuß durfte ja morgen nicht mehr weh tun. Sie mußte ja nach Oberstdorf, die Hochzeitstasse zu kaufen. Wärme, Wohligkeit und Müdigkeit überkamen das erregte Kind alsbald. Nicht lange, so schlief auch sie sanft wie die Schwester. Durch das Fenster aber schaute der Vollmond und grinste über das ganze Gesicht vor Vergnügen, daß die Senta mondsüchtig sein sollte.

Am nächsten Tage war der Fuß dick angelaufen. Senta konnte sich dieser niederschmetternden Erkenntnis, trotzdem sie es nur zu gern getan hätte, nicht verschließen. Abgesehen von den heftigen Schmerzen kam sie gar nicht in ihren Schuh hinein.

Was nun? Die Tasse mußte besorgt werden. Der Sonntag stand vor der Tür. Mädchen einweihen und sie bitten, sie statt ihrer zu kaufen? Das ging nicht. Käthe war viel zu tugendhaft, da kam die ganze Geschichte heraus. Erwin, ja, der würde sich schon eher dafür eignen. Aber der Bruder war wie alltäglich in aller Frühe mit dem Weizenloisels in die Berge gezogen. Der kam erst zu Tisch zurück.

Ob sie Fräulein, die sich so rührend um sie mühte und an ihrem Lager saß, um ihr Umschläge zu machen, beichtete, wodurch sie sich den schlimmen Fuß zugezogen? Fräulein zerbrach sich den Kopf, wie das bloß gekommen sei, sie stand vor einem Rätsel. Mehrere Male nahm Senta einen Anlauf dazu und — schwieg dann doch wieder. Es war doch zu schwer. Und wenn sie so fleißig Umschläge machten, war’s morgen ganz bestimmt wieder gut.

Dann war ja noch gerade Zeit, um die zerbrochene Hochzeitstasse zu ersetzen. Wenn sie nur keiner inzwischen im Bach fand!

Längeweile konnte die Senta eigentlich nicht haben. Rätchen, die ganz unglücklich über das Mißgeschick der Schwester war, leistete ihr getreulich Gesellschaft. Sie brachte sogar das Jenzl zum Spielen mit. Aber Senta hatte wegen des einbehaltenen Geldes kein gutes Gewissen gegen die kleine Jenz. Ebensovienig gegen die Resi, die sie trotz ihrer vielen Arbeit besuchte und sie aufheitern wollte. Senta blieb still und gedrückt. Das Lachen und Singen der vorüberziehenden Touristen verdross sie. Ach, wenn sie doch wieder als Kellnerin dort unten hätte helfen können!

Frau Josepha brachte der kleinen Patientin eigenhändig das Mittagessen. Senta wagte sie nicht anzusehen. Wußte sie am Ende schon etwas und wollte sie zur Rechenschaft ziehen? Drumten in der Küche meinte die kluge Frau nachher: „Mit unserem Senterl da stimmt halt was net. Der Fuß allein ist's scho net, die Krankheit muß halt noch woanders sitzen. Es wär' schon gut, wenn die Eltern sich a bisserl nach ihr umschauen täten.“

Am Nachmittag rollte ein Wagen vor das Gasthaus. Eine Dame und zwei Herren entstiegen ihm. Fräulein hatte mittags, als die Eltern, wie tagtäglich, antelephonierten, natürlich mitteilen müssen, daß die Senta einen schlimmen Fuß habe. Darauf kamen sie sofort und brachten auch gleich einen Arzt mit.

Fest schmiegte sich Senta an die Brust der Mutter. Ach, nun wurde alles gut, wenn Muttdchen da war! Das fühlte sie. Wäre sie nur mit ihr allein gewesen! Sie hätte ihr bedrängtes Herz am liebsten gleich ausgeschüttet. Aber da war noch der Vater, Fräulein und der Herr Doktor. Der untersuchte den kranken Fuß eingehend.

„Da ist ein Fremdkörper eingetreten“, entschied er, „bist wohl barfuß gelaufen, kleines Fräulein?“

Sentas Gesicht schien wie in Blut getaucht, während Fräulein versicherte, daß die Kinder niemals barfuß gegangen seien.

Der Arzt zog eine Tasche mit allerlei blankgeschliffenen Instrumenten hervor. „A bisserl weh wird's schon tun; aber du bist ja ein tapferes Mädchen, gelt? Wir müssen den Fremdkörper herausholen, eher kann der Fuß nicht heilen.“

Frau Holm hielt die Hand ihres Kindes. Aber der Schmerz, den der Arzt ihr verursachte, so heftig er auch war, trat zurück vor Sentas grenzenloser Erregung und Spannung: Würden jetzt die Scherben der Hochzeitstasse zutage kommen, und würde man sie erkennen?

„Erledigt“, sagte der Arzt, den blutenden Fuß verbindend. „Hast dich brav gehalten, Mäderle.“

„Ja — aber — aber wo sind denn die — wo ist denn der Fremdkörper?“ Sie hätte sich nicht gewundert, wenn die sämtlichen Scherben der Hochzeitstasse nebst Henkel aus ihrem Fuß herausgeholt worden wären.

„Ja, davon wirst du nicht viel erkennen, kleines Fräulein. Hier ein paar Splitterchen, Stein oder Glas, wer weiß, was es gewesen ist“, sagte lächelnd der Arzt.

Oh, Senta wußte sehr wohl, was es gewesen war. Und als jetzt die Augen der Mutter den ihren begegneten, da schienen auch die Bescheid zu wissen. Die Augen einer Mutter verstehen in der Seele ihres Kindes zu lesen.

„So, nun geht ihr in die Luft, und ich bleibe bei Senta“, sagte Frau Holm mit dem feinen Gefühl, daß ihr Töchterchen sich nach einer Aussprache mit ihr sehne.

Das Zimmer leerte sich. Was Senta den ganzen Vormittag

unmöglich gewesen war, jemand ihr Unrecht anzuvertrauen, das wurde ihr jetzt, an den Hals der Mutter geschmiegt, ganz leicht. Und leicht wurde es ihr auch im Herzen, als der Druck von ihrer Seele wich.

Ganz still saßen Mutter und Kind, nachdem Senta ihre Beichte beendet hatte. Kein Wort sprach die Mutter.

„Bist du sehr böse, Muttschen, daß ich die schöne Hochzeitstasse zerbrochen habe?“ wagte Senta schließlich zu flüstern.

„Nein, Kind, darüber bin ich gar nicht böse. Deshalb hätte dir Frau Josepha auch sicher nicht gezürkt. Eine kleine Ungeschicklichkeit kann schon mal vorkommen. Aber traurig bin ich, daß mein Kind nicht aufrichtig und wahrheitsliebend ist. Du siehst selbst, Senta, wie eine Lüge, ja auch nur ein Verschweigen, eine Kette von Unaufrichtigkeiten hinter sich herzieht.“

Senta nickte verständnisinnig. Ach, wie oft hatte sie in den letzten vierundzwanzig Stunden ihren Mangel an Aufrichtigkeit schon selbst bedauert.

„Ersatz für die zerbrochene Hochzeitstasse will ich wohl schaffen“, fuhr die Mutter gütig fort. „Dafür verlange ich aber auch von dir, mein Kind, daß du Frau Josepha ehrlich deine Schuld eingestehst. Eher wirst du gar nicht wieder froh werden. Und das Geld, das der Resi zukommt, wandert in des Jenzers Kasse. Künftig nimmst du kein Trinkgeld mehr von den fremden Gästen an, sondern schickst die Resi zum Einkassieren. Nur wenn du mir das versprichst und daß du deine Milch von nun an selbst trinkst, anstatt sie zu verschenken, will ich dir gestatten, der Resi auch ferner zur Hand zu gehen.“

Alles, alles versprach die Senta. Sie war ja so glücklich, daß sie jetzt wieder jedem frei in die Augen blicken konnte.

Da ging die Tür auf. Der Vater trat ein. Er sah ernst und

besorgt aus, denn auch draußen hatte es eine Beichte gegeben. Der Erwin hatte ihm anvertraut: „Vater, ich hab’ zwar Stillschweigen gelobt. Aber ich glaube, daß ich dazu verpflichtet bin, es dir zu sagen, da es sich doch um eine Krankheit handelt. Unsere



Senta ist — mondsüchtig!“ Und er berichtete geheimnisvoll scheu, was er wußte.

Nun wollte der Vater der Sache auf den Grund kommen. Vor allen Dingen aber mußte seine Frau geschont werden, die sollte möglichst nichts davon erfahren.

„Sag' mal, Senta, hast du manchmal Kopfschmerzen?“ begann er das Examen.

„Nein, bloß der Fuß tut mächtig weh.“

Das war nicht weiter beunruhigend.

„Bist du schon einmal nachts im Garten gewesen, wenn der Mond so recht schön schien?“

„Ich — ich — —.“ Sentas hübsches Gesicht sah wie das lebendige Schuldbewußtsein drein.

„Quäle das Kind nicht“, bat jetzt die Mutter. „Ich weiß Bescheid.“

„Du weißt Bescheid, na, und — —.“ Herr Holm konnte sich nicht genug über die Ruhe seiner Frau einer so aufregenden Tatsache gegenüber wundern.

„Senta wird künftig aufrichtiger sein. Im übrigen ist sie durch den kranken Fuß genug bestraft.“ Sie winkte ihrem Mann auf die Galerie hinaus.

Dort hörte Senta erst leises Sprechen der Mutter, dem lautes Lachen des Vaters folgte. Dann lachte wieder die Mutter herzlich — nanu, was hatten denn die Eltern bloß? Die kleine Neugierige erfuhr es nicht.

Frau Josepha aber erfuhr noch an demselben Tage, was ihrer kleinen Freundin außer dem kranken Fuß gefehlt hatte. Nun erst, als ihr auch die gute Frau verziehen hatte, konnte Senta wieder so fröhlichen Herzens sein wie zuvor.

Freilich, der Fuß heilte langsam. Der Wildfang hatte noch reichlich Zeit, beim Stillliegen darüber nachzudenken, wie Verschweigen und Heimlichkeiten sie um die schönen Ferientage gebracht hatten. Der Resi konnte sie nicht mehr als kleine Kellnerin helfen. Der Fuß mußte geschont werden.

Aber als die Kinder dankbar von ihren lieben Wirtsleuten

Abschied nahmen, da war die Kasse des Benzerls durch gütige Nachhilfe der Eltern trotzdem so gefüllt, daß Resi das rote Kleidchen für die Kleine erstehen konnte.

In dem Wandschrank der Frau Josepha steht eine neue Hochzeitstasse. Die zerschlagene aber liegt noch immer im Trettachbach.